

Karl Heinrich Rau

EIN BEITRAG ZUR SOZIALGESCHICHTE DER PROFESSORENSCHAFT
IM 19. JAHRHUNDERT

Inauguraldissertation

zur Erlangung des Grades eines Dr. phil.
an der Fakultät für
Verhaltens-und empirische Kulturwissenschaften
der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

vorgelegt von Gabriele Haupt · Heidelberg 2004

Meiner Familie

Inhaltsverzeichnis

VORWORT	03
I. KINDHEIT UND JUGEND	04
1.1. Herkunft und Familie	04
1.2. Kinderjahre und erste Schulzeit	09
1.3. Ausbildung bis zum Abitur	14
1.4. Studienjahre	31
1.5. Eine Zwischenbilanz	43
2. LEHR-UND WANDERJAHRE	45
2.1. Privatdozent und Gymnasiallehrer in Erlangen	45
2.2. Reise durch Deutschland	50
2.3. Anstellung als Professor	64
3. PROFESSOR IN HEIDELBERG	68
3.1. Zur Professionalisierung des Hochschullehrerberufs	68
3.1.1. Vom Gelehrtenstand zur Hochschullehrerschaft	68
3.1.2. Die Reformuniversität Humboldt'scher Prägung und ihre Professoren	72
3.1.3. Fritz Ringer und die „Deutschen Mandarine“	76
3.2. Zur Institutionalisierung der Nationalökonomie	81
3.2.1. Von der Kameralistik zur Nationalökonomie	81
3.2.2. Von der „Kameral Hohen Schule zu Lautern“ zum ökonomischen Lehrfach in Heidelberg	86
3.3. Die Situation an der Universität Heidelberg um 1820	91
3.4. Der Professor Karl Heinrich Rau	95
3.5. Rau als Prinzenenerzieher	109

4. RAU ALS PROREKTOR	115
4.1. Das Prorektorat 1831/32	116
4.2. Das Prorektorat 1847/48	131
5. VERTRETER DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG IN DER I. KAMMER DES BADISCHEN LANDTAGES	142
5.1. Die badische Verfassung von 1818	142
5.2. Rau in der 1. Kammer des Landtages	146
6. REVOLUTION 1848/49	165
7. REISEN	189
Das Beispiel England 1851	189
8. WEITERE AKTIVITÄTEN – JUBILÄEN – EHRUNGEN – TOD	215
8.1. Mitarbeit in Universitätsgremien	215
8.2. Mitarbeit in kirchlichen Gremien	217
8.3. Arbeit für die Astor-Stiftung	220
8.4. Jubiläen und Ehrungen, Tod	225
9. IST RAU DER TYPISCHE PROFESSOR DES 19. JAHRHUNDERTS?	238
LITERATURVERZEICHNIS	243

Vorwort

Karl Daniel Heinrich Rau (1792–1870) galt als einer der bedeutendsten Nationalökonomien seiner Zeit. Geboren und aufgewachsen in Erlangen, begann er auch seine wissenschaftliche Laufbahn an der Universität seiner Vaterstadt. 1822 erhielt er einen Ruf an die Universität Heidelberg, den er annahm. Nahezu fünfzig Jahre lang lehrte und wirkte er hier. Sein „Lehrbuch der politischen Ökonomie“, erstmals 1826 erschienen, erlebte zahlreiche Neuauflagen und galt als Standardwerk.

Er war aber nicht nur Gelehrter, sondern trat 1833 als gewählter Abgeordneter der Universität in die erste Kammer der badischen Ständeversammlung ein, später wurde er vom Großherzog dahin berufen. 1848 war er Mitglied des Frankfurter Vorparlamentes.

Nachdem nahezu 130 Jahre nach seinem Tode 1999 sein Tagebuch der Badischen Revolution in Heidelberg¹ erschienen ist, soll nun der Versuch unternommen werden, sein Leben darzustellen. Die Quellen dafür finden sich in seinem Nachlaß, der in Privatbesitz ist. Das Archiv der Universität Heidelberg hat diesen Nachlaß geordnet und in 111 Archivnummern verzeichnet sowie auf Mikrofilm genommen, so daß er der Öffentlichkeit zugänglich ist. In der Folge wird bei Zitaten auf diese Archivnummern Bezug genommen. Es können allerdings keine Seitenzahlen angegeben werden, da keine verzeichnet sind.

Dieser umfangreiche Nachlaß umfaßt persönliche Zeugnisse, Notizen, Zeichnungen, Tagebuchaufzeichnungen, Landtagspapiere, Reisetagebücher, Protokolle sowie eine mannigfaltige Korrespondenz mit Fachkollegen und anderen Persönlichkeiten seiner Zeit.

Kurz nach dem Tode Raus wurde auf Bitten der Familie vom Neffen Rudolf Köhler eine Lebensgeschichte Raus und seines Vaters, Johann Wilhelm Rau, aufgezeichnet. Auch diese befindet sich beim Universitätsarchiv Heidelberg. Hinweise darauf werden hier unter „Köhler Rau“ gegeben. Auch hier können keine Seitenzahlen angegeben werden.

Im Rahmen des Promotionsaufbaustudiums wurde 1999 an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg von der Verfasserin eine wissenschaftliche Hausarbeit mit dem Titel: Karl Daniel Heinrich Rau. Ein Leben zwischen Aufklärung und beginnendem Industriezeitalter - Kindheit und Jugend - vorgelegt. Diese Arbeit findet in veränderter und gekürzter Form auch hier Eingang.

¹ *Karl Heinrich Rau: Die vierzig Tage in Heidelberg. Ubstadt-Weiher 1999*

1. Kindheit und Jugend

I.I. HERKUNFT UND FAMILIE

Karl Daniel Heinrich Rau wurde am 23. November 1792 in Erlangen geboren.

Sein Vater war der Doktor der Theologie Johann Wilhelm Rau, ordentlicher Professor und Pfarrer an der Altstädter Kirche in Erlangen, geboren am 9. März 1745 in Rentweinsdorf in Franken, wo sein Vater Freiherrlich v. Rotenhan'scher Hausverwalter war. Da Johann Wilhelm Rau nicht nur als Vater für den Sohn wichtig und bedeutsam war, sondern auch an seiner Ausbildung wesentlichen Anteil hatte, soll hier der Bildungsgang und das berufliche Wirken des Vaters kurz dargestellt werden.

Johann Wilhelm Rau besuchte schon als vierjähriger Knabe 1749 die Dorfschule in Bonnland in Franken. Nach verschiedenen Stationen, die durch beruflich bedingten Ortswechsel des Vaters notwendig wurden, kam er auf das Gymnasium Casimirianum in Coburg. Offenbar hat er damals schon theologische Studien betrieben, denn es ist das Konzept einer Predigt überliefert, die wohl auch vor einer Gemeinde gehalten wurde und „allgemeinen Beifall“² fand. Nachdem die Bewerbung um ein Familienstipendium insofern erfolgreich war, als Johann Wilhelm die Hälfte der ausgesetzten Summe bekam, bezog der theologisch vorgebildete junge Mann im April 1766 die Universität Göttingen.

Göttingen war damals nicht ausdrücklich theologisch ausgerichtet, sondern galt als eine Universität, an der man eine moderne weltmännische Bildung erwerben konnte. Ihren Ruf verdankte die Universität vorwiegend den staatswissenschaftlichen und historisch-politischen Fächern (Schlözer, Gatterer, Heeren), auch Naturwissenschaften und Mathematik (Haller, Lichtenberg, Kästner) und Philologie, letztere vertreten durch Gesner, Heyne und Michaelis.³

Folgerichtig erstreckten sich Raus Studien nicht allein auf theologische Kollegien, er hörte auch reine und angewandte Mathematik, Philologie und Physik. Dazu kamen Sprachstudien in Englisch, Arabisch, Syrisch, Chaldäisch und Rabbinisch.⁴ Daneben übernahm er auch eine Hauslehrerstelle. Heyne nahm ihn in sein Philologisches Seminar auf. Ein Jahr später erhielt er als Mitglied des theologischen Repetentencollegiums seine erste amtliche Stelle. Mit 28 Jahren erhielt er auf Heynes Empfehlung einen Ruf als Rektor in der Stadt Peine, damals im Hildesheimischen. Der Theologe wurde also, ganz seiner klassisch-humanistischen Ausbildung gemäß, erst einmal Lehrer.

² Köhler/Rau; *Zeugnis des Pfarrers Wolfhart*

³ vgl. Friedrich Paulsen: *Geschichte des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885, s. 441 ff.*

⁴ vgl. Köhler/Rau

Für seinen Familienstand wurde Peine eine wichtige Station: Im April 1776 heiratete er Caroline Henriette Hedwig Hübener, Tochter des Syndicus Christoph Gottlieb Hübener, geboren am 28. August 1755 in Peine. Von Caroline ist nur überliefert, daß sie musikalisch war und aus einer angesehenen Familie stammte, über ihre schulische oder sonstige Bildung ist nichts bekannt, was für die Mädchenbildung ihrer Zeit typisch ist.

1776 trat Johann Wilhelm Rau sein neues Amt als Gymnasiarch und Professor der Theologie in Dortmund an. 1777 wurde ihm das Prorektorat und der größte Teil vom Lehramt der Philosophie am Archigymnasium übertragen. Zu den öffentlichen Prüfungen dort im September 1778 lud er durch ein Programm ein: „Etwas über die neuere gelehrte Erziehung“, worin er gründlichen Jugendunterricht und keine spielende Lehre fordert, die zur Verzärtelung und Hohlheit führe.

1779 nahm er den Ruf auf die zweite, also am schlechtesten bezahlte theologische Professur in Erlangen an. Seine lateinische Antrittsrede hielt er über das Thema: „Wie der Theologieunterricht dem Geiste unserer Zeit anzubequemen sei.“

1783 wurde er 3. Professor und Pfarrer an der Altstädter Kirche. 1788 rückte er in die zweite Professur auf. Viermal war er Prorektor, und 1807 wurden ihm die Arbeiten der Superintendentur übertragen.

Am 1. Juli 1807 starb Johann Wilhelm Rau im Alter von 62 Jahren. Er hinterließ eine kränkliche Witwe mit drei Söhnen, zwei Töchtern und vier Enkeln. Bei der Mutter lebten noch die einundzwanzigjährige Tochter Johanna und der vierzehnjährige Sohn Carl Daniel Heinrich. Die wirtschaftliche Situation war äußerst schwierig, lange Zeit verging, bis eine Witwenpension gezahlt wurde.

Johann Wilhelm und Caroline Rau hatten insgesamt acht Kinder, von denen fünf das Erwachsenenalter erreichten. Sie seien hier aufgeführt, da die Geschwister im Leben Carl Daniel Heinrichs eine nicht unwichtige Rolle spielten:

1. Sophie, geboren 1777 in Dortmund, verheiratet mit dem Professor für Kameralistik Carl Daniel Heinrich Bensen, der 1805 in Würzburg starb; Sophie starb 1828.
2. Gottlieb, geboren 1779 in Erlangen, der 1840 in Gießen als Professor der Medizin und Physicus (Arzt) starb.
3. Johanna, geboren 1786 in Erlangen, starb unverheiratet in Erlangen 1856.
4. Heinrich Hermann, geboren 1787 in Erlangen, der 1852 als Professor der französischen Sprache in Heidelberg starb.
5. Carl Daniel Heinrich, geboren 23. 11. 1792 in Erlangen.

Bei der Geburt des Jüngsten stellt sich die Familiensituation wie folgt dar: Der Vater war 47 Jahre alt, beruflich saturiert und erfolgreich. Finanziell war man nicht üppig ausgestattet, hatte aber genug, um ein bürgerlich-bescheidenes Leben zu führen. Seine beiden Berufe als Theologieprofessor und Pfarrer füllten ihn aus.

Die Mutter Caroline war 37 Jahre alt, hatte vier Kinder zu versorgen und erlebte ihre achte Entbindung. Drei Kinder waren im Kleinkindalter gestorben. Die vier Kinder im Hause waren 15, 13, 6 und 5 Jahre alt, stellten also beträchtliche und völlig unterschiedliche Anforderungen an die Mutter. Caroline wird gelegentlich als „nervös“ oder „kränklich“ beschrieben – angesichts der vielen Schwangerschaften und Entbindungen, anstrengenden Mutterpflichten, eines großen Haushaltes und der Verpflichtungen als Pfarrersfrau vermag dies nicht zu verwundern. Dazu kam noch das Leid, drei Kinder in frühestem Alter sterben zu sehen.

Nun kam also Carl Daniel Heinrich dazu, eine neue Schwangerschaft, ein neues Baby. Er sollte das letzte sein. Er war von Anfang an der „Kleine“, denn seine Geschwister waren alle deutlich älter. Selbst Heinrich, der ihm im Alter nächste Bruder, war fünf Jahre älter, was zur Folge hatte, daß sie kaum gleiche Interessen verfolgen konnten. Von seiner Geschwisterposition her war Carl also nicht nur ein „Jüngster“, sondern auch fast ein Einzelkind. Dennoch konnte ihm das reiche Familienleben im Pfarrhaus ausgezeichnete Entwicklungschancen bieten.



Johann Wilhelm Rau
1745-1807



Caroline Henriette Rau
geb. Hübener · 1755-1813

I.2. KINDERJAHRE UND ERSTE SCHULZEIT

Von der Hand des Vaters liegt ein kleiner Zettel⁵ vor, auf dem vermerkt ist:

„Den 23. Nachts kurz vor 10 Uhr ist uns ein Söhnchen geboren und den 24. Nachmittags von Herrn Geheimen Kirchenrat Seiler getauft worden. Er hat die Namen erhalten: Karl Daniel Heinrich. Den 25. hat H.(err) M.(agister) Besenbeck vormittags für mich gepredigt und des Nachmittags katechisirt.“

Vater Rau hat das Geburtsjahr nicht erwähnt; dieses ist aber auf dem 1831 ausstellten Taufschein mit 1792 dokumentiert. Dieser nennt auch den Paten: Karl Daniel Heinrich Bensen, Hofmeister zweier Studenten von der Reck in Erlangen. Bensen, 1761 in Einbeck geboren, hatte in Halle und Göttingen zunächst Theologie studiert, später Kameralistik und Ökonomie. In Halle hatte er fünf Jahre lang eine Lehrstelle am Pädagogium inne. Mit zwei seiner Eleven, den Freiherren von der Reck, ging er dann nach Erlangen. Aus dieser Zeit stammt wohl seine Bekanntschaft mit der Familie Rau. Anschließend ging er nach Göttingen, wo er die Rechte studierte. 1794 erhielt er die juristische Doktorwürde in Erlangen, 1797 wurde er hier ordentlicher Professor der Philosophie und der Kameralwissenschaften. In diese Zeit fällt wohl die Hochzeit mit der ältesten Schwester seines Patenkinde, Sophie. 1804 erhielt er einen Ruf nach Würzburg als Professor der Staatswirtschaft. Dort starb er schon 1805.

Bemerkenswert an beiden Dokumenten ist dieses: Vater Johann Wilhelm trägt sein neugeborenes Söhnchen nicht in sein kleines Notizbuch mit Familiennachrichten ein, in dem er bis 1784 alle wesentlichen Ereignisse, wie Ausbildung, Heirat, Geburten von Kindern, deren Krankheiten und auch Tod gewissenhaft aufgeschrieben hatte. Seine Aufzeichnungen in diesem Büchlein enden 1784 mit der Nachricht von der Erkrankung seines Töchterchens Johanna Karolina Barbara. Von anderer Hand hinzugefügt ist der Zusatz, daß dieses Kind am 22. 7. 1784 starb. Es war 11 Monate alt. Vorangegangen war der Tod seines Söhnchens Georg Friedrich Burkhard, Fritzchen genannt, der im August 1783 im Alter von 17 Monaten an der Ruhr gestorben war, im gleichen Monat, in dem Johanna geboren wurde. Diese beiden Schicksalsschläge hintereinander haben dem Vater wohl die Freude an seinem Familiennachrichtenbüchlein genommen. Ab diesem Zeitpunkt schreibt er nichts mehr ein, auch nicht die Daten seiner überlebenden Kinder Johanna (geb. 1786 und nach der verstorbenen Schwester benannt) und Heinrich (geb. 1787).

⁵ Rau 77

Auch der kleine Sohn Johann Wilhelm (1789-1790) findet keine Erwähnung. Nun könnte man vermuten, auch im Jahr 1792 war sich der Vater nicht sicher, ob dieses Kind überleben würde. So bleibt es zunächst bei dem dürftigen Zettel. Auffallend ist auch der Umgang mit dem Paten. Während bei den ersten drei Kindern bis zu fünf Paten pro Kind aufgeführt sind, alle mit Rang und Namen, aus der Familie oder dem Freundeskreis stammend, schreibt Vater Rau bei seinem letzten Kind nur auf, daß es getauft wurde, auch daß sein Vorgesetzter, Kirchenrat Seiler, das Kind taufte. Von einem Paten schreibt er nichts. Diesen nennt nur das Kirchenbuch. Ob der Familie Rau die Paten ausgegangen waren? Es gibt keinerlei Hinweis darauf, wieso gerade Carl Daniel Heinrich Bensen Pate wurde; eine spätere Heirat mit der damals 15-jährigen Tochter Sophie zeichnete sich wohl noch nicht ab, auch war seine berufliche Ausbildung keineswegs beendet. Dieser Pate sollte später festlegen, daß Carl Daniel Heinrich Rau ein Kameralstudium absolvieren sollte.

Immerhin scheint sich Vater Rau anlässlich der Geburt und Taufe seines jüngsten Kindes einen Sonntag frei genommen zu haben; denn er notiert gewissenhaft, daß Magister Besenbeck ihn beim Predigen und Katechisieren vertreten hat. Mochte Vater Rau bei der Geburt seines Jüngsten bezüglich dessen Überlebens und Aufwachsens eine eher vorsichtig-abwartende Haltung gehabt haben, änderte sich das später glücklicherweise. Als Karl offenbar komplikationslos über seine ersten Jahre gekommen war, schrieb er dessen „Erste Jugendgeschichte“ auf. Leider ist sie nicht datiert, es steht nur darunter: „Eigenhändig von Joh. Wilh. Rau“. Der Text sei hier in der Originalschreibweise wiedergegeben:

„Erste Jugendgeschichte Carl Daniel Heinrich Rau⁶

Dieser ist gebohren den 23.ten Nov. 1792 abends 10 Uhr, er war sehr groß und gesund. Wie er 1/2 Jahr alt war, merkte schon viel Freude an der Musik an ihm, von dieser Zeit an spielte ich ihm auf der Harfe vor, seine Wärtherin stellte sich, ihn auf dem Arm haltend, an die Harfe, er legte seinen Arm um den Harfenknopf, und dann seinen Mund auf den Knopf, so konnte er Stunden lang liegen, er sog ordentlich die Thöne ein. So hörte er auch gern das Clavier, aber durchaus kein Adagio. Er zeigte in den nächsten Jahren viel Feuer, aber auch Ernst, wenn ich ausging und ihm befahl, mit seinen Spielsachen auf einem gewiesenen Platz sitzen zu bleiben, so stand er gewiß nicht auf. Wie er 4 1/2 Jahr alt war, mußten wir ihm viel erzählen. Da ich dazu nicht immer Zeit und Lust hatte, so verlangte er in die Schule, damit er lesen lernte, um die Geschichten selbst lesen zu können.

⁶ Rau 77

Am Montag nach Ostern schickten wir [ihn] 1796 zum ersten mal in die Schule zu demSchullehrer Mennerstörfer. Er kante noch nicht alle Buchstaben, doch fing er bald an zu buchstabiren. Wie er das erste maal in der Schule eine geistliche Melodie singen hörte, sprang er voll Zorn unter die Kinder und rief Nein, das müßt ihr nicht singen, sondern „Freuet euch des Lebens pp. Nun buchstabirte er beständig, in der Nacht stöhrte er uns oft, weil er lange im Bette saß und laut buchstabirte, sein Vater verboht dem Lehrer, ihnnoch lange nicht zusammen lesen zu lassen, wie er aber kaum 2 Monat in der Schule war, laß er schon recht gut, nun fieng er auch an zu schreiben und zu rechnen, in kurzem laß er alle Geschichten die in seinen Büchern standen, da gaben wir ihm den Robinson v. Kampe, er laß ihn in 2 Stunden durch.“

Der Text offenbart vieles über die Erziehungsvorstellungen und den Erziehungsstil des Vaters Rau, auch über die Bedingungen, unter denen das Kind Karl aufwächst. Vater Rau fällt schon am sechs Monate alten Kind ein ausgesprochener Hang zur Musik auf, speziell zur Harfenmusik, aber auch zu der auf dem Klavier. Das zeigt, daß es im Pfarrhaus beide Instrumente gibt und daß Vater Rau sie spielen kann. Weiterhin wird deutlich, daß Vater Rau offenbar bereit ist, seine Zeit auch dem winzigen Kleinkind zu widmen, was durchaus nicht als Selbstverständlichkeit gelten kann. Das Kind hat zwar seine Wärterin – Personalprobleme gibt es nicht im Pfarrhaus – aber immerhin hält sich das Baby in Vaters Zimmer auf; denn es ist anzunehmen, daß die Instrumente in der sogenannten „Studierstube“ standen. Das Verhalten des Kindes, auch in Abwesenheit des Vaters am angewiesenen Platz sitzenzubleiben, läßt auf sehr frühe Disziplin schließen, vom Vater als Ernst charakterisiert.

Aber auch wißbegierig ist das Kind, vom Geschichtenerzählen kann es nicht genug kriegen. Der Vater gibt ohne Umschweife zu, dazu nicht immer Zeit und Lust zu haben – aber vielfach gab er doch wohl dem Drängen des Kindes nach. Endlich schickt er den Kleinen mit viereinhalb Jahren in die Schule. Bei der Jahresangabe „1796“ muß ein Irrtum vorliegen, denn Ostern 1796 wäre Karl erst 3 1/2 Jahre alt gewesen; es muß sich also um 1797 handeln. Für Vater Rau ist die frühe Einschulung nichts Ungewöhnliches, ist er doch selbst bereits mit vier Jahren in der Schule im fränkischen Bonnland gewesen.

Die dargestellte Szene mit der Reaktion des kleinen Karl auf geistlichen Gesang ist für einen Pfarrerssohn erstaunlich. Man sollte doch annehmen, daß das Kind geistliche Gesänge gewohnt gewesen sei. Aber seine Neigung galt wohl mehr dem Weltlichen. Sie zeigt außerdem, daß der kleine Karl recht selbstbewußt und gar nicht furchtsam ist; obwohl er der Kleinste ist, „springt er

unter die Kinder“ und fordert ein anderes Lied. Er hätte ja auch anfangen können zu weinen, wenn ihm das Lied nicht gefällt, oder es einfach kommentarlos ertragen. Aber er wehrt sich energisch – „voll Zorn“ – und verlangt ein anderes Lied. „Freut Euch des Lebens“ findet er offenbar fröhlicher.

Vater Rau stellt dann die überaus schnellen Lernerfolge des Kleinen dar, der aus eigenem Antrieb so lange buchstabiert, bis er lesen kann. Dem Vater wird es fast ein wenig unheimlich, er verbietet dem Lehrer sogar, den Kleinen „zusammen lesen“ zu lassen, aber er kann nicht verhindern, daß der Kleine lesen lernt. Schon nach zwei Monaten kann er es „recht gut“, schnelle selbständige Lektüre schließt sich an. Schreiben und Rechnen folgen.

All dies zeigt, daß der kleine Karl ein früh entwickeltes Kind war, das beachtliche Anlagen zeigte. Es wird aber auch deutlich, daß er im Elternhaus, besonders durch den Vater, eine liebevolle Förderung genoß.

Dem heutigen Beobachter fällt auf, wie komplikationslos die Aufnahme des Viereinhalbjährigen in die Schule erfolgt. Er möchte hingehen, seine Eltern sind dafür, der Lehrer ist auch einverstanden, und so kommt Karl in die Schule. Das läuft ab ohne Schulreifetest, ohne psychologisches Gutachten, ohne Grundsatzdebatten über Früheinschulungen oder Elitebildungen, ohne Schulamt, Gesundheitsamt und ohne bürokratische Formalitäten. Wäre es Karl nicht gelungen, Anschluß an den Leistungsstand seiner älteren Klassenkameraden zu finden, wäre er sicher auch ebenso komplikationslos wieder ausgeschult worden. Karl ist aber offensichtlich ein begeisterter Schüler mit großem Lerneifer.

Hier ist eine Bildungsmaßnahme angewandt worden, die sich ausschließlich am Bedürfnis des Kindes orientiert und im Einverständnis zwischen Kind, Lehrer und Eltern zu den wünschenswertesten Ergebnissen geführt hat. Wenn man diesen Vorgang mit den heutigen Debatten über die flexible Einschulung vergleicht, drängt sich der Schluß auf, daß vor zweihundert Jahren die Bereitschaft größer war, sich den Gegebenheiten des Kindes anzupassen, als dies heute der Fall ist.

Über Karls frühe Schulzeit gibt es auch ein richtiges Zeugnis. Es wurde erst im Jahre 1807 ausgestellt, als Karl Rau offenbar begann, derartige Leistungsnachweise zusammen zu tragen, weil seine Schulzeit sich dem Ende näherte.

Sein Lehrer schreibt am 17. Juli 1807:

„Daß Carl Daniel Rau als 4jähriger Knabe in meine Schule gegangen, und in Zeit 2 Monathen die Buchstaben, Buchstabieren und das Lesen gut gelernt, auch im Schreiben und Rechnen und anderen Sachen großen Fleiß bewiesen, und überhaupt durch sein Lernen und artigen Betragen mir viele Freude gemacht bezeugt hiermit

*F. M. Männerstörfer
Schullehrer wie auch Stadtkirchner.“*

Später geht Karl Rau, wie er im „Hausbuch“⁷, eine Art Tagebuch, vermerkt, in die „höhere Abtheilung der Altstädter Schule unter Höfer, einem sehr guten Lehrer“. Was er da gelernt hat, wird leider nirgends aufgeführt. Da Rau selbst später so ein positives Urteil über seinen Lehrer abgibt, wird er auch mit der Entwicklung und dem Wissenszuwachs aus dieser Zeit zufrieden gewesen sein. Auch über diese Schulzeit gibt es ein Zeugnis:

„Carl Daniel Heinrich Rau hat 3 Jahre, nemlich von seinem 6 bis 9ten Jahre, meine Schule besucht. Da er sich vorzüglich durch einen rühmlichen Fleiß, durch Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit in den Unterrichtsstunden vor anderen Schülern auszeichnete, seine glücklichen Naturgaben auf's beste angewandte, durch sein sittliches Betragen andern zum Muster diente, und mir dadurch viele Freude und Erleichterung verschaffte, so fühle ich mich verpflichtet ihm dies hiedurch öffentlich zu bezeugen, und alles gebührende Lob seines Wohlverhaltens wegen zu ertheilen.

*Altstadt Erlangen d. 20. Julius 1807 Johann Friedrich Höfer
Cantor und Schullehrer“.*

Lehrer Höfer äußert sich nur an einer Stelle über Begabung, Fähigkeiten und Kenntnisse seines Schülers: er habe seine glücklichen Naturgaben auf's beste angewandt. Das läßt den Schluß zu, daß Höfer den kleinen Karl für begabt hält, aber auch, daß er die Anwendung und Umsetzung der vorhandenen Begabung in Lernergebnisse für sehr gelungen hielt.

⁷ Rau 113

Kurz gesagt, er hält ihn für einen intelligenten Jungen, der auch gut lernt. Weit ausführlicher beurteilt er das, was heute gelegentlich als „Sekundärtugenden“ in Verruf geraten ist: Rühmlicher Fleiß, Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit, sittliches Betragen und Wohlverhalten werden Karl attestiert. Höfer gibt seiner Freude über den Schüler Ausdruck, geht sogar so weit zu sagen, er habe ihm durch sein sittliches Betragen „Erleichterung“ verschafft. Karl ist also nicht nur gescheit und lerneifrig, er ist auch noch überaus brav – ein richtiger Musterschüler.

Mehr ist über die ersten Schuljahre des kleinen Karl nicht überliefert. Lehrer Höfer bescheinigt den Schulbesuch bis in das 9. Jahr seines Zöglings, danach scheint das beendet zu sein, was wir heute die Grundschulzeit nennen. Für Karl beginnt eine neue Phase, der Eintritt in eine weiterführende Schule. Das geht ganz anders vor sich als heute. Karl bekommt keine Grundschulempfehlung, die nach genauem Zahlenschlüssel seine Begabung und Eignung attestiert und ihm eine bestimmte Schulart zuweist. Es gibt keine Nachhilfestunden, keine Debatten und keinen Schulstress. Die Grundschulzeit ist einfach beendet, und man gewinnt den Eindruck, als habe Lehrer Höfer dem Kind beigebracht, was in seiner Schule möglich ist, und entlasse den Jungen jetzt in eine Zukunft, die er nicht mehr beeinflussen kann.

1.3. AUSBILDUNG BIS ZUM ABITUR

Rau schreibt in seinem „Hausbuch“ über die weitere Ausbildung, die zunächst parallel zur Grundschule verläuft, folgendes:

„Um das Jahr 1799 begann der Vater, ein guter Lateiner, früher auch Schulmann, den lateinischen Unterricht, anfangs ohne bestimmte Stunden. Später kam Griechisch hinzu.“

Das bedeutet, Karl beginnt mit noch nicht einmal sieben Jahren Latein zu lernen. Der Vater geht es langsam an, „anfangs ohne bestimmte Stunden“. Offenbar will er dem Jungen die Sache ganz allmählich schmackhaft machen, bringt nicht zuviel auf einmal, läßt die Sache reifen. Wenn es allerdings heißt, daß anfangs keine bestimmten Stunden eingehalten werden, bedeutet das doch, daß nach einiger Zeit sehr wohl zu festgesetzten Zeiten unterrichtet wurde, und zwar regelmäßig. Wie lange die Zeit des „anfangs“ war, wissen wir nicht. Es folgt dann die Aufnahme des Griechisch-Unterrichts, offenbar in nicht allzu großem zeitlichen Abstand.

Wenig später wurde der Unterricht dann neu organisiert und ausgeweitet. Rau schreibt in seinem „Hausbuch“:

„Um das Jahr 1801 verbanden sich die Väter Hildebrandt, Rau und Langsdorf, ihre Söhne gemeinschaftlich zu unterrichten. Ersterer lehrte Geographie, Geschichte, las in besonderen Abendstunden Nieupoort ritus romani mit den 3 Knaben. Sein Unterricht war unendlich belebend. Langsdorf lehrte Geometrie, Rau lateinisch.“

Karl Rau war um diese Zeit zwischen 8 und 9 Jahren alt, Karl Hildebrandt ein Jahr älter (geb. 8.10.1791) und Georg Langsdorf, dessen Lebensdaten nicht überliefert sind, etwa im gleichen Alter. Für Karl Rau bedeutet das, daß der Unterricht parallel zur Grundschule stattfindet. Ob das bei den beiden anderen auch so war, ist nicht überliefert, aber wahrscheinlich. Das heißt, daß der Übergang zwischen zwei Schularten durchaus fließend verläuft und so gar nicht als besonderer Einschnitt empfunden wird.

An dieser Stelle ist es angebracht, auf das Schulwesen der damaligen Zeit und auf die Persönlichkeiten der unterrichtenden Lehrer-Väter einzugehen. Das Zeitalter der Aufklärung brachte erst allmählich ein staatlich organisiertes Schulwesen hervor. In Preußen, zu dem Erlangen zwischen 1791 und 1810 gehörte, gab es 1763 mit dem General-Landschul-Reglement die erste große Volksschulordnung mit allgemeiner Schulpflicht, der geistlichen Aufsicht des Lehrplanes und dem Gedanken einer seminaristischen Lehrerausbildung.

Mit dem Oberschulkollegium konstituierte sich 1787 erstmalig eine oberste Landesbehörde, die ausschließlich für das Schul- und Unterrichtswesen zuständig war. Sie war losgelöst von den Kirchen- und Justizbehörden, mit denen sie bis dahin verbunden war. Der Behördenchef, Karl Abraham von Zedlitz (1731-1793), legte im gleichen Jahr den ersten „Gesamtplan für ein künftig vom Staat zu verantwortendes Unterrichtswesen“ vor. In diesen Vorschlägen entwickelte Zedlitz ein System von Bildungseinrichtungen, in dem jedem Bürger gemäß seinen gesellschaftlichen Aufgaben ein bestimmtes Maß an Bildung zuteil werden sollte. Der Kernsatz lautete, „daß der Bauer anders als der der künftige, Gewerbe oder mechanische Handwerke treibende Bürger, und dieser wiederum anders als der künftige Gelehrte oder zu höheren Ämtern des Staates bestimmte Jüngling, unterrichtet werden muß. Folglich ergeben sich drei Abteilungen aller Schulen des Staats; nämlich: 1.) Bauer- 2.) Bürger- und 3.) Gelehrte Schulen.“⁸

⁸ Peter Lundgreen: *Sozialgeschichte der deutschen Schule im Überblick. Teil 1.: 1770-1918. Göttingen 1980*

Dies bedeutet, dass das Schulwesen der künftigen Berufsausübung dienen sollte und der Staat ein Interesse an der möglichst effizienten Ausbildung seiner Untertanen hatte. Allerdings sind die Begriffe „Staatliche Schule“ und „Schulpflicht“ differenziert zu betrachten. Wie Wolfgang Neugebauer⁹ ausführt, steht es den Eltern grundsätzlich frei, „den Unterricht und die Erziehung ihrer Kinder auch in ihren Häusern zu besorgen.“¹⁰

Auf dem Lande oblag die Durchführung der Schulpflicht der Gutsherrschaft, die im Verein mit der Geistlichkeit für eine „gute und christliche Erziehung“ der Kinder zu sorgen hatte. Die Schulen unter dem Patronat von Gutsherren oder von Pächtern, in den Fällen, wo der König der „Patron“ war, hält Neugebauer auch nicht eigentlich für staatliche Schulen: „Es wäre also falsch, die Landschulen königlichen Patronats ohne weiteres als Staatsschulen zu betrachten. In den Städten waren in aller Regel die Magistrate Inhaber des Schulpatronats, sieht man von wenigen großen Gymnasien ab, die auch vom Staat finanziell unterstützt, unter landesherrlichem Patronat standen.“¹¹

Auch die königlichen Oberschul- und Oberkonsistorialräte waren angewiesen, ihre Aufsichtsfunktion so auszuüben, dass sie nicht mit den „Privat-Rechten der Adelichen und anderen Schulpatronen oder den Magisträten“¹² in Kollision gerieten.

Neugebauer fasst zusammen: „Der preußische Untertan im 18. Jahrhundert hatte schulische Bildung und Erziehung empfangen entweder in einer staatsfernen Patronatsschule, in einer staatsfernen Privatschule oder im privaten Haus durch einen Hauslehrer, Hofmeister etc. Die Intensivierung des Staatszugriffs ist erst nach Humboldt eingetreten, erst seit der Reformzeit und im Vormärz wird die Schule zu einem essentiellen Bestandteil staatlicher Sozialpolitik und Gesellschaftssteuerung.“¹³

In den Städten ergab sich im Laufe der Zeit eine Mischform von städtischer Bürgerschule und Gelehrtenschule, von denen die erstere die Aufgabe hatte, die Bürgersöhne auf einen bürgerlichen Beruf vorzubereiten, und die zweite die Vorbereitung auf ein Studium bieten sollte. In der Realität sah es aber so aus, wie es der Direktor eines Berliner Gymnasiums und Mitglied des Oberschulkollegiums, Gedike, beschrieb: „Unser Gymnasium hat wie alle städtische Schulen die große Unbequemlichkeit, dass die Lehrlinge desselben in den unteren Klassen ein buntes Gemisch sind: teils künftige Studierende, teils solche, die zu allerlei bürgerlichen Metiers bestimmt sind.“

⁹ Wolfgang Neugebauer: *Bildung, Erziehung und Schule im Alten Preußen*. In: Karl Ernst Jeismann Hrsg.: *Bildung, Staat, Gesellschaft im 19. Jahrhundert*. Stuttgart 1989.

¹⁰ a.a.O. S.26.

¹¹ a.a.O. S.33

¹² a.a.O. S.32

¹³ a.a.O. S. 39

Es ist also Bürgerschule und Gelehrtenschule zugleich.“¹⁴ Das Gymnasium war also nicht eine Schule, die zwingend zum Abitur führte. Es gliederte sich vielmehr in die „Schule“ (Sexta bis Untertertia) und in das eigentliche Gymnasium, die „gelehrten Klassen“ (Untersekunda bis Prima). Die „Schule“ konnte man wahlweise oder nach Angebot entweder in einer Stadtschule oder in einem Gymnasium besuchen.

Erst die „gelehrten Klassen“ führten dann zum Abitur oder zu der Möglichkeit, eine Eingangsprüfung an einer Universität abzulegen. Erst im Abiturreglement von 1812 werden im Gegensatz zum Vorläufer von 1788 Gegenstände und Form der Prüfung genauer festgelegt, „ohne freilich schon jetzt dem Gymnasium ein Monopol für die Regelung des Universitätszuganges einzuräumen.“¹⁵

Die Niederlage Preußens 1806 gegen Napoleon führte in der Folge zu den preußischen Reformen, die sich auf alle Bereiche des Staates erstreckte, vom Militär über die Verwaltung bis zum gesamten Bildungswesen. Das zeitlich kurze Wirken Wilhelms von Humboldt in den Jahren 1809 und 1810, das schließlich in der Gründung der Berliner Universität seinen Höhepunkt fand, leitete entscheidende Veränderungen ein. Nicht zuletzt betrafen diese den Beruf des Lehrers. Volker Lenhart schreibt hierzu: „Trotzdem entsteht mit dem Ausbau des Bildungssystems in den Jahren nach 1800 allmählich der neue Lebensberuf Lehrer, im Bereich der Volksschule dadurch, dass der nebenamtlich unterrichtende Handwerker oder ausgediente Soldat oder zunftmäßige Schulmeister nach und nach durch den seminaristisch ausgebildeten Volksschullehrer ersetzt wird, im Bereich des Sekundarschulwesens dadurch, dass das Lehramt, bislang eine berufliche Durchgangsstation des Theologen auf dem Wege ins Pfarramt, volles Berufsziel von nun nicht mehr Theologie, sondern die „Schulwissenschaften“ Studierenden wird.“¹⁶

Dies wird deutlich durch das vielfältige Wirken der „Herren Kandidaten“-man mußergänzen: für ein Pfarramt- als Hauslehrer auf den Gütern der Adeligen, vor allem im Osten Deutschlands. Auch die berufliche Entwicklung von Johann Wilhelm Rau, dem Vater von Karl Heinrich, die unten beschrieben wird, zeigt den Weg vom Theologen/Philologen über das Lehramt zum Pfarrer und zum Professor der Theologie. Hier muß Friedrich August Wolf (1759-1824) als einer der Pioniere der Lehrerausbildung genannt werden. Ab 1783 lehrte er als Professor der Philosophie in Halle und hatte vorwiegend das Ziel, dem deutschen Schulwesen tüchtige Lehrer zuzuführen, die auf dem Fundament des klassischen Altertums als Vorbild die Jugend zu unterrichten hätten.

¹⁴ Peter Lundgreen: *Sozialgeschichte der deutschen Schule im Überblick*. Göttingen 1980. S. 43

¹⁵ aa.a.O. S. 66

¹⁶ Volker Lenhart: *Zur Wissenschaftsgeschichte der Erziehungswissenschaft: Erziehungskunst- Erziehungslern- Erziehungswissenschaft. Die Entstehung des Programms einer wissenschaftlichen Pädagogik in Deutschland 1750-1830*. In: Volker Lenhart Hrsg.: *Historische Pädagogik*. Wiesbaden 1977 S.147

Nach der Aufhebung der Universität Halle ging er 1807 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Berlin, wo er am Aufbau der neuen Universität mitwirkte. Er war als Direktor der wissenschaftlichen Deputation und Mitglied der Sektion für den öffentlichen Unterricht tätig, blieb aber nur kurze Zeit im eigentlichen Staatsdienst, weil seine Wünsche nicht völlig berücksichtigt wurden. Er beschränkte sich dann auf die Vorlesungen an der Universität.

Es ist festzuhalten, dass es zur Zeit der schulischen Ausbildung Karl Heinrich Raus keine verbindlich festgelegten Verfahren für den Schul- und Universitätsbesuch gab, sondern die gesamte Bildungswelt befand sich im Umbruch und Aufbau, wobei Preußen eine gewisse Vorreiterrolle übernahm. Es gab auch noch keine endgültige und konsequent durchgeführte Trennung zwischen Gymnasien und Universität. Dies gilt insbesondere für den Lehrkörper. Ein Professor konnte durchaus gleichzeitig am Gymnasium und an der Universität unterrichten.

Ein besonderes staatliches Verfahren zum Erwerb der Allgemeinen Hochschulreife gab es auch nicht, es blieb den einzelnen Schulen überlassen, wie sie dies handhabten. Zur Zeit von Johann Wilhelm Rau gab es offenbar gar nichts dergleichen, denn er berichtet nur, daß er "die Universität Göttingen bezogen" habe; von einem vorher abgelegten Abitur ist nirgends die Rede. Auch als er seine universitäre Ausbildung beendet hatte, war er zunächst an einem Gymnasium tätig, erst später kam der Ruf nach Erlangen, wo er an der Universität lehrte. Die Übergänge sind also zwischen Grundschule und höherer Schule, zwischen Gymnasium und Universität fließend.

In seiner „Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens“ definiert K. A. Schmid¹⁷ das Gymnasium folgendermaßen: „Unter den mit dem Namen Gymnasium bezeichneten Schulen werden diejenigen Anstalten begriffen, deren Aufgabe es ist, der Jugend vornehmlich auf Grund der Beschäftigung mit der classischen Literatur der Griechen und Römer eine höhere Bildung zu gewähren und die deshalb oft schlechtweg als gelehrte Schulen bezeichnet werden.“ Hier ist ein Bezug zu Wolf festzustellen.

Es bedeutet, daß eine „höhere Bildung“ ohne Latein und Griechisch gar nicht denkbar ist. Aus diesem Grunde hat wohl Vater Rau mit Latein und Griechisch bei seinem Sohn begonnen. An dieser Stelle soll nun auf die lehrenden Väter etwas näher eingegangen werden.

Johann Wilhelm Rau, dessen Lebenslauf schon zu Beginn dargestellt wurde, war für den Unterricht in Latein und Griechisch zuständig.

¹⁷ K.A. Schmid: *Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens*. Gotha 1862, Bd. 3, S.170 ff.

Er hatte in Göttingen bei Heyne studiert, war von diesem besonders gefördert worden, hatte auf Initiative seines Lehrers sogar seine erste Stelle als Rektor eines Gymnasiums erhalten. Heyne war Schüler Gesners (1691-1761), der sich um die neuhumanistische Bildung besonders verdient gemacht hatte und Göttingen zum Zentrum einer neuen Bildungsform entwickelt hatte.

Wie er über den Lateinunterricht dachte, zeigt folgendes Zitat:

„Wenn man das Latein nicht anders lernen kann, als daß man vor allen Dingen die Deklinationen und Konjugationen und Vokabeln aus der Grammatik nach der Ordnung auswendig lernt, so wäre es gut, man beedete alle Eltern, sie sollten ihre Kinder nicht Latein lernen lassen.“¹⁸

Seine Vorstellungen sind diese: Der Anfänger hat den lateinischen Text vor Augen, ein Schüler oder der Lehrer liest den deutschen Text vor, der Schüler folgt mit den Augen; da ihm die Sachen bekannt sind, auch einzelne Wörter, so bedarf es nur noch der nachhelfenden Fragen des Lehrers, und der Schüler hat den Text erschlossen. Es kam ihm also nicht auf die Formalien an, sondern darauf, daß die Schüler Sinn und Inhalt des Textes begreifen sollten und über das Begreifen allmählich zur Erkenntnis der Schönheit der Sprache vordringen sollten.

Sein Schüler und Nachfolger Heyne hatte in seiner Kindheit einen schlechten Zugang zum Latein, weil der Unterricht durch „Pedanterie und Härte des Lehrmeisters zur steten Qual wurde“. Um so mehr legte er in seinen Lehrveranstaltungen, die besonders der Lehrerbildung gewidmet waren, Wert auf Inhalte: Mythologie, klassische Literatur, griechische und römische Altertümer und Archäologie.

Seine Methode, die griechische Sprache zu erlernen, beschreibt er wie folgt:

„Zum Anfang bedarf es bloß die allgemeine Übersicht der Elemente; gleich darauf wird zum Lesen geschritten, aber nicht nach der unseligen Schulmethode, da ein Scholar aufgerufen wird und exponieren d.h. vertieren soll, wo er weder die Sache, noch die Worte einzeln, noch die Zusammenstellung und den Bau, noch den Zusammenhang weiß; während daß der träge Lehrer auf seinem Stuhle sitzt und untätig lauert, und allenfalls bloß ein dumpfes Nu! ertönen läßt. Nein, der Lehrer muß für den Lehrling alles selbst thun, er muß für ihn Grammatik, Lexikon, Interpret sein; ihm jedes Wort, das er noch nicht wissen kann oder noch nicht weiß, voraus erklären, die Worte stellen, den Sinn entwickeln, ins Gedächtnis prägen, ihm durch die kleine Summe des Erlernen Mut machen.“¹⁹

¹⁸ vgl. Friedrich Paulsen: *Geschichte des gelehrten Unterrichts*, Leipzig 1885, S. 429

¹⁹ vgl. Friedrich Paulsen: *Geschichte des gelehrten Unterrichts*. Leipzig 1885, S. 444

Sein philologisches Seminar bestand regelmäßig nur aus neun Mitgliedern, denen er sich besonders sorgfältig widmete und die er auch streng behandelte. Insgesamt gingen aus seiner Schule etwa dreihundert junge Männer hervor, die an den Gymnasien und Universitäten Einfluß gewannen. Einer davon war Johann Wilhelm Rau, der nun ein Vierteljahrhundert später den Unterricht seines Sohnes und seiner beiden Freunde in den alten Sprachen übernahm. Es ist davon auszugehen, daß er den Unterricht der drei Jungen so ansprechend wie möglich gestaltet haben wird. Wir kennen nur das Ergebnis:

Sohn Karl ist sein Leben lang ein sicherer Lateiner gewesen. Lateinische Reden zu halten, gehörte zu seinem Beruf, und bis ins hohe Alter las er römische und griechische Autoren im Urtext.

Georg Friedrich Hildebrand²⁰, geboren 1764 in Hannover, hatte Arzneikunde, Anatomie, Chemie und Physiologie studiert, wollte aber nie Arzt werden, sondern als akademischer Lehrer in einem dieser Fächer tätig werden. 1783 wurde er zum Doktor der Medizin promoviert. 1785 wurde er Professor der Anatomie in Braunschweig, 1793 fünfter Professor der Arzneikunde in Erlangen, widmete sich aber vorwiegend der Chemie. 1796 wurde er ordentlicher Professor der Philosophie in Erlangen, um besonders technische und metallurgische Chemie lehren zu können. Später kam noch Physik dazu.

Dieser vielfach gebildete Mann unterrichtete nun also drei Knaben zwischen 9 und 10 Jahren in Geographie und Geschichte. Dazu las er mit den Jungen die Schrift „Rituum, quorum apud romanos obtinerunt, succinta explicatio ad intelligentiam veterum auctorum facili methodo conscripta“ von Willem Hendrik Nieupoort. Ob die Jungen die Schrift auch so leicht faßlich fanden, wie der Autor verspricht, wissen wir nicht. Aber Karl Rau fand Hildebrands Unterricht jedenfalls „unendlich belebend“. Hildebrand wurde später auf der Universität sein Lieblingslehrer.

Karl Christian (von) Langsdorf,²¹ Mathematiker und Technologe, war der dritte der lehrenden Väter. Er wurde 1757 in Nauheim als Sohn eines Salinenarchivars geboren. Er studierte in Göttingen und Gießen, wandte sich danach in Nidda dem Studium des Salinenwesens zu. In Gießen begann er eine wissenschaftliche Laufbahn als Privatdozent, war später Landrichter in Mühlheim, noch später Salineninspektor in Gerabronn. Von 1796–1804 wirkte er als Professor der Maschinenkunde in Erlangen. Von da aus ging er nach Wilna, wo er Mathematik und Technologie lehrte. 1806 wurde er, mit dem russischen Adelsprädikat versehen, nach Heidelberg berufen.

²⁰ *Deutsches Biographisches Archiv, München 1982*

²¹ *Allgemeine Deutsche Biographie, Berlin 1970*

Langsdorf also lehrte Geometrie.

Der Privatunterricht bei den Vätern dauerte bis 1804, dann trat Karl Rau zusammen mit Karl Hildebrand in das Gymnasium über. Über Karl Raus Zeit auf dem Gymnasium gibt es eine Quelle, die anlässlich der Bemühungen um ein Stipendium entstanden ist. Es handelt sich um einen Brief des Vaters an seinen Universitätsfreund Faber, Gymnasialrektor in Ansbach, aus dem Jahre 1806.

Sehr viel später wird dieser Brief dann auszugsweise von Karl Rau abgeschrieben und auf Wunsch seiner Frau aufbewahrt. Amalie Rau hat darauf vermerkt:

„Diese Zeilen sollen von unseren Kindern gelesen werden, da sie von Vaters frühen Geistes-tätigkeiten zeugen, und dieser Auszug auf meinen Wunsch von ihm selbst gemacht wurde, aus einem alten Brief von seinem Vater.“

„Er (gemeint ist Karl) ist zu Ende des Nov. 13 Jahre alt geworden und kurz vorher in die erste Classe des hiesigen Gymnasiums gekommen. Im Lateinischen habe ich ihn selbst unterrichtet, in Geographie, Geschichte, Mathematik hat er von Hildebrand und Langsdorf mit den Söhnen dieser Männer Unterricht empfangen; im Griechischen hat er bei mir den Anfang gemacht, dann habe ich ihn die griechischen Lehrstunden in der zweiten Classe besuchen lassen. Nach einem Jahr schon that mir der Rector Besenbeck den Vorschlag, ich möchte ihn in seine griechischen Stunden gehen lassen, worin er den Homer lese. Ich trug Bedenken, weil ich glaubte, daß mein Knabe noch zu weit zurück sey. B. versicherte, er kenne ihn und sey überzeugt, daß er schon mit den übrigen bald würde fortschreiten können. Ich gab also nach und endlich entschloß ich mich, ihn auch die übrigen Lehrstunden der ersten Classe besuchen zu lassen. Er ist der jüngste in dieser Classe. Es wird sich auch seit vielen Jahren der Fall nicht ereignet haben, daß ein Knabe von 13 Jahren Primaner geworden wäre. Aber dieser mein Karl hat freilich auch – ich darf es ohne Scheu sagen – Talente, in Ansehung welcher er Mehreren vorspringen kann.“

So weit der stolze Vater, aber auch die stolze Frau und Mutter, die dieses Dokument an ihre Kinder weitergegeben hat. Bei Karl Rau hört es sich weniger dramatisch an: „1804 trat Karl Rau im griechischen Unterricht in die zweite Classe des Gymnasiums, 1805 in allen Stunden in Prima, zugleich mit Karl Hildebrand und Karl Glück, beide älter, doch contrastirten die drei jungen Primaner sehr gegen die drei älteren.“²²

²² Hausbuch Rau 112

Das heißt, in der Prima gab es sechs Schüler, was einen sehr individuellen Unterricht möglich machte. Karl Glück, der zum Freund aus Kindertagen Karl Hildebrand dazukam, war der älteste Sohn des Erlanger Professors Christian Friedrich von Glück, Jurist, der später auf der Universität Karl Raus Lehrer wurde. Karl Glück war 1791 geboren, also war Karl Rau der jüngste Schüler in der Prima.

1806 gibt es einen Lehrerwechsel: Familie Langsdorf geht nach Wilna, wohin der Vater einen Ruf bekommen hat. Der neue Lehrer ist der Professor Christian Leberecht Rösling, der 1805-1809 an der philosophischen Fakultät Mathematik lehrte. Bei Karl Rau hat er sich große Dankbarkeit erworben, weil er ihn nach dem Tode des Vaters mehrere Jahre lang unentgeltlich weiter unterrichtete.

An dieser Stelle muß festgehalten werden, daß die sechs Primaner offenbar einen beträchtlichen Anteil ihrer Stunden von Universitätsprofessoren erhielten. Dies ging weit über das gegenseitige Kinder-Unterrichten dreier befreundeter Väter hinaus und geschah offenbar gegen Entgelt. Es zeigt dies aber auch, daß die Trennung zwischen Lehramt am Gymnasium und Lehramt an der Universität, wie wir sie heute kennen, in der Form nicht bestand.

Dies gilt auch für den Leiter des Gymnasiums, Caspar Jakob Besenbeck.²³ Wie damals üblich, ist er für die alten Sprachen zuständig. Besenbeck, 1760 geboren, hatte das Gymnasium in Erlangen besucht, war dort seinen Lehrern schon durch seine besondere Vorliebe für Griechisch und alte Philosophie aufgefallen, hatte nach seinem Abgang vom Gymnasium 1778 alte Sprachen und Theologie studiert und danach die neu eingerichtete „Collaboratur“ am Gymnasium übernommen. Dies diente seiner Aus- und Weiterbildung als Lehrer.

1790 übernahm er das Konrektorat am Gymnasium, verbunden mit dem Diakonat an der Altstädter Kirche. Er galt nicht als glänzender Kanzelredner, wurde aber gerühmt wegen seiner profunden Kenntnisse der alten Sprachen und Theologie. 1787 hatte er auch seine Inauguralschrift eingereicht und damit die Erlaubnis erworben, öffentliche Vorlesungen halten zu dürfen. Karl Rau äußert sich nicht so positiv über ihn: „Im Gymnasium lehrte Besenbeck die alten Sprachen: aber nachlässig, fast ohne alle schriftlichen Arbeiten.“²⁴ Offenbar war Karl von seinem Vater und Lateinlehrer anderes gewöhnt. Gelesen wurden: Virgil, Horaz, Livius, Platon, Xenophon, Homer.

²³ *Deutsches Biographisches Archiv, München 1982. S. 130 ff.*

²⁴ *Rau 112*

Besenbeck beurteilt seinen Schüler allerdings freundlicher:

*„Daß der Primaner Karl Daniel Heinrich Rau seit dem 1. October 1806 die erste Classe des hiesigen Gymnasiums besuche, und sich eben so sehr durch Talente als durch Fleiß und gute Sitten auszeichnete, wird hierdurch bezeuget.
Erlangen, den 21. Juli 1807, M. Caspar Jakob Besenbeck
Rector des Gymnasiums.“*

Die Lehrveranstaltungen, die Karl Rau besuchte, sind durch entsprechende Zeugnisse dokumentiert. Es fällt auf, daß alle Zeugnisse aus seiner Schulzeit vom Jahr 1807 datiert sind, aber auch zurückliegende Zeiten betreffen. Dies hängt zusammen mit dem am 1. Juli erfolgten Tod seines Vaters. Dieser stürzte die Familie in eine drückende Notlage. Rau notiert dazu im Rückblick des Jahres 1829:

*„1807 Tod meines Vaters, bedrängte Lage der Mutter in der französischen Invasionszeit.
Pension lange nicht flüssig.“²⁵*

Napoleon befand sich auf seinem Siegeszug durch Europa. Im Oktober 1806 hatte Preußen in der Schlacht bei Jena und Auerstedt eine vernichtende Niederlage erlitten. Im Frieden von Tilsit entging Preußen nur durch russischen Einspruch seiner Auflösung. Das Königreich Preußen und die Universitätsverwaltung von Erlangen hatten wohl andere Sorgen, als sich um die Versorgung der Witwe und der Waisen des Professors und Stadtpfarrers zu kümmern, der gerade unter großer öffentlicher Anteilnahme und unter Bekundung allergrößter Wertschätzung zu Grabe getragen worden war.

Diese Erkenntnis machte Karl schnell klar, daß etwas geschehen mußte. Hinzu kam, daß die Bemühungen des Vaters um das Familienstipendium, das er selbst einst zur Hälfte bekommen hatte, erfolglos geblieben waren. Selbst die Einschaltung Herders hatte nichts genutzt. Der andere Bewerber, obwohl nicht näher mit dem Stifter verwandt, wurde vorgezogen, weil er in Jena studierte, wo sich die Stipendienverwaltung befand. So hatte Vater Rau kurze Zeit vor seinem Tod noch voller Schmerz gesagt: „Nun kann der Kleine nicht studieren!“

²⁵ Rau 112

Karl allerdings gedachte nicht, ein solches Schicksal einfach hinzunehmen. Er nahm den Kampf auf, der seine akademische Laufbahn zum Ziel hatte. Als erstes suchte er, seine Schulzeit zu beenden. Als Voraussetzung dafür sammelte er nun Zeugnisse über seine absolvierten Lehrveranstaltungen.

Diese sollen nun hier gewürdigt werden, zusammen mit einer kurzen Beschreibung der sie ausstellenden Lehrpersonen, da nur so einige Rückschlüsse darauf gezogen werden können, was Karl in seiner Gymnasialzeit alles gelernt hat.

Es soll mit dem Zeugnis Langsdorfs begonnen werden, dessen Werdegang bereits dargestellt ist. Er schreibt:

*„Herr Karl Daniel Heinrich Rau hat in den letzten zwei Jahren meines Aufenthaltes in Erlangen, etwa vom 10ten Jahre seines Alters bis zum 12ten meinen Unterricht in der Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und in den Anfangsgründen der Algebra genossen. Noch erinnere ich mich mit dem größten Vergnügen der ausgezeichneten Talente, des ohnunterbrochenen Fleißes, der starken Fortschritte in den Kenntnissen und des lobenswürdigsten sittlichen Betragens dieses trefflichen jungen Menschen. Ich ertheile ihm diese gewissenhafte Empfehlung mit dem herzlichen Wunsche, daß er diejenige Unterstützung finden möge, auf welche junge Leute dieser Art hoffen dürfen, und die er als gut gearteter Sohn eines verdienstvollen und ihm und der Welt viel zu früh entrissenen Vaters aus doppeltem Grund hoffen darf.
Heidelberg d. 30. August 1807
K. Chr. Langsdorf, Prof. Math.“²⁶*

Was Langsdorf hier darstellt, ist dies: in einem Alter, in dem man heute die fünfte und sechste Klasse besucht, haben die drei Jungen bereits Unterricht in Trigonometrie und Algebra bekommen und diesen Stoff offenbar auch bewältigt. Im Fach Mathematik folgt als Lehrer Professor **Rösling**. Er schreibt:

*„Daß der Herr Carl Daniel Heinrich Rau schon von seinem zwölften Jahr bei mir ein und ein halbes Jahr hindurch Unterricht in der Mathematik und in den Anfangsgründen der Landbaukunst genossen und sich während desselben als einen sehr talentvollen und fleißigen Jüngling zu erkennen gegeben hat, von welchem sich in Zukunft etwas bedeutendes erwarten läßt und welcher daher allen denen anempfohlen zu werden verdient, die etwas zu seiner ferneren Ausbildung beyzutragen vermögen; dies bezeuge ich hiermit.
Erlangen, am 5. August 1807, Chr. Leb. Rösling, Prof.“*

²⁶ Rau 77

Aus heutiger Sicht erscheint es verwunderlich, daß Karl im Mathematikunterricht etwas über Landbaukunst lernt. Allerdings ist es für sein späteres Studium von großem Nutzen.

Sein letzter Mathematiklehrer ist Professor **Heinrich August Rothe**²⁷. Seine Liebe zur Mathematik wurde in der Dresdner Kreuzschule geweckt. Er studierte dann in Leipzig Jura, was ihn zu einem künftigen Beruf vorbereiten sollte. Er ging jedoch bald zur Mathematik über und wurde 1796 zum außerordentlichen Professor der Mathematik ernannt. 1800 siedelte er unter Beibehaltung aller seiner akademischen Rechte nach Freiberg über, um dort bergmännische Studien zu treiben und Mathematikvorlesungen zu halten. 1804 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor nach Erlangen.

Er schreibt über seinen Schüler:

*„Daß Herr Carl Daniel Heinrich Rau aus Erlangen die von mir im Winterhalbjahre 1805-1806 über Arithmetik, Geometrie und ebene Trigonometrie gehaltenen Vorlesungen mit ausgezeichnetem Fleiße angehört und besucht hat bezeuge hiermit
Erlangen, am 20. Juli 1807
Heinrich August Rothe, Prof. Mathes.“²⁸*

Professor Hildebrand äußert sich zum Fach Physik wie folgt:

*„Daß Hr. Carl Daniel Heinrich Rau, aus Erlangen, im Jahre 1805 meinen Cursus der Experimental-Physik vom Anfang bis zum Ende mit sehr lobenswürdigem Fleiße beigewohnt, auch außerdem in einigen Privatunterrichtungen, welche ich demselben mit meinen Kindern gegeben, sich immer sehr emsig, aufmerksam, ordentlich und gesittet gezeigt habe, wird hierdurch mit Vergnügen bezeugt.
Erlangen, am 16. Juli 1807
D. Hildebrand, Phys. Ppo.“*

²⁷ Allgemeine Deutsche Biographie, Berlin 1970

²⁸ Rau 77

Karl Rau hört auch Vorlesungen bei **Prof. Esper**.²⁹ Dieser hatte zunächst Theologie studiert, dann aber als Erzieher im Hause eines Freiherrn nebenbei sich mit dem Studium der Naturgeschichte beschäftigt. In Erlangen wurde er zum Doktor der Philosophie promoviert, habilitierte sich schließlich als Professor der Naturgeschichte und wurde auch Direktor des Naturalienkabinetts.

Er schreibt über seinen Schüler:

*„Herr Carl Heinrich Rau, aus Erlangen gebürtig, der Cameral-Wissenschaften Beflissener, hat die in diesem Sommerhalbjahr von mir gehaltenen Vorlesungen über die Mineralogie mit rühmlichem Fleiß und angelegenster Ereyferung besucht, welches ich hiermit, auf Verlangen, der Wahrheit gemäß, bezeuge.
Erlangen, den 28ten September 1807
Eugenius Joh. Christ. Esper, ord. Professor.“*

Erstaunlicherweise bezeichnet er Karl bereits „der Cameral-Wissenschaften Beflissener“, was eigentlich Student des genannten Faches bedeutet. Karl ist aber erst 14 Jahre alt und hat nach unserem Verständnis noch nicht einmal Abitur. Auch dies stützt die schon gemachte Beobachtung, daß die Grenzen zwischen Gymnasium und Universität fließend sind.

Karl Rau hat auch Französisch gelernt. Sein Lehrer hieß **Bonriot**, mehr ist über ihn nicht zu erfahren. Er schreibt über seinen Schüler:

*„Daß der Gymnasiast Carl Rau, unseres vor kurzem verstorben würdigen und unvergeßlichen Scholarchus, Herrn D. Rau's jüngster Sohn die Lehrstunden der französischen Sprache am hiesigen Gymnasium nicht nur sehr fleißig besucht, sondern auch noch durch gesittetes Betragen die Liebe seines Lehrers zu erwerben gesucht hat, überdies seit mehreren Jahren Privatunterricht in genannter Sprache von mir erhalten und dadurch die einem Geschäftsmann unentbehrlichen Kenntnisse in derselben bereits erlangt hat, dies bezeugt hiermit Bonriot,
Lehrer der französischen Sprache am Gymnasium.“³⁰*

29 Allgemeine Deutsche Biographie, Berlin 1970

30 Rau 77

Dieses Zeugnis zeigt, daß Karl nicht nur die klassischen toten Sprachen, sondern auch eine lebendige gelernt hat. Die Motivation dafür lag sicherlich weder im Bestreben, die Sprache des Nachbarn zu können, noch darin, die geistig-philosophische Entwicklung im Nachbarlande nachzuvollziehen, sondern war sicher eine politische. Die Umwälzungen, die nach Revolution, Republik und Kaiserreich in Frankreich, nach Kriegen und territorialen Neuordnungen in Deutschland stattfanden, ließen es angeraten sein, die Sprache des Siegers zu beherrschen. Herr Bonriot betont auch, daß Karl bei ihm „die für einen Geschäftsmann unentbehrlichen Kenntnisse“ erworben hat, was auf einen sehr praktisch orientierten Unterricht hinweist. Der Unterricht muß recht effektiv gewesen sein, denn er befähigte Karl einige Jahre später, einen wissenschaftlichen Text von Jean Baptiste Say ins Deutsche zu übersetzen.

Die musische Bildung, die heute wie damals für unverzichtbar gehalten wird, fehlt auch bei Karl Rau nicht. Er hatte Musikunterricht, genauer Klavierstunden, bei **Johann Christoph Maier**. Rudolf Köhler vermutet, daß dieser aus einer alten, damals wohl bekannten Kantorenfamilie stammt. Er schreibt dazu: „Nach obiger dürftiger Andeutung – Musik bei Maier gelernt –, der einzigen fast in all seinen Aufzeichnungen, sollte man kaum vermuthen, daß Rau ein so tiefer Kenner der classischen, heiligen, profanen und modernen Musik in all ihren Formen war, dem gelungene Aufführungen die größten Genüsse bereiteten, der selbst in seinen jüngeren Jahren in Liedercompositionen sich versuchte, der mit unendlicher Mühe so viele Noten selber abschrieb.“³¹

Sein Musiklehrer, der dafür wohl den Grund legte, schreibt:

*„Herr Carl Rau machte unter meiner Leitung vom Jahre 1804 bis heute, ob er gleich nur wöchentlich 2 Stunden Unterricht genoß, so gute Fortschritte im Clavierspielen, daß ich ihm wegen seines Fleißes das beste Zeugniß geben kann. Mit dem größten Vergnügen unterschreibt dies deshalb
Johann Christoph Maier, Musicus Erlangen, am 23. Juli 1807“*

Das sind die Zeugnisse, über die Karl Rau aus seiner Gymnasialzeit verfügte. Es sind alle, denn bei Karls Neigung zu Ordnung und Systematik ist schwer vorstellbar, daß er welche ausgelassen oder etwa nicht aufgehoben hätte. Resümiert man nun, in welchen Fächern er Unterricht hatte, so kommt man auf Latein und Griechisch, Mathematik, Physik, Mineralogie, Französisch und Musik. Es fällt auf, daß das Fach Deutsch vollständig fehlt, ebenso ist nichts über Englischunterricht bekannt. Karl hatte aber so geläufige Englischkenntnisse, daß er später nicht nur John Malthus übersetzte, sondern auch wissenschaftliche Korrespondenz in dieser Sprache führte.

³¹ Köhler/Rau

Es wird auch keinerlei Zeichen- oder sonstiger Kunstunterricht erwähnt, obwohl Karl sehr gut zeichnete, was aus seinen Reisetagebüchern ersichtlich ist. Man kann nur vermuten, daß Rudolf Köhler recht hat, wenn er schreibt: „Ohne Frage war er auch in der Musik, wie Sprachen und allen Fächern meist sein eigener Lehrer.“³²

Karl hat, wie die Zeugnisdaten zeigen, alle diese Unterlagen unmittelbar nach dem Tode seines Vaters gesammelt. Er wird zwei Ziele damit verfolgt haben: Einmal, die Schule abzuschließen und mit dem Studium zu beginnen, und zum zweiten, auf Wunsch der Mutter einen letzten Versuch zu unternehmen, doch noch in den Genuß des bereits abgelehnten Familienstipendiums zu gelangen. Caroline Rau hatte sich wohl vom Hinweis darauf, daß der Familienvater und Ernährer gestorben war, doch noch ein Umdenken erhofft. Aber es sollte vergeblich bleiben. Im August 1808 wurde das Gesuch wieder abgelehnt. Das Dekret des herzoglich-sächsischen Oberconsistoriums mit dem enttäuschenden Inhalt kostete die Mutter auch noch 6 Kreuzer Zustellungsgebühr.

Karl aber ließ sich nicht entmutigen. Zu Osten 1808 legte er das Abiturienten-Examen vor dem Scholarchat des Erlanger Gymnasiums ab. Damit hatte seine Schulzeit ihr Ende gefunden.

³² Köhler/Rau

So sieht Carl Daniel Heinrich Raus Abiturzeugnis aus:

Insd. des Abiturienten Carl Daniel Heinrich Raus, bisher
Sohn weil. Herrn D. Johann Wilhelm Raus, zweiten v. v.,
ständigen öffentlichen Lehrers der Geologie und forstlicher
Wissenschaft und Stadtplatzwart bey dem Altschulthei Gymnasium
bey dem vorerwähnten Abiturienten fernem von einem
Loisflöß. Befehlshaber gleich künlich bestanden wurde die Abitur,
um zu bezeugen, und daß er sich seitdem bey dem allgymnasialen
fernem schon Proben seines Fleißes und seiner Kenntnisse
abgegeben habe, umf in Gegenwart eines Loisflöß. Befehlshabers
öffentlich anwesenden worden sey, wie es denselben findung
unter Anwesenheit aller göttlichen Pagen bey sey ist.
Solange den 25. April, 1808.

H. Ludwig Jakob Lohndorf,
Director des Gymnasiums.

„Daß der Abiturient Karl Daniel Heinrich Rau, dritter Sohn weil. Herrn D. Johann Wilhelm Rau, zweiten ordentlichen öffentlichen Lehrers der Theologie auf hiesiger Universität und Stadtpfarrers bey der Altstädter Gemeinde bey dem vorhergegangenen Abiturienten-Examen von einem hochlöbl. Scholarchat für tüchtig befunden wurde die Akademie zu beziehen, und daß er auch heute beym allgemeinen Examen schöne Proben seines Fleißes und seiner Kenntnisse abgelegt habe, auch in Gegenwart eines hochlöbl. Scholarchats öffentlich entlassen worden sey, wird demselben hiedurch unter Anwünschung alles göttlichen Segens bezeuget.

Erlangen den 25. April, 1808.

M. Kaspar Jakob Besenbeck,

Rector des Gymnasiums.“

Karl hatte es also geschafft. Mit drei Freunden, Kießling, Fleischmann und Ohm, hatte er das Abitur abgelegt und durfte sich als Student betrachten. Er war 15 Jahre alt. Das Studium konnte beginnen.

I.4. STUDIENJAHRE

Vor dem Beginn eines Studiums pflegt die – manchmal schwierige – Entscheidung für ein Studienfach zu stehen. Nicht so bei Karl Daniel Heinrich Rau. In seinem „Hausbuch“³³ schreibt er: „Ich war zum Kameralstudium bestimmt.“ Diese Bestimmung hängt offenbar zusammen mit seinem Paten, dem Professor für Philosophie und Kameralwissenschaften, Dr. Karl Daniel Heinrich Bensen, dem Mann seiner ältesten Schwester Sophie, dessen Vornamen er in der Taufe erhalten hatte.

Die Stellung eines Paten hatte in der damaligen Zeit offenbar einen ganz anderen Wert als das heute üblich ist. Der Pate beeinflusst das Leben seines Patenkindes nicht nur, dem Taufversprechen gemäß, im Sinne einer christlichen Erziehung, sondern greift sogar in die Studien- und Berufswahl ein. Obwohl Pate Bensen bereits 1805 verstorben war und Karl mit seinem Vater, der ja immerhin noch bis 1807 am Leben war, eine Änderung hätte verabreden können, wird die Frage offenbar gar nicht diskutiert. „Ich war zum Kameralstudium bestimmt.“ Dagegen gibt es offenbar keinerlei Auflehnung.

Die Gespräche in der Familie beschäftigten sich wohl eher mit der Frage, wie man Karl überhaupt ein Studium ermöglichen könne. Das Studienfach mochte dabei von untergeordneter Bedeutung sein. Aus den Lebensläufen der bisher vorgestellten Professoren ist ersichtlich, daß das ursprüngliche Studienfach durchaus nicht immer mit dem später ausgeübten Beruf oder Lehrfach identisch war. Deshalb sah Karl wohl auch keine Notwendigkeit, wegen seines Faches grundsätzliche Auseinandersetzungen zu suchen. Mit wem hätte er auch streiten sollen? Es war nur noch seine Mutter da, die sich über sein Fortkommen schon genug Sorgen machen mußte. Er schreibt darüber in seinem „Hausbuch“:

„Ich war zum Kameralstudium bestimmt, hörte philosophica mit Eifer bei Mehmel, Botanik mit großer Wärme bei Schreiber, der mir auf seinen Excursionen besondere Gunst erwies; Mathematik bei Rothe, Physik und Chemie bei Hildebrand, dem verehrtesten aller meiner Lehrer, ius bei Gros, Glück, Posse, cameralia bei Harl und Lips, mittelmäßig genug.“

Dies ist alles, was Karl Rau über sein vierjähriges Studium der Kameralwissenschaften schreibt. Allerdings sagt er gleich, daß es sich beileibe nicht nur um „cameralia“ gehandelt hat. Er hat sich auch mit Philosophie, Botanik, Mathematik, Physik, Chemie und Jura beschäftigt.

³³ Rau 112

Wenn man seine Zeugnisse nachliest, kommen noch Geschichte und Zoologie dazu. Interessant sind die Bewertungen der Fächer, die er siebzehn Jahre später abgibt. „Mit Eifer“ hört er philosophica bei Mehmel, „mit großer Wärme“ Botanik bei Schreber, bei dessen Exkursionen ihm besondere Gunst erwiesen wurde. „Mathematik bei Rothe“ bleibt unkommentiert wie die juristischen Fächer „ius bei Gros, Glück, Posse“. Physik und Chemie hört er bei seinem schon von Kindesbeinen vertrauten Lehrer Hildebrand, der dem Erwachsenen als der verehrteste aller seiner Lehrer erscheint.

Nur die Lehrer seines eigentlichen Studienfaches kommen schlecht weg. „Cameralia bei Harl und Lips, mittelmäßig genug“. Wer waren nun diese akademischen Lehrer, bei denen Karl Rau seine Studien absolvierte und sein akademisches Rüstzeug erwarb?

Gottlieb Ernst August Mehmel³⁴, geboren 1761 in Winzigerode/Thüringen, studierte in Halle Theologie und Philosophie und wurde 1781 als Lehrer im dortigen Pädagogium angestellt. 1788 übertrug ihm Hardenberg die Erziehung seines Sohnes, mit dem sich Mehmel zwei Jahre in Kopenhagen aufhielt und 1791 an die Universität Erlangen ging.

1792 erhielt er durch Hardenberg, der als preußischer Minister die Regierung in Ansbach-Bayreuth übernahm, die Stelle eines außerordentlichen Professors der Philosophie und schönen Wissenschaften, 1799 wurde er ordentlicher Professor der Philosophie in Erlangen.

Dem Studenten Karl Rau testiert er insgesamt fünf Lehrveranstaltungen: Sommersemester 1808 Logik und Naturrecht, Wintersemester 1808/09 Sittenlehre, Sommersemester 1810 Ästhetik, Wintersemester 1810/11 Psychologie. Sein letztes Zeugnis vom 15. Juli 1811 sei hier aufgeführt:

„Herr Karl Heinrich Rau aus Erlangen hat bey mir die Logik, die Psychologie, das Naturrecht, die Sittenlehre und die Aestetik gehört und durch ausgezeichnete Fähigkeiten, durch unermüdeten Eifer, musterhaften Fleiß und ein stilles, anständiges, untadelhaftes Betragen die vorteilhaftesten Erwartungen von sich erregt.“

Johann Christian Daniel (v.) Schreber³⁵, geboren 1739 in Weißensee/Thüringen, studierte in Halle Medizin und Naturwissenschaften, aber auch Theologie. Seine Vorliebe für die Botanik trieb ihn 1760 nach Upsala, um den Großmeister Linné selbst zu hören.

³⁴ vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie*, Berlin 1970, S. 186

³⁵ vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie*, Berlin 1970, S. 465 ff.

Unter dessen Leitung vollendete er seine Studien und errang die medizinische Doktorwürde. In Erlangen begann er zunächst als dritter Professor der Arzneikunde, wobei er nebenher Botanik, Naturgeschichte, Ökonomie und Cameralwissenschaft zu lehren hatte.

1773 wurde er Direktor des neu angelegten Botanischen Gartens, 1776 Professor der Naturgeschichte mit der Oberaufsicht über das Naturhistorische Museum. Es folgen alle akademischen Würden, erste Professur, Prorektor, Dekan. Außerdem wurde er kaiserlicher Rat, Pfalzgraf und Leibarzt, verbunden mit der Erhebung in den Adelsstand. An der medizinischen Fakultät lehrte er Botanik, Physiologie, Diätetik und *materia alimentaria*, an der philosophischen mehrere cameralistische Fächer, Landwirtschaft und Technologie. Er besaß auch gute astronomische Kenntnisse. Dazu war er der griechischen und hebräischen Sprache mächtig und schrieb ein klassisches Latein. Über ihn ist überliefert, seine Lehrmethode sei trocken und wenig anregend, er habe sich mit dem Nimbus des unnahbaren Gelehrten umgeben und nur einen kleinen Kreis vertrauter Freunde um sich gehabt.

Karl Rau urteilt anders über ihn. „Mir großer Wärme“ habe er die Botanik betrieben, ihm sei bei den Exkursionen „besondere Gunst“ erwiesen worden. Ein Zeugnis von Schreber liegt nicht vor, was vermutlich damit zusammenhängt, daß Schreber bereits im Dezember 1810 gestorben ist.

Seine Lehrer in den Rechtswissenschaften waren **Gros, Glück** und **Posse**.

Carl Heinrich v. Gros³⁶ wurde 1765 in Sindelfingen als Sohn eines Theologen geboren und war nach einem philosophischen und theologischen Kurs in Tübingen von 1788 an Instruktor der Prinzen von Württemberg. Ab 1793 studierte er Jura in Halle und Göttingen, 1796 wurde er vom preußischen Minister v. Hardenberg, der damals für die Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth zuständig war, an die damals preußische Universität Erlangen berufen. 1802 folgte er einer Berufung als Consulent der württembergischen Landschaft. Diese Berufung führte zu einem Konflikt zwischen den Landständen und dem Herzog, der den Ruf nicht bestätigen wollte. Gros wurde sogar für fünf Wochen auf dem Hohen Asperg in Haft genommen. Schließlich bekam Hardenberg Gros frei und dieser nahm, mit dem Titel eines königlich-preußischen Hofrats ausgezeichnet, seine Vorlesungen in Erlangen wieder auf. Seinem Schüler Rau testiert er eine Lehrveranstaltung über die Institutionen des Römischen Rechtes im April 1809.

³⁶ vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie*, Berlin 1970, S. 740 ff.

Christian Friedrich v. Glück³⁷ wurde 1755 in Halle als Sohn des Syndicus der Universität geboren, studierte Jura in Halle, wo er nach einem Zwischenspiel als Referendar bei der Landesregierung in Magdeburg zunächst als Privatdozent Vorlesungen hielt. 1784 folgte er einem Ruf nach Erlangen, wo er fast fünfzig Jahre lang lehrte. Er lehnte viele ehrenvolle Berufungen ab und blieb Erlangen auch in schweren Zeiten treu, wie beispielsweise in der Zeit der französischen Okkupation, als die Gehälter gekürzt wurden und die Hörsäle leer wurden. Als das Fürstentum Bayreuth 1810 dem Königreich Bayern eingegliedert wurde, ging es wieder aufwärts.

Glück galt als ungemein fleißiger Lehrer. Noch lange nach seinem Tode lebte in Erlangen die Erinnerung, daß er seine Pandekten-Vorlesung gegen Schluß des Semesters nicht nur täglich fünf bis sechs Stunden lang hielt, sondern sie sogar bis weit in die Ferien fortsetzte, einmal sogar erst kurz vor Anfang des neuen Semesters fertig wurde.

Sein ältester Sohn Karl war in Prima Schulkamerad von Karl Rau.

Seinem Schüler Karl Rau schrieb Glück folgendes Zeugnis:

„Herr Carl Daniel Heinrich Rau aus Erlangen hat nicht nur meine Vorlesungen über die Pandecten und das Kirchenrecht mit musterhaft ausgezeichnetem Fleiße besucht, sondern sich durch seinen untadelhaften Lebenswandel und gutes sittliches Betragen vorzüglich empfohlen, welches ich hiedurch der Wahrheit gemäß mit Vergnügen bezeuge.

Erlangen, d. 13. Juli 1811.

D. Christ. Fried. Glück.“

Adolph Felix Heinrich Posse³⁸ wurde 1760 in Sondershausen als Sohn eines Kirchenrats geboren, studierte in Göttingen Jura und Neuere Geschichte und wurde 1789 als ordentlicher Professor für Staats-, Lehens- und deutsches Privatrecht nach Rostock berufen. 1805 folgte er einem Ruf nach Erlangen und übernahm als königlich-preußischer Hofrat die vierte Professur. Er schlug mehrere Berufungen aus, blieb in Erlangen, wurde 1810 bayerischer Untertan und freute sich des Aufblühens der Universität.

³⁷ vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie Berlin 1970, S. 235 ff.*

³⁸ vgl. *Allgemeine deutsche Biographie Berlin 1970, S. 459 ff.*

Seinem Schüler Rau testiert er:

*„Daß Herr Carl Heinrich Rau aus Erlangen meine Vorlesungen über das teutsche Privatrecht und über das Lehenrecht mit dem rühmlichsten Fleiße und steter Aufmerksamkeit besucht habe, wird hiermit bezeuget.
Erlangen d. 20ten Oct. 1810.
D. Adolph Felix Heinrich Posse,
Hofrat und Professor.“*

Raus Lehrer in den Kameralwissenschaften, dem zentralen Bereich seiner Studien, waren **Harl** und **Lips**, deren Unterricht er mit den Worten „mittelmäßig genug“ bewertet.

Johann Paul Harl³⁹ wurde 1772 in Hof im Salzburgerischen geboren und beendete 1842 in Nürnberg sein Leben durch Selbstmord. Nach absolvierter Gymnasialausbildung studierte er Theologie und wurde Weltpriester und Lehrer der Pädagogik in Salzburg, gab aber bald seine Stelle auf. Er lebte einige Jahre in Berlin, wo er sich mit philosophischen und literarischen Studien beschäftigte. 1805 erhielt er einen Ruf als Professor der Philosophie und Cameralwissenschaft nach Erlangen. Er war ein Günstling des Ministers Montgelas, der ihm den Hofratstitel und das Ritterkreuz der französischen Ehrenlegion verschaffte, auch seine wissenschaftlichen Arbeiten begünstigte und seine Zeitschrift „CameralCorrespondent und Cameralverkündiger“ (1805-1812) durch Empfehlung und Druck auf Behörden und Beamte protegierte. Nach Montgelas' Entlassung wurde er in den Ruhestand versetzt, arbeitete weiter an cameralistischen Themen, verlor aber schon zu Lebzeiten sein Ansehen in den Wissenschaften. Seine Zeitgenossen urteilten sehr hart über ihn. In der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ findet sich ein Hinweis darauf, daß Rau ihn einen „stumpfen Kopf“ genannt habe und Mohl⁴⁰ über seine Schriften gesagt habe, sie seien „so schlecht als möglich“ und „von bodenloser Unbrauchbarkeit“.

Harl urteilt bedeutend freundlicher über seinen Schüler. Für das Sommersemester 1810 bescheinigt er ihm, er habe seinen Vorlesungen über „Polizei und über Staatswirthschaft mit dem ausgezeichnetsten Fleiße beigewohnt“.

³⁹ vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie Berlin 1970, S. 601 ff.*

⁴⁰ *Robert von Mohl, 1799-1875, Staatsrechtsprofessor in Tübingen und Heidelberg*

Zum Ende seiner Studien bescheinigt er ihm:

*„Daß der Herr Studios. Rau aus Erlangen
den Vorlesungen über Polizei, über
Staatswirthschaft und Finanz mit dem
ausgezeichnetsten und rühmlichsten
Fleiß beigewohnt habe, bezeugt
Dr. J. P. Harl
Professor.
Erlangen, i. Septb. 1811“*

Michael Alexander Lips⁴¹, geboren 1779 in Frauenaarach bei Erlangen, studierte in Erlangen Theologie, Philosophie und Philologie, in Göttingen Geschichte und promovierte und habilitierte sich in Erlangen. Er las über geschichtliche Fächer, mitunter auch über theologische Gegenstände, später auch über Politik, Landwirtschaft und Technologie. Der Versuch, auf seinem Landgut in Marloffstein eine landwirtschaftliche Schule zu errichten, scheiterte, und so ging er nach Erlangen zurück und wurde zum Professor extraordinarius ohne Besoldung ernannt. Später reiste er zum Wiener Kongress, veröffentlichte darüber einige Broschüren und wurde schließlich aufgefordert, 1814 der verbündeten Armee als Herausgeber einer amtlichen Kriegszeitung zu folgen. Allerdings kam es durch die schnelle Beendigung des Feldzuges nicht mehr dazu.

Lips zeigt sich in politischen und wirtschaftlichen Fragen als Anhänger liberaler Ideen. Er bekämpft die Vorrechte des Adels, die Feudallasten, das Zunftwesen und die deutschen Binnenzölle. Er ist ein Freund der modernen Wirtschaftsformen, der rationellen Landwirtschaft und des Maschinenbetriebs und wünscht die Entwicklung Deutschlands zu einem Industriestaat.

Im Sommer 1810 bescheinigt er seinem Schüler Rau den Besuch seiner Vorträge über Cameral-Encyclopädie, später schreibt er ihm:

*„Daß der Herr stud. cam. et mathes.
Carl Daniel Heinrich Rau aus Erlangen
die dieshalbjährlichen Vorträge über
Technologie und Handelswissenschaften
mit ununterbrochenem Fleiß und
mit vorzüglichem Fortschritte besucht habe,
bezeugt mit Vergnügen
D. Lips, der Philos. außerord. Professor.
Erlangen, den 30. Sept. 1811.“*

⁴¹ vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie*, Berlin 1970, S. 739 ff.

Dies sind die Professoren, die Karl Rau in seinen Aufzeichnungen selbst erwähnt. Es gibt aber noch andere Lehrveranstaltungen, die er besucht hat und über die Zeugnisse vorliegen.

Bei Professor **Meusel** hört er Geschichte und erhält dafür drei lateinisch geschriebene Zeugnisse. Von Professor **Esper** gibt es ein Zeugnis über zwei Semester Zoologie mit „dem Wunsch des beglücktesten Wohls“.

Professor **Rösling**, der schon Karls Gymnasialjahre begleitet hatte, bezeugt ihm drei Jahre Unterricht in **Mathematik** und bescheinigt „bedeutende Fortschritte“ in der Arithmetik, Geometrie, der ebenen wie der sphärischen, wie auch in der Algebra und den Anfangsgründen der Geodäsie.

Das Fach **Geographie** studierte Rau bei Professor **Johann Ernst Ehregott Fabri**⁴². Dieser wurde 1755 in Oels in Schlesien als Sohn des Prorektors des dortigen herzoglichen Seminars geboren. Er studierte in Halle, wo er sich mit Philosophie, Mathematik und Physik, Philologie, Naturgeschichte, Geschichte und Theologie beschäftigte. 1796 wurde er außerordentlicher Professor der Statistik und Geographie in Jena. 1794 wechselte er nach Erlangen, um die „Großische Realzeitung“ zu schreiben und begann 1797 mit öffentlichen Vorlesungen. Er wird bezeichnet als „einer unserer gewiegtsten Geographen, dessen gründliche Kenntnisse in diesem Fache, in der Geschichte und Statistik, vereinbart mit wahrer Humanität, ihm Ruhm und Achtung erzeugt haben“.

Aus dem Zeugnis, das er seinem Schüler Rau schrieb, geht etwas detaillierter als bei solchen Bekundungen sonst üblich hervor, was man bei ihm lernen konnte:

*„Herr K. H. Rau, der Kameralwissenschaft Beflissener,
aus Erlangen, hat meine Privatvorlesungen
1. über Statistik der Europäischen Staaten im Sommersemester 1809
2. über Geschichte und Statistik des Baiarischen Staates
im Wintersemester j. 1810/1811
3. auch über teutsche Nazional- und Reichs-Geschichte im dismaligen
Sommer-Semester
mit ununterbrochenem, musterhaftem Fleiße und Aufmerksamkeit benutzt;
desgleichen in den von mir über Baiarische Geschichte veranstalteten
Examinatorien die erfreulichste Gnüge geleistet, überdis in einem
mir eingereichten, von ihm fleißig ausgearbeiteten Aufsätze, über Baierns
Macht-Verhältnisse zu einigen andern europäischen
Staaten lobenswürdige Beweise von seinen vorzüglichen Talenten,
Kenntnissen, und von seinem Privatfleiß gewährt;*

⁴² vgl. Deutsches Biographisches Archiv München 1982, S. 273 ff.

*übrigens sich ununterbrochen
durch sittliches und wohlständiges
Betragen aufs beste empfohlen.
Erlangen, 16ter Juli 1811.
D. Joh. Ernst Fabri, Prof. Ordinar.“*

Das Wintersemester 1811/12 sollte Karl Raus letztes sein. In seinem „Hausbuch“⁴³ schreibt er: „Im Winter 1811/12 reifte der Plan, mich zum Lehrfach zu bestimmen, wozu der gute Erfolg eines Stipendiaten-Examens beitrug, u. der Umstand, daß Lips gerade sich zurückgezogen hatte.“ Hier fiel eine Entscheidung. Rau hätte sich auch bei einer Regierung um eine Anstellung in der öffentlichen Verwaltung bewerben können, aber das Lehrfach war ihm lieber. Die Beendigung der Lehrtätigkeit von Lips scheint auch die Hoffnung auf eine Anstellung zu nähren.

Im März 1812 erfolgten Examen und Promotion, verbunden mit der Erlaubnis, als Privatdozent Vorlesungen zu veranstalten. Der frisch gebackene Doktor und Privatdozent war 19 1/2 Jahre alt.

⁴³ Rau 112

QVOD FELIX FAVSTVMQVE ESSE IVBEAT
DEVVS OPTIMVS MAXIMVS

AVSPICIIS,
AVGVSTISSIMI ET POTENTISSIMI REGIS ET DOMINI
DOMINI

MAXIMILIANI IOSEPHI

REGIS BAVARIAE
REGIS ET DOMINI NOSTRI LONGE CLEMENTISSIMI

EX DECRETO AMPLISSIMI PHILOSOPHORVM ORDINIS
IN ACADEMIA REGIA FRIDERICO - ALEXANDRINA ERLANGENSI

PRORECTORE MAGNIFICO

SVMME VENERABILI

D. CHRISTOPHORO FRIDERICO AMMON

CONSILIARIO ECCLESIASTICO PROFESSORE THEOLOGIAE P. O. PRIMARIO ET ECCLESIAE NEAPOLITANAE SVPERINTENDENTE

PRAENOBILISSIMO ET DOCTISSIMO

CAROLO DANIELI HENRICO RAV

ERLANGENSI

POST SPECIMINA ERVDITIONIS ATQVE INGENII SOLIDIORIS IN EXAMINE
LEGITIME EXHIBITA

DOCTORIS PHILOSOPHIAE AC MAGISTRI LITTER. BONARVM ET
AA. LL.

HONORES IVRA ET PRIVILEGIA

D. XIX. MARTII A. S. R. c1810ccccxii

RITE-CONTVLIT

M. AVGVSTVS FRIDERICVS PFEIFFER

CONSILIARIVS AVLICVS LINGVARVM ORIENTALIVM PROFESSOR PVBLICVS ORDINARIVS BIBLIOTHECAE ACADEMICAЕ DIRECTOR

ORDINIS PHILOSOPHICI H. T. DECANVS ET PROMOTOR AD HVNC ACTVM LEGITIME CONSTITVTVS,



In einem Brief an seinen jüngeren Kollegen Roscher⁴⁴ schreibt Rau 1869 über seine Studienzeit:

„Ich kam 1808 mit 15 1/2 Jahren auf die Universität, gut vorbereitet, besonders in der Mathematik. (Schon als Gymnasiast hatte ich Collegien über Physik und reine Mathematik gehört.) Die Lehrer in der polit. Ök. waren ungenügend, Harl ein stumpfer, Lips ein abenteuerlicher und flüchtiger Kopf, aber in Philosophie, Naturwissenschaft, Naturgeschichte, Rechtsphilosophie, positivem Recht war viel zu lernen, weniger in Geschichte und Statistik.“⁴⁵

Das Studienende und der Beginn eines neuen Lebensabschnittes veranlassen Rau, über seinen künftigen beruflichen Weg nachzudenken. Am 20. August 1812, wenige Monate nach seiner Promotion, legt er sich Rechenschaft ab:

„Ich habe einen Beruf gewählt; mein Leben soll den Wissenschaften geweiht sein. Zuvörderst kommt es also darauf an, mir in meinem Fache die Kenntnisse eigen zu machen, welche die großen Geister aller Zeiten in ihren Schriften niederlegten; dann aber soll ich auch, wenn es mögl., einen Schritt weiter thun. Eine erhabene, große Bestimmung, des wärmsten, unermüdeten Eifers werth. Hierbey aber darf ich nicht planlos verfahren. Es wird also nöthig seyn, über mich selbst ein Tagebuch zu führen, in welchem ich, wie jeder gute Wirth pflegt, meine Einnahmen an nützlichen Kenntnissen, die theils durch Lectüre oder Beobachtung gesammelt, theils aus den unergründeten Tiefen des Geistes entwickelt wurden, sorgfältig aufzeichne (wie glücklich ist eine Wirthschaft, in welcher keine Ausgabe den Fond mindern kann!). Es soll also, wenn es geschehen, tägl. eingezeichnet werden, wie weit ich fortgeschritten bin. Bemerkungen, die nirgends anders Platz finden, sollen hier stehen, und besonders soll meine Lectüre genau angegeben werden.

Auch das würde ich mir nicht verschweigen dürfen, wenn einmahl (quod deus avertat!) mein Eifer s. kühlte oder ganz erschlaffte, um, wo mögl. wieder stärker angefacht zu werden durch die Erinnerung besserer Zeiten. Eine solche Selbstbeobachtung, eine so räth. Spaltung in Denkendes und Gedachtes, kann nur die nützlichsten Folgen haben.

Stets soll sie mir das Ideal vor die Augen mit neuem Glanze führen, welchem ich treu mein Daseyn weihen will; als Lehrer unerschütterlich gewissenhaft, als Lernender unermüdet thätig zu seyn, muß mein Bestreben seyn,. [...]“⁴⁶

⁴⁴ *Wilhelm Roscher, Nationalökonom. 1814-94*

⁴⁵ *Rau 77*

⁴⁶ *Rau 6*

Mit diesen Worten leitet Karl Rau sein Tagebuch ein, das er 1812 beginnt. Sie sind Programm für seine künftige Tätigkeit.

Als Hilfsmittel legt er sich eine Notizensammlung an, die er „Lesefrüchte“ nennt. Das Buch hat ein Format von 23 x 37 cm, ist 6 cm dick und wiegt 2200 g. Die Aufzeichnungen sind alphabetisch geordnet – es ergibt sich so eine Art selbst geschriebenes Lexikon.



List

Verzeichn.

1. Beschreibung von dem ...
 2. ...
 3. ...
 4. ...
 5. ...
 6. ...
 7. ...
 8. ...
 9. ...
 10. ...
 11. ...
 12. ...
 13. ...
 14. ...
 15. ...
 16. ...
 17. ...
 18. ...
 19. ...
 20. ...
 21. ...
 22. ...
 23. ...
 24. ...
 25. ...
 26. ...
 27. ...
 28. ...
 29. ...
 30. ...



(L. 174) III W. 1749. D. 214.
 B. 17. 437.

Beschreibung		Menge		Preis		Währung		Datum		Ort	
1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

Zusammenfassung der ...

1.5. EINE ZWISCHENBILANZ

Hier endet der erste Teil der Lebensbeschreibung. Karl Daniel Heinrich Rau hat sein erstes Ziel erreicht: Er ist Doktor und Privatdozent und 19 Jahre alt.

Der Beginn dieses Lebens fällt in die Zeit der Französischen Revolution, die drei Jahre vor Raus Geburt stattgefunden hatte und in ihrer Folge Europa verändern sollte. Im Jahr seiner Geburt beginnt der erste Koalitionskrieg gegen Preußen und Österreich. Die neu formierte französische Nation fühlt sich als Vorkämpferin für die Befreiung von Absolutismus und Feudalismus.

Raus früheste Erinnerungen sind sein dritter Geburtstag (23. November 1795) und der Durchzug des Jourdan'schen Corps im August 1796. Der Krieg erfaßt also seine bisher eher beschaulich dahinlebende Vaterstadt Erlangen, die erst 1791 preußisch geworden war. Davor gehörte sie zu Bayreuth. Noch geschieht hier nicht allzu viel, weil Erzherzog Karl die französischen Vorstöße noch einmal abwenden kann, aber die Landkarte Europas beginnt bereits, sich zu verändern. Holland beispielsweise wird zur Batavischen Republik, und Preußen verzichtet auf linksrheinische Besitzungen.

Als Karl lesen lernt, beginnt der Aufstieg des „kleinen Korporals“ Napoleon Bonaparte durch den Italienfeldzug. Als er anfängt, Latein zu lernen, gründet Napoleon französische Tochterrepubliken wie die Helvetische oder Römische Republik. Als Karl fleißig weiterlernt, krönt sich Napoleon zum Kaiser der Franzosen und siegt weiter. Sein Gesetzeswerk Code Civil, auch „Code Napoléon“ genannt, verändert das Rechtssystem Europas.

Als Karl in Prima sitzt und sein Vater stirbt, hat das Heilige Römische Reich Deutscher Nation aufgehört zu existieren, die Rheinbundstaaten sind gegründet, Preußen hat den Krieg verloren, es gibt die Kontinentalsperre, und Erlangen ist französisch besetzt. Karl, seine Mutter und Schwester Hanna leben in den dürftigsten Verhältnissen. Rudolf Köhler beschreibt dies so: „Aber er studierte doch an der Erlanger Universität von Ostern 1808 bis März 1812, indem er unter Entwicklung eines enormen Fleißes, Verwerthung seiner Kenntnisse und den größten Entbehrungen nicht nur seine Universitätskosten fast vollständig bestritt, sondern noch Mutter und Schwester unterstützte und der Ersteren bis an ihren am 26. Februar (1813) im 58. Jahre erfolgten Tod die größte Liebe eines gehorsamen Sohnes bezeugte. Darum baute ihm auch der Mutter und des Vaters Segen Häuser in seinem späteren Leben. Wie Rau trotz der schweren Zeiten und der geschilderten Familienverhältnisse es anfang, die angeborene Heiterkeit seines Wesens zu bewahren und des Lebens Nothdurft für eine Familie zu bestreiten, wo Andere erst

anfangen, in pecuniären Fragen recht von derselben abzuhängen, darüber fehlt es an schriftlichen Andeutungen.“⁴⁷

Die angesprochene „Verwerthung seiner Kenntnisse“ ist es, die die Familie über Wasser hält, denn er gibt Stunden, vor allem in Mathematik. Als Napoleon 1810 Marie-Luise von Österreich heiratet, geht auch die Neuordnung Deutschlands weiter und Erlangen wird bayrisch. Die Regierung sitzt nun nicht mehr in Berlin, sondern in München, und mit der Universität geht es wieder aufwärts. Die Studentenzahlen, die zur Zeit der französischen Besetzung stark zurückgegangen waren, steigen wieder, und es gibt wieder mehr Professorenstellen. Karl beeilt sich mit seinem Studium. Als er im März 1812 sein Examen ablegt und promoviert wird, ist Napoleon auf dem Höhepunkt seiner Macht. Drei Monate später beginnt er den Rußlandfeldzug, und der große Wandel beginnt.

Karl hat seine Ausbildung beendet, aber eine Stelle hat er nicht. Er hat zwar unter mannigfachen Schwierigkeiten sein Studium abgeschlossen, aber seine Zukunft ist dennoch ungewiß.

⁴⁷ Köhler-Rau

2. Lehr- und Wanderjahre

2.1. PRIVATDOZENT UND GYMNASIALLEHRER IN ERLANGEN

Im Sommersemester 1812 liest der frisch gebackene Privatdozent vor Zuhörern, die teilweise älter als er selbst waren:

1. Enzyklopädie der Staatswissenschaften
2. Landwirtschaft
3. Nationalöconomie und Finanz.

In der Landwirtschaft, die 7 fl. Honorar kostete, hatte er 20 Zuhörer, in den Staatswissenschaften 15, in der Enzyklopädie 5.

Zur gleichen Zeit wird sich der junge Dozent bewußt, wie sehr er immer noch ein Lernender ist. Er notiert, welche Lektüren er durcharbeiten möchte: „Platons Republik, Herders Ideen, Müllers Allgemeine Geschichte, Schmidts Geschichte der Deutschen, Esprit des Loix“ und andere.⁴⁸

Ein undatiertes Notizblatt, auf dem er Stichworte für eine Anfrage Roschers notiert hat, zeigt im Rückblick seine Gedankengänge.

„Roscher fragt, was ich im Beginn meiner Laufbahn in Lehre und Schrift gemacht habe. Stück Biographie. Die Politische Ökonomie ausbilden. Damit ist wenig gesagt. Wie? Was schien mir besonders hiezu nöthig, welche Lücken und Mängel sollten verbessert werden. Meine Vorbereitung. Mathematik. Staatswissenschaft. Positives Recht, besonders Naturrecht. Naturwissenschaft, Gewerbe, – Statistik. Geschichte wohl auch, Zunftwesen, führte dahin, aber ich drang weniger ein, Mangel guter Lehrer.

Die Ursachen aller volkswirtschaftlicher Erscheinungen mit Hülfe dieser Vorkenntnisse untersuchen. Alle einwirkenden Umstände zusammenfassen; berechnen mit Hülfe der Mathematik. – Verschiedene Gestaltungen unbeschadet der allgemeinen Gesetze. Gewöhnung an systematisches Denken durch Logik, Philosophie und Mathematik. System ausbauen, Schärfe der Begriffe, Logik der Schlüsse. Staatsthätigkeit auf Grundsätze bringen. Volkswirtschaftslehre in ihrer Allgemeinheit und Vielseitigkeit darstellen, Wirtschaftspolitik in Beziehung auf Zeit und Ort. Diese zugleich praktisch behandeln, doch kam ich dazu erst bei Band 2 und 3.

Smith verehrte ich, doch nicht blind. Hufeland, Lotz in der begrifflichen Klarheit. Schon 1813 oder 14 eine Schrift über die Grundbegriffe, ungedruckt, oder später?

⁴⁸ Rau 6

Große Reise. Personen, gewerbliche Verhältnisse. (...)

Ansichten zeigen meine Ziele, Natur-geschichtliche Verhältnisse, Besonderheiten. Überall fragen, das Besondere auf das Allgemeine beziehen.“⁴⁹

Aus diesen wenigen Stichworten wird ein wissenschaftliches Programm sichtbar. Es ist aber auch zu erkennen, welche schwierige und umfangreiche Aufgabe sich der junge Wissenschaftler stellte. Im Wintersemester 1812/13 gab der junge Privatdozent nur dem Grafen von Rechtern ein Repetitorium über Logik. Napoleons Rußlandfeldzug und alle anderen damit verbundenen Ereignisse ließen wohl den Strom der Studenten etwas anschwellen.

Als dann im Februar 1813 seine Mutter starb, stand der junge Dozent mit wenig oder gar keiner Einnahme vor enormen existenziellen Problemen, denn seine Schwester Johanna, mit der er zusammen lebte, mußte nun auch unterhalten werden. Doch wurde zunächst die Universitäts-Witwenpension weiter gezahlt und sicherte das Nötigste.

Im Sommer 1813 las er vor sechs Zuhörern Enzyklopädie. Die Befreiungskriege gegen Napoleon riefen die Jugend auf die Schlachtfelder, die Hörsäle waren verödet. Aus dem gleichen Grund brachte er auch im Winter 1813/14 keine Kollegien zustande und erlebte eine trübe, sorgenvolle Zeit. Mehrere Privatstunden in Latein hielten ihn über Wasser. Dazu kamen im Jahre 1814 drei schwere Krankheiten. Nach der zweiten begann er mühsam die Arbeit an der Preisfrage, gestellt von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, über das Zunftwesen und die Folgen seiner Aufhebung. Im Juli erfuhr er, daß er den ersten Preis unter vierzehn Konkurrenten errungen hatte. Dazu notiert er in seinem Tagebuch „Blätter des Lebens“:

„Ich habe in zweifacher Hinsicht großes, recht großes Glück gehabt. Der Göttinger Preis, mir am 21. Juli bekannt geworden, war vielleicht meines Lebens größte Freude. Alles nahm herzlichen Anteil, nahe und ferne Bekannte, und ich gieng ruhig anspruchslos fort. Ich bin mir selbst ein Rätsel, mit dem glühenden Ehrgeize, dem gewiß nicht erheuchelten Mißtrauen in mich selbst und dem ruhigen Verbergen des Verdienstes. Ob es etwa nur eine feinere Eitelkeit ist? Das bin ich mir schuldig, ich rechne mir nur das Beste, die Schritte zum Guten, am höchsten an, also keine kleine Eitelkeit. Aber freylich thut es mir so sehr wohl, zu denken: man ahndet, was Du werth bist!“⁵⁰

Im Sommer 1814 trat er eine Lehrstelle am Gymnasium mit 300 fl. Besoldung an, die ihm sein alter Lehrer und neuer Kollege Mehmel zuwendete. Dadurch bekam die gemeinsame Haushaltung

⁴⁹ Rau 6

⁵⁰ Rau 6

der Geschwister Rau eine einigermaßen sichere Basis. Auch wurde der zwischenzeitlich erwogene Plan, noch Jura zu studieren und darin zu promovieren, damit hinfällig.

Dazu notiert er:

„Am 1. August habe ich meine Lehrstelle am Gymnasium angetreten, die ich besonders Mehms Liebe verdanke. Nun lebe ich sorgenfrei, welch eine Wohlthat! Fast schätze ich sie nicht genug. Doch ruhig bin ich nicht, denn die 25 J. kommen mir näher! Ich möchte das Wittwengeld entbehren, alles mir verdanken können. Die Jurisprudenz ist vom Halse! Ich hätte darin nichts geleistet.“⁵¹

Die Stelle hatte der akademische Senat auf Antrag des Scholarchats verliehen. In dem diesbezüglichen Dokument vom 10. September 1814, das nicht nur Rau betraf, sondern noch zwei andere Kollegen, heißt es:

„Der A. Senat und das Scholarchat versehen sich, daß diese Lehrer ihren bereits erprobten Fleiß und treuen Eifer unermüdet fortsetzen und das Beste des Gymnasiums und der ihnen besonders anvertrauten Zöglinge desselben sich stets zur höchsten Angelegenheit machen, auch für die Vertheilung der Lehrstunden während der Krankheit des Herrn Conrectors Gerlach also sorgen werden, daß der Unterricht auf keine Weise leide und jede Beschwerde von Seiten der Älteren (=Eltern) vermieden, auch insbesondere der Religionsunterricht auf keine Weise vernachlässiget werde, worüber wir einem von ihnen sobald als möglich zu fertigenden Lehrplan entgegensehen. Übrigens bezeugen wir diesen würdigen Lehrern unser Vergnügen über die Ermunterung die Ihnen, und über die Belohnung, die Ihren Verdiensten zu Theil geworden ist.“⁵²

Die Grundlage zu einer gesicherten Existenz ist also gelegt, der Gymnasiallehrer muß, wie damals üblich, den Privatdozenten ernähren. Der Privatdozent hat 1814 nur ein Privatissimum in Politik mit dem Grafen von Cetto, dem späteren bayrischen Gesandten in London. Sein väterlicher Freund und Kolege Gros hatte ihn empfohlen, wohl nicht ganz ohne Hintergedanken, denn von Cetto galt als Intimus des mächtigen Ministers Montgelas, von dem sich Gros womöglich eine Förderung seines Schützlings Rau erwartete.

Im Wintersemester 1814/15 gab es ein Privatissimum mit nur vier Studenten, worunter der aus dem Rußlandfeldzug zurückgekehrte Karl Hildebrand war, sein ehemaliger Schulkamerad.

⁵¹ Rau 6

⁵² Rau 5

Von 1815 an las er stets Kollegien, deren Ertrag zum Lebensunterhalt der Geschwister ausreichte. Allerdings muß nach wie vor Bescheidenheit vorherrschen, denn anhand der aus der Erlanger Zeit fast vollständig erhaltener Kollegienbögen, aus denen auch hervorgeht, welche Studenten Gratisten waren, läßt sich berechnen, daß der Gesamtertrag von 5-6 jährlichen Vorlesungen kaum 300 fl. erreicht. Auf die Tätigkeit im Gymnasium kann daher auf absehbare Zeit nicht verzichtet werden.

Der gewöhnliche Ärger im Schulalltag beschäftigt auch ihn: In seinem Tagebuch vermerkt er unter dem 19.2.1815: „Ärgerlich doch gewiß, von beiden Classen, nicht zu wissen, daß coelum im Plural coeli hat!“ Am 5.1.1815: „Poschwitz, Sammer sehr ungezogen und Possen treiben.“

1816 gab er die Preisschrift, neu bearbeitet, bei Göschen heraus, für 1 Dukaten pro Bogen. Daneben schrieb er kleinere Aufsätze in Harls Kameralcorrespondenten. Daneben arbeitet er an seiner lateinisch geschriebenen Dissertation über die Grundlinien der Geschichte der Politik oder der Lehre vom Staate, die er als die „Frucht mehrjähriger Studien“ bezeichnet. In den Pfiingstferien 1816 beginnt er mit der Niederschrift, am 27. Juli verteidigt er. Der Respondent mußte mühsam eingearbeitet werden. Die öffentliche Disputation fand vormittags von 10 bis 12 Uhr und nachmittags von 14 bis 16 Uhr statt und hatte dreizehn dem Gebiet der Politik entnommene Thesen zum Inhalt. Er vermerkt hierzu: „Ich erntete [...] viel Beifall.“

Im Herbst 1816 schrieb er als Programm für das Gymnasium eine kleine Abhandlung „Über den Luxus“. Davon wurde ein besonderer Abdruck von 200 Exemplaren gestattet, die Palm übernahm. Von dem kleinen Erlös sowie einer Anleihe bei seinem Freund Ausin unternahm er eine Reise nach Bayreuth, wo er sich am 1. November mit Amalie Fischer, der Tochter des Oberpostmeisters Fischer, verlobte.

Zwar war seine wirtschaftliche Situation noch nicht so, daß er unbedingt hätte ans Heiraten denken können. Aber er hatte doch einige begründete Hoffnung, eine Anstellung als Professor zu finden. Sein Gönner Gros riet ihm, von der Regierung Reisegeld zu beantragen, um eine Deutschlandreise zu unternehmen, die ihm sowohl neue Erkenntnisse für seine wissenschaftliche Arbeit vermitteln, aber auch die Möglichkeit geben sollte, sich nach einer Anstellung umzusehen.

Es hatte den Anschein, als würde eine Stelle in Erlangen frei, weil Lips sich auf eine frei werdende Stelle in Wien bewerben wollte. Mehmel und Gros versprachen Hilfe. Die Leipziger Ökonomische Sozietät schickte ihm ein Diplom, Adam Müller schrieb eine günstige Rezension seines Buches, insgesamt sah er Hoffnung. All dies mag ihn bewogen haben, ernsthaft um Amalie Fischer zu werben und sich zu verloben.

In seinem Tagebuch findet sich dazu unter dem 17. August 1816 das Folgende:

„Die Unruhe treibt mich früh vom Lager. Seltsamer Zustand, alle Hoffnungen mit einem Mal auf die Waage gelegt zu sehen. Günstig wie nicht vielen haben sich mir von je die Umstände gezeigt; noch nicht 24 J., und schon so nahe Aussichten, so schöne Hoffnungen! Aber um so mehr mag ich gewohnt sein, immer alles gelingen zu sehen. Ich fühle die Größe des Schrittes, der geschehen ist. Die ungebundene Leichtigkeit hat aufgehört, die Ziele sind unabänderlich bestimmt. Aber wenige Menschen haben von dem Junggesellenstande so wenig Freude gehabt; ich habe mir keine erlaubt, immer die Pflichten gegen die Künftige erwägend. Das Herumflattern hat mich nie ergötzen können, ich habe nie ein Mädchen geküßt als beim Abschied oder im Spiele. So stehe ich denn am Eingange einer reichen, schönen, blühenden Zukunft, für die alles aufgespart ist. Mit aller Besonnenheit und Freiheit habe ich gewählt, ohne Leidenschaft. [...]”⁵³

Der Hungerwinter 1816/17 bescherte dem jungen Bräutigam zunächst einen herben Rückschlag. Sein eigener und der Schwester Unterhalt wurde im wesentlichen durch einen Vorschuß auf seine Übersetzung von Storchs „Cursus der Politischen Ökonomie“ aus dem Französischen bestritten, den der Verleger Perthes gewährte.

Ende 1816 bewarb er sich um ein Reisestipendium bei der bayrischen Regierung, hatte aber parallel dazu einige Hoffnung, in Berlin die frei gewordene Professur für Politik zu bekommen. Am 8. Februar 1817 wurden ihm 500 fl. zu einer Reise behufs praktischer Ausbildung in der Kameralwissenschaft aus dem Stipendienfonds des Philologischen Seminars in München bewilligt, wobei seine Stellung als Gymnasiallehrer von entscheidender Bedeutung war. Zur Bedingung wurde gemacht, daß er ohne Erlaubnis der Regierung keinen Ruf ins Ausland annehmen dürfe, und wenn er es trotzdem tun würde, das Stipendium zurückzahlen müsse. Allerdings wurde ihm das später erlassen.

2.2. REISE DURCH DEUTSCHLAND 1817

Über seine Deutschlandreise von 1817 hat Rau ausführliche Unterlagen hinterlassen. Es gibt einen Kurzbericht, in dem die Stationen seiner Reise in Stichworten aufgeführt sind. Der Titel lautet:

*Bericht
über die von mir unternommene
literarische Reise
in besonderer Beziehung auf die
Kameralwiss.[enschaft]
Anfg. Mais – Ende Octob. 1817*

Weiterhin existiert das Tagebuch, in dem jede Station ausführlich dargestellt wird und Lage, Bodenschätze, wirtschaftliche Einrichtungen, Fabrikationen, Landwirtschaft sowie besondere Einrichtungen geschildert werden.

Eine weitere Quelle ist der Briefwechsel mit seiner Braut Amalie, in der man einen anderen Aspekt von der Reise gewinnt.

Zur Veranschaulichung ist noch eine Landkarte überliefert, in der er mit Bleistift seine Reiseroute und alle Stationen eingezeichnet hat.

An zwei Beispielen sei hier dargestellt, wie dies im einzelnen aussieht.

1. Beispiel: Berlin

Im Kurzbericht sieht das so aus:

Berlin. – Charité! Eisen – und Stückgießerey, jene sehr vollkommen. Porcellanfabrik. – Teppichfabrik. – Cockerill'sche gr. Wollenspinnerey, tägl. durch 6 Scheff. Steinkohlen zu 78 gr. bestritten. Dabey Fabrik v. Spinnmaschiene. – Ofenfabrik. – Taubstummenanstalt.
– Nachtheile der Gewerbsfreyheit sehr sichtbar. Gesetzgebung, besonders über bäuerl. Verhältnisse. – Dampfboot. – Schwimmschule. – Antiken, worunter 3 Elgine Marbles. – Prof. v. Savigny, Hermstädt, Schmalz.

Das Tagebuch verzeichnet unter dem 29. Juli 1817:

Der Eintritt ins Leipziger Thor, wo gleich die Leipziger Strasse bis zur Spittelkirche lang ausgebreitet liegt, ist eindrucklich. Alle in der Straße Gehenden schieben sich von weitem in ein dunkles Gewühl zusammen. Gegen 11 Uhr im Hof von Holland, Roßstrasse. Unter Auspacken, Umkleiden, Waschen, Bartputzen vergieng eine Stunde, als der junge F. heraufsprang:

„ Es ist Feuer!“. Auf der Strasse hörte man gleich: „Im Comödienhaus.“ Die Menschenmasse, die dem schwarzen Dampfe entgegen wogte, leitete mich sicher zur Stelle, doch langsam, da ich den vielen Fuhrwerken und den Spritzen, wobey Männer mit schwarzen Zwillenröcken und eisernen Hauben, ausweichen mußte. Herrlicher Anblick.

Ich stand in der Mohrenstraße, zwei Häuser von der Ecke der Markgrafenstraße, noch hier war die Hitze fast unleidlich; die teutsche Kirche schien dicht an der Feuerstätte zu stehen, und ihre Bildsäulen ruhig und vertrauend in die Flammen herab zu sehen. Soldaten hielten die Strassen offen und Gassen zu den H., wo Brunnen.

Nach ein paar Stunden zu Tische, dann schnell zu Sacks. Friedrich gieng eben ins Haus; Karl kam bald nach. Briefe, aus B. und E. –

Nun mit S. I zu Dr. Lücke und Ulrich; dann in der Stadt herum.

Unter die Linden, Brandenburger Thor, Conditior Fuchs, Schloßplatz, Lustgarten. Thee in der Sack-Familie. Abends im Gasthofe, der mir aber sehr verleidet war, weil er für nicht anständig genug galt.

30. Juli.

Wohnung gemiethet, 14 Tage, 3 Thaler. Hausvogtey-(vulgo Schinken-)Platz Nr.7, Oberaccise - Einnehmer Salbach. Klein, aber reinlich. Hospitirt bei Liers, [...] und Savigny: Nov. 115 habe das ErbR. ganz neu gebildet. Treffl. Vortrag. – Ich zog nach Tisch ein; Sacks; Hasenheide, wo der Ferien wegen wenig zu sehen war. – Nach Tisch Feuerwerk im Thiergarten [...]

31. Juli.

Link, Marheinecke besucht. Jener sehr ruhig, einfach. – [...] Nachmittags Hermstädt, Klug (unartig, vielleicht aus Lebensunkunde, denn fein gebildet schien er doch), von Bernuth (Leipziger Str. Nr 39). Hierauf mit M. und S. II zu Eichhorn, in den vossischen Garten am Wilhelmsplatz. Auch Savigny's kamen dahin und der Rittm. v. Scheibler. Abendessen, voll Witz und Geist. Nachts wegen des falschen Schlüssels bey M. auf dem Sopha.

1. August.

Besuch bey Savigny, (Pariser Platz Nr. 3), der die baierischen Verhältnisse genau kennt. –

Charité. Freye, ländl. Umgebung. 3 große Flügel schließen einen Gartenraum ein, wo leichtere Kranke Bewegung haben oder doch die Luft genießen. Hufeland und Horn stehen an der Spitze. Die Geisteskranken werden einem Nichtarzte nicht gezeigt. Ich besah Säle der Schwangeren, der frischen und älteren Wöchnerinnen, und chirurgisch kranker Männer. Vorrichtungen für Beinbrüche u. dergl., um die Lage zu verändern ohne Nachtheil, durch Hängen. Grünes verhangenes Zimmer der Augenkranken. Das Haus hat jetzt über 1000 Kranke, deren Mehrzahl unentgeltlich. Vermögendere bezahlen für den gewöhnlichen Tisch monatlich 5 Thaler 22 Groschen, Berliner nur 4 2/3 Thaler. Große Küche mit Heerden, wo in großen Kesseln gekocht wird; neben

dem Heerd für feinere Verpflegung. Venerische, Krätzige haben volle Kost, 1 1/2 Pfund Brod. Andere halb, mit 1 Pfund Brod. Der Verbrauch täglich 70 Tonnen Bier (zu 96-100 Quart). Monatlich gegen 700 Thaler Getreide und Hülsenfrüchte zu Suppen. – An Brod im Juli 1817 3000 Pfund Schwarzbrot. 16000 Pfund Weißbrod.

An jedem Bette eine Tafel, mit dem Namen und den Vorschriften. Gegen 200 Wärter und Wärterinnen. 2 Hausväter, deren einer mich herumführte. –

Geh. Justizrath Schmalz (bey der Kath. K. Nr. 1); Physiokrat. Dr. Eiselen (ebd. Nr. 2) – geh. R. Hermbstädt (Georgenstraße 43). Klug (Französische Strasse) – Abends Funchon. Die Musik kam mir leerer vor als sonst. Frl. Eunicke hat eine schöne, rein klingende Stimme, die nur etwas weicher seyn sollte, sowie ihr, im Ganzen recht gutes Spiel auch einige Natürlichkeit zu wünschen läßt. Stürmer (Eduard) ein weicher Tenor, nur ein wenig dumpf. Das Spiel gezwungen. Gern, der Abbé, recht gut. Frau Eunike gab die Florine für ihr Alter wunderbar leicht, singt ganz hübsch. Unzelmann schon alt; in dem bekannten Liede „Die Welt“ griff er sich recht an; aber ein Komiker muß jung seyn, sonst kommt es eingelernt und steif heraus. Die G. spielte doch die F. edler, erhabener. –

2. August.

Ziegler wies mich an H. v. K., der nicht zu sprechen. Prof. Rühls (Kupfergraben Nr. 4). Die Handelsfreiheit führte uns in einen Streit; er ist sehr lebhaft, sprach reissend schnell. [...] 72 Schüsse löseten den Streit; der Prinz Wilhelm hatte einen Sohn gebohren. – Auf dem Comptoir d. Gesetzsammlung bestellte ich, was mir bedeutend schien. Oberwasserstraße – Feier der Bibelgesellschaft in der Dreifaltigkeitskirche. Neander hatte durch ein Programm eingeladen, dessen Besitz e. Charte vertrat. Sehr voll. Karl S. predigte; darauf die Geschäfte der Ges. im letzten J., zugl. d. sämtl. Tochterges. in Pr., verlesen. Abends noch einmal bey Förstermanns.

3. August.

Predigt bey Hermes in d. kl. Mittelkirche. Schlicht, verständig, voll von Gott; ein wackerer Greis. – Darauf Universitätsfeyer in dem schönen Saale. Bökh, schöne Rede, über die gegenseitige Einwirkung der Religion und der Wissenschaften auf einander seit 1517. – Staatsrath Hoffmann, dem ich durch Marheineke vorgestellt wurde. – Mittagessen, 2 1/2, im Thiergarten. H. v. Bernuth, Vater, Bruder, Sohn. Geh. Rath Heim, berühmtester Arzt in B., (mir und mich), Frau und Sohn; des meiningischen Hauptmanns Oheim. Domainen werden jetzt meist verpachtet, nach geschehener Zerschlagung. Kanon unveränderlich. Finanzen mit beständiger Rücksicht auf das VW (vermutlich Volkswohl; d.Verf.); so ist man bey Nachlässen der Zeitg. milder als die Ges. fordern, setzt in jedem Widerstreite die Staatse. dem VW. nach. – Abends kam ich noch zu K. in den Figaro, wo die herrliche, königlich – große Milder – Hauptm. die Susanna, Fischer den Figaro gab. Schlechtes Stück. F. müßte die Arie wiederholen, wo er Cherubina (Eunike) den Krieg schildert.

Er that es italisch. – Nachher Ballett; das Pathos gar rührend mit ausgestreckten Beinen ausgedrückt. Sonst war das anmuthige Schweben der schönen weißen und rosafarbenen Gestalten, die endlich die Namenszüge des Königs zu bekränzen sich anschickten, ganz hübsch. – Das Opernhaus ist groß, einfach. Statt aller Seitenlampen dient der prächtige Kronleuchter. Die Säulen stehen in den 3 Bogenreihen zurück, um nicht zu hindern.

4. August.

Die königl. Porcellainfabrik wird jedem Fremden durch einen Beamten gezeigt, gegen 8 Gr. C. an die Invalidencasse. E. großes Gebäude. Die Erde aus Halle. Gepocht, geschlämmt, geschlagen. In Formen gebildet. Man macht sehr künstl. S., z. B. Statuen; Näpfe v. der feinsten Arbeit an den Füßen; fein durchbrochene Geschirre. Auf geschmackvolle Formen wird sehr gesehen. Neuere Tassen meistens geschweift. Der Henkel wird dann aus 3 Stücken zusammengesetzt. Große Figuren aus sehr vielen zusammengesetzten Stücken. Brennen. Dann glasiren. Dann Malen. In einem Zimmer bloß Blumen, auf Pfeifenköpfe und Teller; hier arbeiten knabenartige Jünglinge. In einem anderen altere künstlerische Maler, welche sehr fein arbeiten. Den Farben wird ein Beisatz gegeben, der die Verglasung bewirkt. Manche Farben verändern sich. Vergolden, bloß ächt. Gold fein gepulvert, mit Öl abgerieben, mit dem Pinsel aufgetragen. Es sieht nun matt aus. Man brennt es. Was dann glänzen soll, wird geglättet. Herrliche Terrine mit Wappen, für e. Tafelaufs. vom König. – [...]

Eisengießerey, weit entlegen, mit S. II besucht. Großer Hofraum, worin die Gebäude herum liegen. Alles voll Eisenwaaren. Wir sehen die schönen Denkmale für Schlachtfelder. Wohl mit dem Kreuz oben auf 8-9' hoch; teutsche Inschrift. Pyramide, gothische Zierrathen. Im Hofe sogar eine Wand mit eisernen Planken. Man holt in einer Schreibstube einen Erlaubnisschein für 8 Gr., die den Invaliden gehören. Vorräthe feiner Sachen; Halsbänder für 7 Thlr.; die königl. Familie, viele Gemmen u. a. Brustbilder, Leuchter, Crucifixe. Christus, Blücher p. v. etwa 3" Durchm. für 12 Gr. – [Ausführliche Beschreibung des Gießvorganges]

Abends zu Hause. Ich aß gewöhnlich Mittags bei Eichler in der Gertrautenstraße, ohnweit der Brücke, wo Table d'hôte, nämlich Suppe, Gemüse und Auflage, Braten und Sallat, Butter und Käse für 6 Gr. gegeben wird, oder bey Metzold, Mohrenstraße, zwischen der Charité und Friedrichstraße, wo nach Münze Portionen. Die Preise für kalte Schale oder Suppe 2 Gr., Rindfleisch 5, 1/2 P. 3. – Gurkensuppe, Birn (einmal erhielt ich 3), 2 Gr., Pellkartoffeln (geschälte) 1 Gr.; Kalbs- oder Hammelbraten 7-4; Schweinebraten, Aal 9-5; Gemüse 2, Brot und Käse 2. Mehlspeise 5-3. – Abends etwa aus einem Laden 1/2 Pfund Schlackwurst für 3 Gr., oder 1/2 Pfund Schinken, 3 1/2 Gr. Bier theuer. Braunes kostete ich bey H. v. K.; es ist zu trinken.

5. August.

Schleiermacher, Moral. Ein trefflicher Lehrer. Strafe widerstreite der Sittlichkeit, weil sie den Menschen durch Schmerz bestimme; doch zulässig, da sie das Übergewicht einer Thätigkeit aufhebe und Gleichgewicht hervorbringe. In den verschiedenen Zweigen des Lebens verstatet sie der Staat noch am ehesten, aber sie wird um so häufiger Zucht, je höher der Mensch steigt. Im Hause weniger, in der Kirche gar nicht. [...]

Schwimmanstalt des Majors v. Pfuhl, weit entlegen in der Köpenicker Straße. Zelte für die gemeinen Soldaten. Viereckiger Platz, wo das Wasser 9' tief. Verdeckte Kammern. Verschiedene Stufen. Der Lehrling steigt von einer Leiter ab, einen Gurt um den Leib. Der Soldat geht oben her, eine Stange, woran ein Seil in den Gurt geschlungen. Hat er den Handgriff behalten, so wird bloß das Seil gehalten, und loser. Der Soldat geht bloß mit der Stange neben her. Kann einer sich 400 Stosse, wohl 1/2 Stunde im Wasser frey halten, so führt man ihn über die Spree; er muß zurückschwimmen. Prinz Karl obenan. – [...]

6. August

Früh 6 Uhr Schleiermachers Politik. Dann in der Stadt herum, wo man mancherley sieht und lernt. Gießhaus hinter dem Zeughause. [...]

7. August

Schleiermacher. Verhältniß der Diplomatie zur Militärmacht, eines von beiden muß jeder Staat haben, am besten beides. Welches vorwiege, hängt von der Bildungsstufe ab. – Besuch bei Maurers Buchhandlung. Dr. Vetter. – nachmittag mit Friedrich S. nach Charlottenburg; eine Menge Wagen steht für 2 Gr. immer bereit. 1 kleine Stunde. Charlottenburg hat Stadtrecht, obschon es ganz lose und frey gebaut ist, wie ein Dorf, nur mit schönen Häusern. Geheimrätin S. Manche Berliner Familien wohnen im Sommer hier. Die Gegend kahl, so daß auch der Aufwand eines reichen Kaufmanns, der ein Gut theils gekauft, theils angelegt hat, etwas herausgebracht hat, was wo anders Werth hätte. Das Schloß groß, einfach schön. Der Garten vortrefflich. Die schönsten Gruppen v. Gebüsch, wovon viele fremde. Cypressen, Thujen und ein See, Brücke, dem Schloß gegenüber, wo ungeheure Karpfen, davon mehrere über 100 Jahre haben, von den Lustwandelnden gefüttert werden. [...] Alles ist voll von Blumen, welche in Töpfen eingesenkt sind und mit großer Sorgfalt gewartet werden, wie dies im ganzen Garten der Fall ist. Die schönsten Gruppen sind auf der Blumeninsel. Nicht ferne die Spree. Ein sehr reizender Ort; hin und wieder Bänke und 1 oder 2 Häuschen machen die ganze Kunst aus. Wir bestiegen das Dampfboot, verließen es aber wieder, weil es zu spät abgieng. Die Schaufeln des Rades sind mehrere Füße breit. Ein sehr hoher Rauchfang, ein Cylinder.; oben Seile. Auch ein Seegel kann aufgezo-gen werden. 2 niedliche Cajüten. Wenn der Kessel geheizt, so hört man ein starkes Getöse.

Eine Blechröhre von dieser Dicke (gezeichnet ist ein Kreis von 1cm Durchmesser) höchstens, vielleicht nur wie ein Federkiel, leitet Dampf unter einen Heerd, wo er dient, mehrere eingesetzte Töpfe zu heizen. – [...]

8. August

Durch die Güte des Ass. Ziegler erhielt ich Adressen von 3 Polizeicommissairen, die mich in die Fabriken ihrer Reviere begleiteten. Es sind 22 Reviere in Berlin. Jedes hat 1 Commissair, 1 Sergeanten, 1 Schreiber. –

John Cockorill, Wollenspinnerey. Die Familie gieng 1806 aus England nach Lüttich. Seit 4 Jahren besteht die Anstalt in Berlin in einer ehemaligen Caserne, die der König hergab, in 10 Jahren, wenn die Fabrik noch geht, soll sie Eigenthum werden. Der Dampfkessel braucht alle 24 Stunden 6 Scheffel Steinkohlen, zu 78 Gr. Sie werden aus Schlesien gebracht. 2 Dampfcylinder von ungleicher Größe sind dicht nebeneinander, gehen vollkommen gleichförmig. 16 Pferdekräfte. Am Balancier ist eine Stange, ein Rad mit einem Krummzapfen. Dieß Rad greift in ein kleineres an der Hauptwelle, die sogleich schneller läuft wie das erste. Die Welle geht quer durch das Haus, treibt mit einem Getriebe die der Länge nach laufende Welle, von welcher die Maschienen in Bewegung gesetzt werden. Alles Radwerk von Eisen. Eine neue Maschine statt dieser wird bald ankommen, die 3 mal so viel Kraft hat und doch wohl nicht mehr Kohlen brauchen wird. –

Die Arbeiter wechseln Tag und Nacht. Luftpumpe gleich neben dem Cylinder. 1 Wolf, 1 Schrubbel-, 1 Krempel-, 1 Vorspinn-, 4 Clarspinn- Maschienen werden hier verfertigt. In die Schrubbelmaschine kommt die rohe, nur vom Wolf gerissene Wolle; sie kommt in dünnen Blättern heraus, die der Rechen von der letzten Wolle abstreift und eine andere Walze aufwindet. [...] Die Garne werden verkauft, nicht in der Anstalt verwebt. Man verbraucht bloß die feine preußische Landwolle. Jetzt ist jener Apparat 12 mal im Gange; also 96 Maschienen. Eine Spinnmaschine hat 1 erwachsenen Spinner und 1 Knaben. – Stellmacher- und Schreiner-Werkstätten, auch Schmieden. Große Vorräthe von Theilen solcher Maschienen. 1 Scheermaschine kostet 73 Thlr. H. Cockorill, ein ganz junger, hübscher Mann, führte mich überall mit vieler Gefälligkeit herum. Gegen Abend in Wolfharts magnetischen Saal. 2 Gehilfen arbeiteten neben dem Meister; viele Kranke; die meisten schliefen bald ein. Auch einige Männer. – Abendessen bey Sacks. Pestalozzi, Singer, Köhler u.a.

9. August

Ich schrieb Morgens bis 10 Uhr nach B{ayreuth}. und E[rlangen]., wohin der Lectionszettel nebst einem Briefe an M. abzusenden war.

Hatho und Walper, auf dem Platze bey Monbijou, Nr. 10; eine große Anstalt. 1. Baumw. W. zu Männerkleidern. Einfärbige und gestreifte Manchester. Hübsche Westen, bald weisser Piqué oder englisches Leder, bald gestreift, bald gedruckt. Das Weben v. Maschienen garn geschieht außer Haus. 2. Wollenw. Manchester, den man nicht mehr trägt; woolworks. Besonders Teppiche, die

angeblich weder in Paris noch in L. so schön gemacht werden. Die Muster sind wirklich überaus geschmackvoll. Ich sah Stücke eines gr. Teppichs für Jerôme, 25 Ellen lang, worin 100 Pfund Gold, vieles Silber, für 21 m Carolins. Das Wappen trefflich, der Grund azur mit goldenen Bienen. [...]

(Es folgen Berichte über eine Vitriolbrennerei und eine Ofenfabrik.)

Staatsrath Hoffmann. Reichhaltige Unterredung.

Theater: 3 kleine Stücke. [...]

10. August.

Besprechung mit den S., dann Schleiermachers meisterliche Predigt über die Stelle: „Lasset die Todten die Todten begraben“ und nachmittags Kaffee in der Sack'schen Familie im Garten. Dann Spaziergang mit beiden S. und Stiselins. Hofjäger, eine schöne Gegend am Thiergarten.

11. August.

Über das Schloß Bellevue nach Charlottenburg. Der sehr artige Castellan führte mich zu dem Grabe. Herrlich schön und einfach.; ich dachte nicht, daß der Meißel so viel vermöge. Das Gewand unübertrefflich schön; s. die Fußzehe. Colossal. Leicht erhabener Sternenkranz ums Haupt. Diadem. 2 Candelaber, von Rauch und Tieck. Treppe, von wo die schönste Ansicht. Garten rings herum; ein alter Wächter. - [...]

Abends der teutsche Mann. Mattausch spielte ihn trefflich; auch Beschort den vornehmen Mann und Maurer s. Sohn; Devrient den franz. Kammerdiener. Ein Stück in die Zeit; voll Salz gegen die falsche Teutschheit. Gut das Verdienst des Civile gegen die Kriege: der Zaun um den Garten reiche nicht. -

12. August.

Die halbe Friedrichstraße, mich dünkt, von der Mohrenstraße an, in 26 Minuten bis ans Thor v. Oranienburg. Taubstummenschule ist offen. Der eine Lehrer sprach mit Wohlgefallen und richtigen Ansichten. Jeder Lehrer lernt hier, das Wesentliche, ja das zuerst Hervorstechende jeder Sache herauszuheben, die Stelle, wo der Begriff am leichtesten zu fassen ist. Das Geben der Begriffe hält schwer; am meisten das Reden. Vocale: Hand unter das Kinn. Gefühl, Gesicht sehr scharf. Gewitter p. fühlen sie im Unterleibe. Unter 70/m P.1 Taubstummer. Im Norden, Preußen, immer häufiger. Stumm sind nur sehr wenige. Die ganz Tauben leichter zu behandeln. Sprach- und Schreibübungen. Nicht die Gedanken bloß, sondern Wort für Wort. „Wird die Erfüllung der Pflicht bisweilen schwer?“ Jein. Wie folgen (folgten) die Könige von Preußen auf einander? - Rückenschreiben. In die Luft schreiben. Die Zeichen für alle natürlich. Doppellaute seyen bloß Übergänge eines Selbstlautes zum andern. - Von etwa 40 Zöglingen sind 14 unentgeltlich. Jeder muß einzeln unterrichtet werden, weil man sonst die Aufmerksamkeit nicht fesseln kann.

Große Kunst, abgezogene Begriffe zu bezeichnen und zu geben. Das Steigern zur Allgemeinheit ist hier ganz erfreulich. Jahn und Clöter.-

Nach Tisch bei Schleiermacher. Im Garten, etwas trocken, spielte Schach. – Dann mehrere Stunden bei Hofmann im Garten. In Preußen dauert der Sommer 5 Monat, in der Breite von Berlin 7. Dort braucht man mehr Arbeitskräfte, da die Zeit sich umgekehrt verhält wie die Kraft. Dagegen ist nur hier manches einzuwenden; aber im Ganzen ists wahr, daß die Preußen anders behandelt werden müssen. –

Übersetzung in den freyen Gewerben rührt oft vom Mangel einer überlegten Wahl her, weil Kinder schon frühe das älterliche Gewerbe treiben, die Unternehmer gerne Kinder beschäftigen. So wird man gebunden. –

Iden der Berliner Universität. – Abends bei E. Fr. Göschen, Stadtgerichtsdirector Belitz, Häfners, Sack I, Eichmann. Windstoß im Garten. –

13. August.

Antiken in Monbijou; lauter Gypsabdrücke. Darunter 3 Elgin marbles; nämlich Theseus, der nackend ruhend liegt, an Nase und Gliedern verstümmelt; 3/4 des Ilissus; ein Pferdekopf von colossaler Schönheit. Die anderen in Rom und Paris gemacht, erst kürzlich hier, sollen in der Akademie besser aufgestellt werden. Ganymed ist entzückend schön. Antinous. [...]

14. August.

Bezahlt, gepackt; zu Vetter; Abschied bey Sacks; Turnjacke gekauft, 1 Tasse Chokolade getrunken, in Begleitung 10 1/2 Uhr aus dem Landsberger Thor. Forsch, frisch, muthig verließ ich B., das mir in vieler Beziehung merkwürdig war. – ⁵⁴

An seine Braut **Amalie** schreibt Rau aus **Berlin**:

[...] „Du siehst, daß man in dem „schönen Berlin“, wie Du sagst, recht gut Zeit hat, seinen Gedanken nachzuhängen. Nirgends ist man einsamer als in einer großen Stadt, wo das ganze Menschengewühl, welches sich Unter den Linden an mir hintreibt, mir fremd ist und bleibt. –

Die Zeit, die ich mit den S. hinbringe, ist immer köstlich, aber sie haben viel zu thun. Manche Stunde bleibt unausgefüllt, und ich empfinde oft eine unbehagliche Öde in der schönsten Stadt Deutschlands oder wohl Europas. [...]

⁵⁴ Beide Dokumente, Kurzbericht und Tagebuch, Rau 9

Die liebe Mutter wird mich beneiden, daß ich gestern in einem großen Zirkel von 60 Personen den Geburtstag des Königs feiern, mit lautem Rufe seine Gesundheit trinken konnte. Dies Vergnügen hätte ich gerne mit allen geteilt, denen der wackere König noch wert ist. Er ist ein braver, streng gerechter, einfacher Mann, der nicht in seinem ungeheuren Schloß, sondern in einem Haus mit zwei Stockwerken wohnt wie Eures.

Ungewöhnliches darf man von ihm nicht erwarten, weder großen Verstand noch sehr tiefes Gefühl; er ist geachtet und geliebt, doch nicht schwärmerisch verehrt und bewundert, wie das wohl in der Ferne geschehen mag. –

Die Nachrichten aus E., besonders die Anstellung des elenden Lips, haben quälende Sorgen in mir erweckt. Die Ferne verstärkt sie wohl etwas, aber ich arbeite sie eifrig nieder, und vertrauende Hoffnung schwingt sich nach jedem Kampf wieder auf. Hier habe ich schon viele bedeutende Männer kennengelernt, mit dem sehr wohlthätigen Umstand, daß sie mich schon schriftlich kannten und achteten. – [...] Die Reise eröffnet mir tausend nützliche Verbindungen für die Zukunft; ich werde in Bayern nicht absterben. Hier ist gar keine Natur zu genießen, außer einem großen Laubwald vor dem Thor, wo man immer Menschen findet, der Thiergarten. Manche Wege in der Stadt sind 1 Std. lang, und man läuft sich schrecklich müde; auch kostet alles, was man sehen oder besorgen will, viel Zeit. Für immer zöge ich gewiß das leichtere freundliche Leben in einer Mittelstadt vor. Die hiesigen Professoren machen nicht viel Öffentliches mit, sondern halten zusammen in ihren Familien. Und was geht auch über ein einträchtiges, häusliches Leben.“⁵⁵

Der Kurzbericht und das Tagebuch zeichnen einmal kurz und einmal ausführlich auf, was Rau erlebt und gesehen hat, auch seine Bewertung der Dinge und Erlebnisse. Der Titel des Kurzberichtes zeigt schon die Absicht der Niederschrift. Es ist eine literarische Reise, das bedeutet, es soll eine schriftliche Arbeit erstellt werden; „in besonderer Beziehung auf die Kameralwissenschaft“ nennt den Schwerpunkt: Es sollen Beobachtungen gemacht und verwertet werden, die unter kameralwissenschaftlichen Aspekten aufgenommen und der Kameralwissenschaft dienlich gemacht werden sollen. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß er den Organen der bayrischen Staatsregierung, die das Reisestipendium gewährt haben, einen Bericht abliefern muß.

Berlin bietet sicher für die damalige Zeit einen Einblick in eine geradezu stürmische technische Entwicklung. Die Dampfmaschine setzt sich überall durch, wie man am Beispiel der Eisen gießerei, der Wollspinnerei, der Spinnmaschinenfabrik und anderer Fabrikunternehmen erkennen kann.

⁵⁵ Rau 79, *Brautbriefwechsel*

Überall zeichnet er akribisch auf, wie die Anlagenfunktionieren und welche Menschen zu ihrer Bedienung notwendig sind. Selbst im Verkehrswesen hat die Dampfmaschine bedeutende Veränderungen gebracht:

Rau benutzt ein Dampfboot, was für das Jahr 1817 sicher eine technische Sensation ist. Daß diese technischen und wirtschaftlichen Neuerungen den Kameralisten interessieren, ist leicht nachzuvollziehen. Rau aber kümmert sich mit gleicher Intensität um die Charité und die Taubstummenanstalt, die als öffentliche Einrichtungen der Gesundheitspflege ja nicht primär wirtschaftliche Bedeutung haben. Selbst die Schwimmschule sieht er sich genau an. Das scheint darauf hinzudeuten, daß mindestens dieser Kameralist seine Aufgabe nicht nur in eng begrenzten Feldern sah.

Einen breiten Raum nimmt auch die Kultur ein: Theater, Oper, Konzert werden eifrig besucht und ausführlich beurteilt; an den Vergleichen, die er zieht, erkennt man, daß das Repertoire ihm nicht ganz neu ist. Aus anderen hinterlassenen Aufzeichnungen geht hervor, daß Theater- Opern- und Konzertbesuche für ihn Teil des normalen Lebens waren, also gehörte dieser Bereich auch in Berlin dazu.

Des weiteren wird deutlich, daß er Kontakte sucht zu bedeutenden Männern der Wissenschaft, wie beispielsweise Schleiermacher, dessen Vorlesungen und Predigten er besucht, oder Prof. v. Savigny. Man darf dabei nicht vergessen, daß seine Reise nicht nur der Erweiterung seines Horizontes und seiner kameralistischen Kenntnisse dient, sondern durchaus auch die Suche nach einer Anstellung beinhaltet.

Im privaten Teil seiner Aufzeichnungen, nämlich in den Briefen an seine Braut Amalie, findet man noch ganz andere Aspekte seiner Reise. Er schildert seine relative Einsamkeit in der großen Stadt, die er allerdings als die schönste Stadt Deutschlands oder wohl Europas bezeichnet. Die Natur fehlt ihm ein wenig, wenn er auch auf den Tiergarten hinweist. Er kennt offenbar auch die Interessen seiner Damen: speziell für die Schwiegermutter beschreibt er einen Umtrunk zu Königs Geburtstag und liefert gleich eine Einschätzung der Person des Königs mit. Er hält ihn für einen redlichen Mann, aber für keine besondere Persönlichkeit, weder intellektuell noch mental, und weist darauf hin, daß das Volk von Berlin dies ähnlich einschätzt. (Es handelt sich um Friedrich Wilhelm III. der von 1797 bis 1840 regierte.)

Was ihn besonders beschäftigt, wird offensichtlich: Es geht um seine Anstellung. Er ärgert sich, daß man Lips eingestellt hat, von dem er gar nichts hält, und er sieht seine Chancen im Lande Bayern und besonders in Erlangen immer geringer werden, was ihm Sorgen bereitet. Aber er tröstet Amalie mit den nützlichen Verbindungen, die er im Sinne seiner Zukunft knüpfen kann. Allerdings wäre ihm die Stadt Berlin wohl etwas zu groß; eine überschaubare Mittelstadt wäre

ihm lieber. Positiv sieht er die Art, wie die Professoren leben, nämlich nicht in der Öffentlichkeit, sondern in der Familie, und hier kommt auch seine Sehnsucht heraus: er wünscht sich ein „einträchtiges, häusliches Leben“.

1. Beispiel: Heidelberg und die Bergstraße

Der Kurzbericht gibt nur wenig her: Bibliothek; vaticanische Schätze. Neckarschiffahrt. Mehr ist hier nicht vermerkt. Um so ausführlicher ist das Tagebuch. Es beginnt am 4. Oktober mit der Abreise aus Darmstadt.

„Nach Tisch fuhr ich mit Gelegenheit weiter. Schönes Land. Dazwischen ein langer, finsterner Wald, der vor nicht langer Zeit unsicher war. Bald fangen links von der Straße die schönen belaubten Berge des Odenwaldes an, wo sich einige großhz. Meyereyen zeigen. Der Melibocus ragt, mit dem weißen Thurm auf der Spitze, nicht weit von der Straße hervor. Er ist nicht an sich, wohl aber gegen die weite Ebene im Westen sehr hoch, meist belaubt, ziemlich steil. Nicht gar weit davon, östlich, soll der Felsberg mit der Riesensäule liegen. Mit der Dämmerung erreichten wir Bensheim, katholisches Städtchen, ehemals eine vestung, ein netter Ort, wo ich im besten Wirtshaus so gut als wohlfeil herbergte. – Studenten. – Hier fängt eigentlich die **Bergstraße** an. Landbau überaus vollkommen. Die Fruchtfolge:

1. Wintergerste, Spelz, Kartoffeln oder andere Hackfrüchte, gedüngt.
2. Spelz.
3. Winterroggen.
4. Sommergerste.
5. Spelz usw.

Wegen der hinzukommenden Milde des Klimas kann man wohl in einem Sommer

1. Winterfrucht ernten.
2. Tabak in den Stoppeln bauen, oder Rüben,
3. Winterraps hinein säen.

– Obst braucht man wegen der Güte des Landes gar nicht zu düngen. Ob nun diese jetzige Güte dem fleißigen Anbau von Alters her oder der Natur mehr verdankt? Mays fleißig gebaut; man bäckt aus ihm Kuchen. Stallfütterung erst seit einigen Jahren; Kleebau, auch Luzerne. Eine Familie kann mit 5 Morgen zur Noth leben; ein kleines Gutetwa 10 Morgen, mit 30 Morgen schon reich. 1 M. gutes Ackerland gilt gegen 600 fl., Wiesen 600 fl., guter Wingert wohl 2000. Wiesen besonders westlich von der Straße, nach dem Rheinthale hin.

Starke Bevölkerung. Weinbau ist nicht ein so vorwiegendes Geschäft, daß er gr. Schadenthäte. Auf der ganzen Bergstraße wird die Pflugarbeit nachlässig betrieben; leicht. Oft pflügt man mit 1 Ochsen. Die Folge davon ist, daß viel Unkraut im Felde ist.

5. Oktober.

Die Bergstraße überaus anmuthig. Der Weg vortrefflich, mit Obstbäumen, besonders Nuß beschattet, die von den Anstössern gesetzt und geerntet werden. Rechts und links Weinberge. Weiter rechts das breite Rheinthal; wahrscheinlich ist es vor Zeiten unter Wasser gewesen, und das Oderbruch kann einst auch so aussehen. Links die Anhöhen zum Odenwald, mit vielen alten Burgen. Schöne Dörfer. Weinheim, ein nettes Städtchen. Groß-Sachsen, Mittagessen. [Zeichnungen von Pflügen]

Man düngt alle 3-5 Jahre; der Boden ein reicher milder Lehm. Auch hier 8-12 Fuder, 2-spännige, auf den Morgen. Gutes Ackerland 800-1000 fl., Wiesen 1200. Aus den Nüssen wird Öl geschlagen. Zur Stallfütterung sieht man sich erst seit kurzem genöthiget, weil eine Überschwemmung viele Weiden ertränkte. Zur Arbeit sowohl O(chsen) als P(ferde). Viel Luzerne, die etwa 10 Jahre steht. Dickrüben werden fleißig gebaut, und des Unkrautes willen verpflanzt.

Handschuhsheim.

Man sieht schon Spatziergänger von Heidelberg her, und weiß noch nicht, wo die Stadt liegt. Plötzlich zeigt sich vorwärts der Neckar und links eine Schlucht im Odenwald, aus der er hervorkommt; darüber die Stadt, hart am Wasser und unter dem Berge, und dicht darüber das alte Schloß. Die Brücke weiter oben am Ende der Stadt, daher setzt man lieber über.

Heidelberg.

Badischer Hof. Sonst auch d. Karlsburg. Die Stadt sehr einfach; eine Hauptstraße, parallel mit dem Fluß, eine oben und unten parallel, sonst viele rechtwinklige Queergassen. In der Mitte ein Thurm mit einem Thor. Einige freye Plätze. Überall hat man den Blick frey auf die Berge. [...]

6. Oktober.

Zachariä. Eschenmayer. Boisseré. Voß. D. j. Langsdorfs. – Bibliothek ziemlich groß. Das Kameral-fach gut besetzt; manches mir Neue, z. B. ... Schätze, aus Paris und Rom gerettet. Vorne in den meisten ein gedruckter Zettel v. Maximil., daß diese erbeuteten Bücher dem h. Vater geschenkt würden. Viel Altteutsches, z. E. ein Foliant von Lanzelot; Bibel mit Gemälden; alte Gedichte. Auch griech. und latein. Stücke von Luthers Bibelübersetzung, autographes Stammbuch ... Das Schloß aus verschiedenen Zeiten. Das vordere Stück überladen mit Zierrathen, im verderb. Geschmack des vorigen Jahrhunderts, wie man in Mainz mehre Gebäude sieht. Der östliche Theil älter, rittermäßig. Merkwürdig der durch eine Mine gesprengte Theil des Thurmes, der unzerbrochen da liegt, man sieht 2 Stock Batterien. Weitläufige Ruine. Dabey engl. und forstbeton. Gartenanlagen. Terrasse, mit Bäumen besetzt, auf steinernen Bögen, wo man die herrlichste Aussicht hat; gegenüber das Schloß, rechts unten der Neckar, der hier über Klippen fließt, so daß man ortskundige

Schiffer nöthig hat; dann die Stadt, Berge gegenüber, in der Öffnung die weite Ebene; hinten die blauen Gipfel des Wasgau. Dicht an der, der Stadt zugewandten Seite des neusten Theiles des Schlosses auch eine steinerne Terrasse. Große Keller; der Kurfürst hatte sehr beträchtlichen Weinzehnten. Die Führerin leitet daher die pfälz. Löwen her. Eigene Hofküfer; eben daher die alte Gewohnheit, große Fässer zu haben. Das jetzige wurde von Carl Theodor, 1767, erbaut, für 70000fl. es faßt 236 Fuder, ist 24' hoch und 36' lang. Alle Dauben sind eichene Balken. Die Last ruht auf einem Gerüste von unförmlichen Balken. Oben auf ein gebretterter Raum, mit einer Galerie, zum Tanzen; daneben Tische und Bänke. K. Max. sey vor Freuden 2 mal hinaufgestiegen. Eine Zeit lang ist es wirklich voll gewesen. Ein anderes, auch schon entsetzlich großes, Faß, viel älter, von 150 F., ist bereits verkauft, aber das Zerlegen ist ein mißliches, gefährliches Werk. – Uhr mit dem Fuchsschwanz und Bildsäule des Hanswurst. – Es regnete; alte Behauptung, daß es fast immer. – Alles athmet hier einen freyen, heiteren Geist.

An die Braut Amalie schreibt er über Heidelberg und die Bergstraße nur einen Satz:

...“Die gesegnete Gegend der Bergstraße und die herrliche Lage Heidelbergs haben mich sehr erstaunt.“

Hier zeigt sich der Wirtschaftswissenschaftler von seiner landwirtschaftlichen Seite, die er übrigens bei fast allen seinen Stationen berücksichtigt. Genau wird registriert, was angebaut wird, zu welchen Zeiten, welche Bodenart vorherrscht, wie das Klima ist, wie die Bedingungen für Ackerbau, Viehzucht, Obst- und Weinbau sowie Sonderkulturen (Tabak) sind. Genau werden die Pflüge untersucht und gezeichnet. Auch Kritik fehlt nicht: Die Art und Weise des Pflügens hält der Experte für nachlässig.

Heidelberg gefällt ihm offensichtlich. Die Bibliothek macht ihm Eindruck, auch das Schloß, und die Lage der Stadt am Fluß mit dem freien Blick auf die Berge. Er trifft an der Universität auf interessante Gesprächspartner, von denen er noch nicht ahnt, daß sie später seine Kollegen sein werden. Er vermerkt ausdrücklich, daß „hier ein freyer, heiterer Geist“ herrscht. Dieser Eindruck wird später sicher dazu beitragen, als es darum geht, sich für Heidelberg zu entscheiden. Erstaunlich scheint an diesem Bericht, wie er all die Einzelheiten in nur drei Tagen erkunden konnte. Am 7. Oktober ist er schon wieder auf dem Weg nach Bruchsal und Rastatt.

Dies aber ist typisch für den Reisenden Rau, wie es aus seinen Reisetagebüchern ebenfalls zu Tage tritt. Er erfaßt schnell die wirtschaftlichen Gegebenheiten einer Stadt oder Region, sucht den Kontakt mit den Bewohnern und befragt sie über ihre Lebensumstände und die Art ihres Broterwebs. Eine Preissammlung schließt sich an; hier findet man, je nach wirtschaftlicher Relevanz, Grundstückspreise, wie hier im Beispiel Bergstraße, Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse oder für Produkte aus handwerklicher oder industrieller Herstellungsweise oder

auch Dienstleistungen, wie Fahrpreise. Daneben registriert er landschaftliche oder kulturelle Besonderheiten. Er zählt an einer Stelle auf:

„Kunstsammlungen, die ich gesehen: 1. Museum in Cassel. 2. In Sanssouci (die man rechnet). 3. Mon-bijou. 4. Wallraff. 5. Stuttgarter schloß. 6. Dannecker. 7. Münchner Kunstausstellung und Sculpt.. 8. Dortiger Bildersaal. 9. Augsburg.“

Er beobachtet aber auch öffentliche und nichtöffentliche Einrichtungen der Gesundheitspflege wie die Charité in Berlin oder „Wolfharts magnetischen Saal“.

Wichtig sind ihm überall seine Gesprächspartner, die ihn entweder von der Sache her faszinieren, wie Schleiermacher in Berlin, oder Personen, von denen er eine Förderung seiner beruflichen Pläne erwartet oder erhofft. Denn das zentrale Problem Raus 1817/18 bestand darin, eine feste Anstellung zu bekommen, am liebsten als Professor.

Die Reise begann am 11. Mai, als er von Bayreuth aus aufbrach, wo seine Braut Amalie wohnte. Stationen waren: Hof, Plauen, Reichenbach, Werdau, Crimmitschau, Altenburg, Leipzig, Halle, Naumburg, Jena, Weimar, Erfurt, Neudietendorf, Gotha, Tambach, Schmalkalden, Meiningen, die Rhön, Fulda, Lauterbach, Alsfeld, Kassel, Minden, Göttingen, der Harz, Clausthal, Quedlinburg, Magdeburg, Ziesar, Brandenburg, Potsdam, Berlin, Mögeln, Freienwalde, Eberswalde, Liebenwalde, Fürstenberg, Strelitz, Neubrandenburg, Güstrow, Schwerin, Lübeck, Travemünde, Hamburg, Bremen, Osnabrück, Münster, Dortmund, Iserlohn, Limburg, Hagen, Wupperthal, Barmen, Elberfeld, Remscheid, Lennep, Köln, Bonn, Neuwied, Koblenz, St. Goar, Bingen, Mainz, Frankfurt, Offenbach, Darmstadt, Heidelberg, Bruchsal, Stuttgart, die Rauhe Alp, Ulm, Augsburg, München. Über das Ende der Reise vermerkt er:

*...“und erreichte endlich um 10 1/2 Uhr, nach 2 1/2 Stunden,
am Mittwoch, 22. Oktober*

*Die ersehnte Heimath. Ich hatte 711 Stunden gemacht,
worunter 380 (190 M.) zu Fuß,
und kam am 165. Tage, d. i. nach 23 1/2 Wochen zurück.
Geschlossen am ersten Christtag 1817.“*

2.3. ANSTELLUNG ALS PROFESSOR

Als Rau die Aufzeichnungen über seine Deutschlandreise schließt, an Weihnachten 1817, ist er mehr als fünf Jahre Privatdozent, aber eine Professorenstelle hat er immer noch nicht. Zwar kann er sich als Privatdozent und Gymnasiallehrer einigermaßen über Wasser halten, aber sein eigentliches Ziel, eine Professur oder notfalls eine andere Festanstellung, hat er nicht erreicht. Die Reise hat viele Verbindungen geknüpft und Hoffnungen eröffnet. In seinem „Hausbuch“ notiert er:

„in Stuttgart traf mich die Nachricht, daß von Berg mir, auf Klübers Empfehlung, der bei Meusel angefragt hatte, eine Regierungs-Assessorsstelle in Birkenfeld zudenke. Doch verzog sich der nähere Antrag.“ Dies bedeutet, daß Rau auch eine Stellung in der Verwaltung in Erwägung gezogen hatte. Später konkretisierte sich dieser Antrag auf ein Angebot von 1600 fl. Jahresgehalt, was ein beträchtliches Einkommen darstellte. In der Zwischenzeit hatte sich auch Bruder Gottlieb in Gießen, der dort Arzt war, um eine Stellung bemüht. Die Universität Gießen bot eine Professorenstelle mit 800 fl. Jahresgehalt an.

Aus Berlin gab es schon vorher ein Angebot, als Privatdozent für 4-500 Taler an der Universität zu lehren. Rau war der Sache nicht abgeneigt, auch Braut Amalie hatte schon ihr generelles Einverständnis erklärt, ihm dorthin – wie auch überall anders hin – zu folgen, er hatte auch schon Quartier in Berlin bestellt, da veränderten die beiden Angebote aus Gießen und Birkenfeld die Lage. Er mußte sich entscheiden zwischen dem lukrativen Angebot aus Birkenfeld, das ihn allerdings von seinem Ziel der Professur abgebracht hätte, und der vergleichsweise geringeren Besoldung einer Gießener Professur.

An dieser Stelle der Entwicklung besann sich auch die bayrische Staatsregierung, vor allem durch die Intervention Mehmels, daß sie den jungen Wissenschaftler doch lieber im Lande halten wollte. Sie machte ein Angebot. Im „Hausbuch“ vermerkt Rau: „Die bairische Staatsregierung bot in Erlangen eine außerordentliche Professur mit 800 fl. und ich blieb.“

Eine Abschrift der Bestallungsurkunde ist erhalten. Der Wortlaut ist wie folgt:

„Max Joseph

Von Gottes Gnaden König von Baiern

Auf euere Berichte vom 10. April und 17. Mai l. J. haben Wir beschlossen, den Privat-Dozenten Dr. Rau zum ausserordentlichen Professor der Kameral-Wissenschaften an der Universität Erlangen, mit einem aus der akademischen Casse vom 1. April d. J. an fließenden Gehalte von jährlichen 800 fl. zu ernennen, und eröffnen auch dieses mit dem Auftrage, dem Dr. Rau von gegen-

wärtiger Entschliebung mit dem Anfange in Kenntniß zu setzen, daß Wir bei fortgesetztem Dienst-eifer desselben auf seine weitere Beförderung zu einer ordentlichen Professur mit etatsmäßiger Besoldung bei der definitiven Regulirung des oeconomischen Zustandes der Universität die geeignete Rücksicht werden nehmen laßen.

München den 29. Mai 1818

Max Joseph

v. Thürheim“

Der Königliche Senat der Universität Erlangen gibt die Entscheidung an den Betroffenen weiter:

„Dem Herrn Professor Rau theilen wir beifolgend eine Abschrift des ihm aus unmittelbarer Einsicht bereits bekannten Königlichen Rescripts, seine Anstellung als außerordentlicher Professor der Kameral-Wissenschaften und die damit verbundenen Aussichten betreffend mit, herzlich erfreut, daß es uns gelungen ist, ihm im Vaterlande und auf unserer Universität, den Weg des Verdienstes und der Glückseligkeit, welcher noch die Fußstapfen seines verklärten Vaters trägt, zu eröffnen.

Möge die Wissenschaft das höchste Gut seines Geistes und ihr Seegen für die Welt, der leitende nie untergehende Stern seines academischen Lebens werden.

Erlangen den 20. July 1818

Der Königliche Senat

D. Mehmel

d.h. Prorector.“

Hintergrund der Entscheidung für Erlangen war auch, daß Rau heiraten wollte. Erlangen war ihm zunächst das liebste, denn das war seine Heimat, und auch Amalie hatte durch Verwandte – Mutter Fischer stammte aus Erlangen und die Tante mit Familie lebte noch immer da – einen familiären Bezug zu Erlangen. Mit der Zusage auf eine Professur und der Gewißheit eines sicheren, auskömmlichen Gehaltes konnte nun geheiratet werden.

Am 7. Oktober (Namenstag der Amalie) 1818 konnte die Hochzeit in Bayreuth stattfinden. Im „Hausbuch“ vermerkt Rau dazu:

„7. Octob. 1818 in Baireuth verheurathet. Kein Ereigniß meines Lebens ist so reich an reinem, ungetrübtem Glück in seinem Gefolge gewesen als dieser Tag und ich rechne ihn unter die größten Wohlthaten, die mir der Himmel erwiesen hat.“

Allerdings war auch dieser Tag nicht ohne die Mitwirkung der Obrigkeit möglich geworden. Als Bediensteter des Königreiches Bayern konnte man ohne eine Heiraterlaubnis nicht heiraten.

Auch diese Urkunde ist überliefert:

„Königreich Baiern

Staatsministerium des Inneren

Auf den gutachtlichen Bericht des akademischen Senats der Universität Erlangen vom 11-ten des Mts. wird dem ausserordentlichen Professor der Cameralwissenschaften Dr. Rau die erbetene Bewilligung zur vorhabenden Verehelichung mit Amalie Fischer, Tochter des verlebten Postmeisters in Baireuth hierdurch ertheilt, wovon der Bittsteller in Kenntniß zu setzen ist.

München den 21. Juli 1818

Auf Seiner Königlichen Majestät allerhöchsten Befehl:

grr. Thürheim

Durch den Minister
der General-Secretär.

F. v. Kobell.

An

den akademischen Senat der

Universität Erlangen.

Verehelichungsbewilligung für

den ausserordentlichen Professor

der Cameralwissenschaften

Dr. Rau betr.

Von obenbenanntem Dr. Rau kömmt als Taxe 5f., als Bothgeb. 1 f. , 6 f. zu erheben,
und ans geheime Taxamt anher zu senden.

Eingang 26. July 1818.“

Am 29. Dezember 1818 kommen zwei weitere Würden, aber auch eine weitere Einnahmequelle auf Rau zu:

„Seine Maiestät unser allergnädigster König hat, auf unseren Antrag, beschlossen, den ausserordentlichen Herrn Professor Rau zum öffentlichen ordentlichen Lehrer der Cameralwissenschaft und zum Unterbibliothekar bei der Universitäts-Bibliothek, ausser dem gewöhnlichen Besoldungsholze von 6 Klaftern, mit einer baaren Zulage vom 200 fl., vom 1ten Oktbr. 1818 an, zu ernennen. Wir eröffnen dieses demselben mit dem theilnehmenden und achtungsvollen Vertrauen, daß die Wissenschaft, der Unterricht der Jugend und der Ruhm der Universität in seinen Talenten und eifrigen Bestrebungen eine frische Quelle bildender Kräfte finden werden.

Erlangen den 20. December 1818.

Auf Seiner Königl. Maiestät allerhöchsten Befehl,
Der Königl. Universitäts-Senat.
D. Mehmel,
d. Z. Prorector.⁵⁶

Zu den Aufgaben, die Rau da zgedacht waren, äußert sich Rudolf Köhler: „Instruktion und Verpflichtungsprotocoll des Bibliothekars datiren vom 17. Januar 1819; erstere scheint ganz neu geschaffen und ist in ihren zopfigen zehn §§ sehr lesenswerth. Der 2. Bibliothekar mußte nicht nur die gewöhnlichen Bibliotheksstunden einhalten, sondern auch den Docenten zu ihren gelehrten Arbeiten auch außerdem die begehrten Schriften verabreichen und Fremden jederzeit die Bibliothek zeigen, auch, wenn Feuer auskomme, möglichst viel in derselben sich finden lassen pp. Diese mangelhafte Instruction, die zwar viel von Pflichten, aber wenig von Rechten des Unterbibliothekars dem Director gegenüber sprach, gab zu einer beschwerenden Correspondenz mit dem Prorector im Juli 1820 Anlaß, wodurch die Stellung des Beschwerdeführers, dessen Eingaben von ebensogroßer Bestimmtheit als Feinheit zeugen, seinen bescheidenen Wünschen entsprechend scheint verbessert worden zu sein.“⁵⁷

Immerhin verfügt Rau nun über ein Einkommen von 1000 fl. im Jahr, dazu 6 Klafter Holz. Das bedeutet, daß der junge Hausstand finanziell auf sicheren Füßen steht. Es kommt dazu, daß das junge Ehepaar Rau ein Zimmer seiner Wohnung vermietet, eine damals weit verbreitete Methode, das Haushaltsgeld aufzubessern.

Außer seinen Kernfächern Nationalökonomie und Finanzwissenschaften liest Rau auch Forstwirtschaft, Handelswissenschaft und Technologie. Seine Zuhörerzahlen wachsen ständig. In diese Zeit fallen auch literarische Tätigkeiten. 1819 übersetzt er den „Cours d’économie politique“ von Storch aus dem Französischen. 1821 erscheint die Schrift „Malthus und Say über die Ursachen der jetzigen Handelsstockungen“, in denen er erstmalig zwei ausländische Wissenschaftler vergleicht. Ebenfalls 1821 erscheinen seine „Ansichten der Volkswirtschaft mit besonderer Beziehung auf Deutschland“.

Im Winter 1820 / 21 erhält Rau einen Ruf nach Jena. Eine Zulage von 400 fl. hält ihn in Erlangen. Doch lange soll er nicht mehr bleiben, denn, vermutlich hervorgerufen durch seine „Ansichten der Volkswirtschaft“, erfolgt 1821/22 ein Ruf nach Heidelberg. Man bietet ihm so günstige Bedingungen, nämlich 1600 fl. Besoldung, den Hofrattitel und 400 fl. Reisegeld, daß er akzeptiert. Am 16. September 1822 reist er mit seiner Familie von Erlangen ab. Zwei kleine Söhne sind dazu gekommen: Otto, geboren 1819, und Ludwig, geboren 1821. Am 18. September kommen sie in Heidelberg an. 47 Jahre, bis zu seinem Tode, wird Rau hier leben.

⁵⁶ *Alle Urkunden Rau 5*

⁵⁷ *Köhler/Rau*

3. Professor in Heidelberg 1822-1872

3.1. ZUR PROFESSIONALISIERUNG DES HOCHSCHULLEHRERBERUFS

3.1.1. VOM GELEHRTENSTAND ZUR HOCHSCHULLEHRERSCHAFT

Nach den napoleonischen Kriegen und der Umgestaltung Deutschlands begannen im Hochschulwesen tiefgreifende Umgestaltungen. Bezüglich der Professoren spricht Friedrich Paulsen vom Wandel vom „enzyklopädisch gebildeten Philosophen“ zum „spezialistischen Forscher“ und Wissenschaftler.⁵⁸

Wesentlich scheint dabei der Wandel im Wissenschaftsbegriff. Marita Baumgarten führt dazu aus: „Nach dem traditionellen Wissenschaftsverständnis hatte die Aufgabe der Universität darin bestanden, einen festen, vorgegebenen Lehrbestand an Wissen von Generation zu Generation zu überliefern. Dieser statische Wissenschaftsbegriff wurde von einem dynamischen abgelöst.“⁵⁹

Dieser dynamische Wissenschaftsbegriff führte längerfristig zu einer enormen Ausweitung aller Wissensgebiete und demzufolge zu einer immer weiter fortschreitenden Differenzierung. Während in früheren Zeiten das gesamte Stoffgebiet eines Faches noch von einer Person bewältigt und gelehrt werden konnte, führte die Ausweitung des Wissens zur Notwendigkeit weiterer Dozenten. Diese wiederum potenzierten das Wissen durch weitere Forschungen. Dieses Phänomen machte sich besonders in der Philosophischen Fakultät bemerkbar, aber auch die Medizinische Fakultät erlebte eine ähnliche Entwicklung. In der Folge kam es zu einer Expansion des Lehrkörpers und zur Gründung neuer Lehrstühle. Von den Fakultäten wurden diesbezügliche Anträge an die Regierungen damit begründet, dass die zunehmende Spezialisierung dies erfordere, dass das neue Fach an Wissenschaftlichkeit den bestehenden ebenbürtig oder dass an anderen Universitäten das Fach im Ordinarienrang vertreten sei.

Zunächst wurde eine neue Disziplin vom Ordinarius des Mutterfaches in sporadischen oder auch regelmäßigen Vorlesungen angeboten. Oftmals wurde diese Aufgabe Privatdozenten übertragen. Schließlich kam es zum außerplanmäßigen, dann zum planmäßigen Extraordinariat. Parallel dazu wurden Seminare oder Institute eingerichtet.⁶⁰ Mit dem gewandelten Wissenschaftsverständnis ging ein Wandel in der Sozialgestalt der Universitäten und ihrer Professoren einher.

⁵⁸ Friedrich Paulsen, *Geschichte*, Bd.2, S.260

⁵⁹ vgl. Marita Baumgarten: *Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert*. Göttingen 1997. S. 15

⁶⁰ Vgl. Marita Baumgarten, a.a.O. S. 17

Nicht mehr der enzyklopädisch gebildete Gelehrte, sondern der spezialisierte Wissenschaftler ist der neue Typus des Professors.

Die alte Familienuniversität wurde abgelöst durch die Forscheruniversität. Vor dem Übergang des 18. zum 19. Jahrhundert konnte man ein Ordinariat als Landeskind an einer Landesuniversität oder als Abkömmling einer Universitätsfamilie erlangen, danach wurde die wissenschaftliche Leistung zum Maßstab für eine Berufung.

Einige Beispiele von der Universität Erlangen sollen verdeutlichen, wie weitreichend der Einfluß maßgeblicher Persönlichkeiten war. Zu preußischer Zeit hielt Fichte ein Semester lang in Erlangen Vorlesungen. Dies war im wesentlichen das Werk Hardenbergs, das ohne Mitwirkung der Universität zustande kam. Dieser hatte auch Mehmel, der als Erzieher seiner Söhne mit ihnen zu Studienzwecken in Erlangen gekommen war, erst als außerordentlichen, später als ordentlichen Professor der Philosophie durchgesetzt, obwohl Mehmel damals keinerlei Studienabschluß besaß.

Nach dem Übergang Erlangens an Bayern gab es ähnliche Fälle. Der auffallendste ist der des Sohnes des berühmten Philosophen Schelling, der vom König zum außerordentlichen Professor der Rechte ernannt wurde. Im Bestallungsdekret wurde ausdrücklich auf ein entsprechendes Gesuch des Vaters hingewiesen. Die Universität war empört, nicht nur, weil man sie nicht gehört hatte, sondern weil der neu ernannte Professor durch seine unregelmäßige Lebensführung und exzessives Schuldenmachen während der Studien- und Referendarszeit aufgefallen war und so nicht geeignet erschien, zum öffentlichen Lehrer bestellt zu werden. Auch sei er nicht einmal Privatdozent gewesen. Doch das Ministerium wies alle Einwände ab.⁶¹

Nach dem Übergang der Universität Erlangen an Bayern legte man von seiten der Landesregierung größten Wert auf die Berufung von Landeskindern. Als es um die Wiederbesetzung der kameralistischen Lehrstuhls im Jahre 1810 ging, schrieb die philosophische Fakultät, sie wage es nicht, einen auswärtigen Lehrer zu benennen und schlug den eigenen Extraordinarius Harl vor. Wenn auf der Vorschlagsliste, die dem Ministerium eingereicht wurde, keine „Landeskinder“ aufgeführt waren, musste dies begründet werden. Nach dem Weggang von Gros 1817 schlug die juristische Fakultät Kandidaten aus Halle und Rostock vor, weil man keinen tüchtigen Vertreter der gesuchten Fachrichtung an den bayrischen Schwesteruniversitäten habe finden können, auch keinen Privatdozenten.

⁶¹ *Olaf Willet: Sozialgeschichte Erlanger Professoren. Göttingen 2001, S.189.*

Aber man wolle die Besetzung lieber der Oberbehörde übertragen, als „uns durch Anstellung eines uns unbekanntem brauchbaren Subjekts Vorwürfe zuzuziehen“.⁶² In einem anderen Falle zog es München vor, einen nicht promovierten Bewerber zu ernennen, mit der Auflage, möglichst bald die Doktorwürde zu erwerben, nur um nicht auf einen „Ausländer“ zurückgreifen zu müssen.

Als Beispiel für den enzyklopädisch gebildeten Wissenschaftler seien hier nochmals zwei Lehrer Raus aus seiner Zeit an der Erlanger Universität aufgeführt. Es handelt sich um Schreber, der in Halle Medizin studiert, in Upsala bei Linné promoviert hatte, und damit eigentlich Botaniker war. Er lehrte in Erlangen nicht nur Botanik und Pflanzenphysiologie, sondern als Mediziner auch Physiologie und Diätetik, aber auch kameralistische Fächer wie Landwirtschaft, Technologie, Kameralwissenschaft und Polizei. Der Kameralist Lips las nicht nur Landwirtschaft und Statistik, sondern auch Universalgeschichte, Geschichte des deutschen Kaisertums, Universitätsgeschichte und Kirchengeschichte. Dazu kamen praktische Übungen auf seinem Landgut Marloffstein.⁶³

Sowohl die Stellenbesetzungen als auch die Anforderungen an die Qualifikation der Professoren wurden zu Beginn des 19. Jahrhunderts zunehmend professionalisiert und spezialisiert.

Die Berufung Raus nach Heidelberg ist bereits vom Wunsch nach Professionalisierung gekennzeichnet. Der Kurator der Universität bat im Dezember 1821 das Innenministerium, einen „Lehrer von anerkanntem Werthe und gegründetem Rufe“ an die Ruperto-Carola für das Fach der Staatswissenschaft, Finanz-und-Polizeiwissenschaft“ zu berufen.⁶⁴ Der Kurator schlägt vier anerkannte Wissenschaftler vor: Regierungsrat Johann Friedrich Eusebius Lotz aus Koburg, die Professoren Johann Paul Harl und Karl Heinrich Rau aus Erlangen und den Professor Michael Alexander Lips aus Marburg. Lotz sei allerdings noch nie akademischer Lehrer gewesen und auch schon über fünfzig Jahre alt, Harls Ansprüche würden hiesigen Verhältnissen nicht angemessen sein und Lips habe gerade erst einen Ruf nach Marburg angenommen. So blieb nur Rau übrig. Als relevante Merkmale für Rau nannte er dessen Alter um dreißig Jahre, seinen guten literarischen Ruf und die Tatsache, dass er gerade in Erlangen die Fächer Staatswirtschaft, Finanz-und Handlungswissenschaft und Statistik vortrage, die in Heidelberg am nötigsten seien. Außerdem habe er gerade einen Ruf nach Jena abgelehnt, was seine Wertschätzung unterstreiche.

⁶² Vgl. Willett, a.a.O. S. 191

⁶³ Vgl. Theodor Kolde: *Die Universität Erlangen unter dem Hause Wittelsbach 1810 bis 1910. Erlangen 1910, S. 70ff.*

In der Vorgehensweise des Kurators zeigt sich eine klare Zielsetzung: er möchte für seine Universität den besten Mann haben, unabhängig von „Landeskindschaft“, Zugehörigkeit zu einer Professorenfamilie oder gar Protektion.

Die Entwicklung einer „neuen“ Professorenschaft ist auch verbunden mit der Herausbildung einer neuen Elite. Die preußischen Hochschulreformer hatten die Vorstellung, aus der Hochschullehrerschaft ihres Staates eine Elite zu machen, die nur an der Qualität der wissenschaftlichen Leistung gemessen werden sollte. Voraussetzung dafür war die Unabhängigkeit der Universität und ihrer Angehörigen, die allein wissenschaftliche Höchstleistungen ermöglichte.⁶⁵

„Sowohl aus der Sicht der Zeitgenossen wie auch aus ihrem Selbstverständnis heraus waren die deutschen Hochschullehrer, vor allem im 19. Jahrhundert, mehr als lediglich Mitglieder einer Leistungselite. Sie verkörperten gleichzeitig eine Wertelite, indem sie als Wissenschaftler moralische und politische Normen verkündeten, ja vorzuleben versuchten, die der übrigen Bevölkerung, vor allem natürlich dem Bildungsbürgertum, als Maßstab dienen sollten.“⁶⁶

Dieser Elitestatus war nicht mehr in einer „gildeähnlichen ständisch bedingten Gesellschaftsstellung“⁶⁷ begründet, sondern war die Frucht wissenschaftlicher Leistung. Das Habilitationsverfahren, die Verschärfung der Maßstäbe, die zu einer Berufbarkeit führten, die generell höhere Erwartung an die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit kennzeichneten die Professionalisierung der Hochschullehrerschaft. Sie war erforderlich geworden durch die wachsenden Anforderungen der Wissenschaft an sich als auch durch die Wünsche der politischen Kräfte jener Zeit.

⁶⁴ Vgl. Volker Hentschel: *Die Wirtschaftswissenschaften als akademische Disziplin an der Universität Heidelberg 1822-1924*. In: Norbert Waszek: *Die Institutionalisierung der Nationalökonomie an deutschen Universitäten*. St. Katharinen 1988, S. 194ff.

⁶⁵ Vgl. Klaus Schwabe: *Rahmenbedingungen und Selbstdeutung des beruflichen Wirkens deutscher Gelehrter*. In: Klaus Schwabe Hrsg. *Deutsche Hochschullehrer als Elite 1815-1946*. Boppard 1988. S. 11

⁶⁶ Schwabe, a.a.O. S. 16

⁶⁷ Charles E. McClelland: *Die deutschen Hochschullehrer als Elite 1815-1850*. In: Klaus Schwabe a.a.O. S.30

3.1.2 DIE REFORMUNIVERSITÄT HUMBOLDT'SCHER PRÄGUNG UND IHRE PROFESSOREN

Die Wurzeln der Reformuniversität sind bereits im 18. Jahrhundert in Göttingen sichtbar. Dort war das Verhältnis zwischen Staat und Universität im Sinne von Lehr- und Lernfreiheit neu geordnet und ein neuer wissenschaftlicher Arbeitsstil in den Seminaren entwickelt worden. Auch an Johann Wilhelm Raus Studium war das bereits erkennbar.

Die Professoren waren kontinuierlich zu wissenschaftlicher Forschung und zur Veröffentlichung der Ergebnisse verpflichtet, um sie dem öffentlichen Forum zur Kritik zu überlassen. Die Faszination des Neuhumanismus lockte junge Wissenschaftler und Studenten nach Göttingen und prägte sie. Auch Wilhelm von Humboldt war Student in Göttingen gewesen und hatte von dort bleibende Eindrücke mitgenommen.

Nachdem Preußen nach der Niederlage von 1806 in allen Bereichen reformiert wurde, war selbstverständlich auch das Bildungswesen betroffen. Bezüglich der Universitäten standen zwei Modelle zur Diskussion: Die spezialisierten Fachhochschulen nach Art der Grandes Ecoles in Frankreich oder eine reformierte Universität nach dem Bildungsideal des Neuhumanismus.

Zwar war Humboldt nur ein Jahr lang an wegweisender Stelle in der Bildungspolitik tätig, hat aber in dieser Zeit die Weichen gestellt für eine Reformuniversität mit anspruchsvollen programmatischen Zielen. Dies dürfte auch auf die eigenen Erfahrungen in der Studienzeit in Göttingen zurückzuführen sein.

Ziel der Universität war – wie auch in Göttingen – eine verbesserte Ausbildung von Staatsdienern. Die neue Universität war eine staatliche Anstalt, vom Staat finanziert, der sich auch die Berufung von Professoren nach Vorschlägen der Fakultäten vorbehielt. Dennoch „bedeutete die Verpflichtung der Universität auf das neuhumanistische Bildungsideal eine Innovation, die gewaltige geistige Energien freisetzen sollte.“⁶⁸ Wehler führt weiter aus: „Wie unvollkommen auch immer dieses Ideal verwirklicht wurde, es führte dazu, dass die damals sich erst breit entfaltenden modernen Wissenschaften, das wissenschaftliche Studium, die wissenschaftlichen Publikationen, vor allem aber auch der Status des Wissenschaftlers selber und der Beruf eines Universitätsgelehrten beispielloso aufgewertet wurden.“⁶⁹

Zum Universitätsunterricht sagt Humboldt: „Der Universitätslehrer ist nicht mehr Lehrer, der Studierende nicht mehr Lernender, sondern dieser forscht selbst, und der Professor leitet diese Forschung und unterstützt ihn darin.“

⁶⁸ Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 2. Bd. München 1987. S. 507*

⁶⁹ *a.a.O. S. 507*

Denn der Universitätsunterricht setzt nun in Stand, die Einheit der Wissenschaft zu begreifen, und hervorzubringen, und nimmt daher die schaffenden Kräfte in Anspruch“.⁷⁰

Diese Reformuniversität vermittelt dem Studenten eine Ausbildung, die ihn zur Berufsausübung befähigt, bringt aber auch den gebildeten Generalisten hervor, der als allgemein gebildeter Akademiker dem reinen Fachexperten durch seine Fähigkeit zur kritischen Analyse und Beurteilung häufig überlegen ist.

Die neu- oder wiedergegründeten Universitäten traten nun in einen Wettbewerb ein. Wer hatte die berühmtesten Lehrer gewinnen können? Wo konnte man welches Fach am besten studieren? Verschiedene Profile bildeten sich, hier waren die philosophischen Fakultäten, dort die juristischen, woanders die naturwissenschaftlichen besser. Mit der Berufung neuer Lehrer veränderten sich oft auch die Schwerpunkte. Für Baden schreibt Wehler: „Da es überall um besser ausgebildete Beamte ging, wurde in Heidelberg die Staatswirtschaft besonders gefördert, seit 1822 durch Karl Heinrich Rau die Staatswirtschaft weit ausholend vertreten.“⁷¹

Die deutschen Universitäten hatten um 1800 mit nur 5500 Studenten einen absoluten Tiefpunkt erlebt. Zwischen 1796 und 1815 wurde die Anzahl der Universitäten durch zwanzig aufgelöste und geschlossene Institutionen um die Hälfte reduziert. Allerdings gelang es innerhalb weniger Jahre an den zwanzig überlebenden oder neu gegründeten Universitäten die Studentenzahl auf 8277 bis 1819, auf 12480 bis 1825 und auf 16000 bis 1830 zu steigern. Die Gründe dafür waren in einem erhöhten Bedarf an Personal der Staatsverwaltungen, im Bildungswesen und im Kirchenwesen zu suchen, aber auch das Prestige der neuhumanistischen Bildung spielte eine Rolle. Nach 1830 gingen die Zahlen wieder zurück.

Für die Professoren ergab sich trotz der Schwankungen der Studentenzahlen eine positive Entwicklung. 1796 gab es an 39 Universitäten 619 ordentliche Professoren, 141 außerordentliche Professoren und 86 Privatdozenten.⁷² 1840 gab es nur noch 20 Universitäten, an denen 633 ordentliche Professoren, 253 außerordentliche Professoren und 325 Privatdozenten lehrten.

Hier fällt auf, dass sich die Zahl der Ordinarien nur wenig veränderte. In zwei Generationen wuchs ihre Zahl nur um 2 %. Durch die Höhe ihrer Gehälter lässt sich das allein nicht rechtfertigen: Vor 1848 schwankten die Jahresgehälter zwischen 400 und 3000 Talern. Tübingen zahlte als Höchstgehalt 700 Taler, Marburg 850, Bonn 1000 Taler.

⁷⁰ Peter Lundgreen: *Sozialgeschichte der deutschen Schule im Überblick. Göttingen 1980. S. 100*

⁷¹ Wehler S. 512

⁷² Vgl. Wehler S. 516

Allmählich pendelte sich das zwischen 1299 und 1600 Talern ein, die an allen Universitäten gezahlt wurden. Spitzengelehrte erreichten bis zu 3000 Taler. Dazu kamen noch die Vorlesungsgebühren, die je nach Rang, rhetorischem Talent oder Faszination durchschnittlich zwischen 117 Talern (Königsberg) und 746 Talern (Berlin) betragen.

Dazu kam, dass der preußische Professor automatisch Rat 4. Klasse wurde, was dem Regierungsrat entsprach. Für unterschiedliche Verdienste konnte ein Professor nicht nur in Preußen den begehrten Titel eines Geheimrats erhalten.⁷³ Auch Rau wurde in Baden gleich mit der Berufung zum Hofrat ernannt. Die kleine Elite der Professoren erreichte also nicht nur materielle Sicherheit, sondern auch einen angesehenen gesellschaftlichen Status, manche gar als berühmte Gelehrte internationales Ansehen. Es ergab sich eine Tendenz, dass anerkannte wissenschaftliche Leistung immer wichtiger wurde als der Lehrerfolg. „Immer häufiger entschied das wissenschaftliche Potential über Berufung, Ausstattung, Stipendien, Gehaltserhöhung und Ordensverleihung. Der Imperativ origineller Forschung und der Akkumulation neuen Wissens verdrängte den Einfluß der landsmannschaftlichen Herkunft, der Familienbeziehungen, selbst der Konfessionsunterschiede. Dieser Trend wurde dadurch unterstützt, dass sich seit den frühen 20er Jahren das Habilitationsverfahren mit seiner ansteigenden Leistungserwartung und spezialisierten *Venia Legendi* als Modus der Nachwuchsrekrutierung allgemein durchsetzte, schließlich durch Gesetzeskraft, wie erstmals 1816 in den Statuten der Berliner Universität, zu einem in der Regel unumgänglichen Bestandteil der akademischen Karriere wurde.“⁷⁴

Erstaunlich bleibt aber, dass die neuhumanistische Universität ihre wachsenden wissenschaftlichen Ansprüche zu einem bedeutenden Anteil mit Privatdozenten verband. Die Kultusverwaltungen gewannen mit ihnen vergleichsweise billige Hochschullehrer, denn sie bekamen kein Festgehalt und waren nur berechtigt, die üblicherweise geringen Vorlesungsgebühren zu kassieren. Der Unterhalt solcher jungen Privatdozenten oblag dann weiter den Familien, wenn nicht ein Stipendium oder ein Nebenberuf an einem Gymnasium diese „Hungerjahre“ ein wenig erträglicher machten. Wir haben dies auch an Raus Anfängen gesehen.

Ähnlich verhielt es sich mit den Extraordinarien, die etwa ein Drittel der Professorenschaft stellten, aber mit einem Gehalt von 300 -400 Talern auskommen mussten. Sie empfanden den Status als außerordentlicher Professor nur als Durchgangsstation auf dem Wege zur ordentlichen Professur. Der Weg dorthin war hart und von einem schwierigen Konkurrenzkampf geprägt, und nicht alle kamen zu dem ersehnten Ziel.

⁷³ a.a.O. S. 517

⁷⁴ a.a.O. S. 517

Auf einen weiteren Aspekt der neuen Universität nach 1810 weist Wehler hin: „Parallel zur inneren Differenzierung der Universitätslehrerschaft verlief auch eine institutionelle Differenzierung der Forschungs- und Lehrstätten. Sie lässt sich am Wachstum der Seminare, Institute, Labors und Kliniken sowie an dem kräftig zunehmenden Finanzvolumen ablesen, das ihrem Ausbau zugute kam.“⁷⁵

Zunächst hatten die Seminare von Heyne in Göttingen, Wolf in Halle und Hermann in Leipzig als Vorbild gegolten. Das gemeinsame forschende Lernen als Grundprinzip der universitären Arbeit wurde bald überall nachgeahmt und fand im naturwissenschaftlichen Bereich seinen Niederschlag in der Einrichtung von Labors und Spezialkliniken. Berlin besaß 1820 bereits fünf Seminare und sieben Kliniken, bis 1850 kamen noch zwei bzw. drei dazu. Auch in Heidelberg wurden auf die Initiative Reitzensteins bis 1820 acht Seminare und drei Kliniken eingerichtet.

In den Seminaren arbeiteten fortgeschrittene Studenten mit einem Professor in einem ausgeprägten Lehrer-Schüler-Verhältnis zusammen. Die Frucht dieser Zusammenarbeit wurde häufig die in den Seminaren angeregte Dissertation. In Berlin, das eine besondere Stellung als Forschungsuniversität einnahm, stieg die Zahl der Promotionen von 1820 bis 1829 auf 851, von 1830 bis 1839 auf 1260 und von 1840 bis 1849 auf 1347, was einen Zuwachs um 60 % bedeutete. Daran stellten die Mediziner mit 80 % den höchsten Anteil, aber auch in der Philosophischen Fakultät, bei den Theologen und Juristen nahmen die Promorionen stetig zu.

Wehler fasst zusammen: „In der gemeinsamen Hochschätzung von Wissenschaft und Forschung, in der Bereitschaft, ein langes Gelehrtenleben in asketischer Disziplin ganz in den Dienst der Gewinnung neuen Wissens, verbesserter Problemlösungen, überzeugender Paradigmata zu stellen, lag ein Moment, das die Professoren, Dozenten und fortgeschrittenen Studenten aller Universitäten verband.“⁷⁶

Auf diese Weise wurden die Universitäten staatenübergreifende, fast gesamtdeutsche Institutionen und sie prägten und bewegten das deutschsprachige Mitteleuropa zwischen 1815 und 1848.

⁷⁵ a.a.O. S. 519

⁷⁶ a.a.O. S. 520

3.1.3. FRITZ RINGER UND DIE „DEUTSCHEN MANDARINE“

Fritz Ringer beschreibt die Professoren des 19. Jahrhunderts als „Mandarine“ mit einer herausgehobenen Stellung in der Gesellschaft.⁷⁷ Obwohl er sich im wesentlichen auf die Zeit 1890-1933 konzentriert, zeigt er doch die Ursprünge und Entwicklungen auf, die vor dieser Zeit liegen.

Die Angehörigen des Mandarinentums definiert er als „Träger gehobener Bildungsqualifikationen“, d.h. als höhere Beamte, Gelehrte, Geistliche sowie Angehörige anderer freier und gelehrter Berufe.⁷⁸ Er beschreibt sie als funktional herrschende Klasse, weil besonders viele Beamte Regierungsfunktionen ausübten. Zu ihrer Mentalität gehöre, daß sie sowohl ihre Beamtenrolle als auch die Bildung „mit unübersehbaren Zügen religiöser Symbolik“ bewerteten. Ringer erklärt, er habe die übliche Auffassung von großen Männern und großen Ideen eindeutig umgekehrt; er sei unzufrieden mit dem Modell des schöpferischen Einzelnen, der Ideen erfindet, welche durch ihren direkten Einfluß Geschichte machten. Er neige dazu, ein „Denken von allererstem Rang als eine Art kritische Selbstanalyse anzusehen, in deren Verlauf präexistente, aber sprachlose geistige Traditionen und gesellschaftliche Institutionen deutlich verstanden, beschrieben und damit kritisch bewältigt oder gar transzendiert werden.“ Eine intellektuelle Biographie von Max Weber, Thomas Mann oder Friedrich Nietzsche sei deshalb zu empfehlen, weil sie beispielhaft die gegenseitige Durchdringung von geistiger und sozialer Welt zeigten.

Ringer weist darauf hin, daß die Geschichte der deutschen Bildung gewisse Parallelen in England und Frankreich gehabt habe. In allen kapitalistischen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts habe es das Ideal der Kultur und der voll entwickelten autonomen Persönlichkeit gegeben, gespeist aus aristokratischen und religiösen Traditionen und in elitären Institutionen des höheren Bildungswesens am Leben gehalten. Das Mandarinentum definiert er schließlich als eine gesellschaftliche und kulturelle Elite, die ihren Status in erster Linie ihren Bildungsqualifikationen und nicht Reichtum oder vererbten Rechten verdankt. Sie bestehe aus Ärzten, Rechtsanwälten, Geistlichen, Staatsbeamten, Studienräten und Universitätsprofessoren. Vor allem die Universitätsprofessoren beschäftigten sich mit der geistigen Nahrung der Elite, setzten die Maßstäbe für den Eintritt in die Elite und fungierten als deren Sprecher in kulturellen Fragen.

Ringer beschreibt eine deutliche Wechselwirkung zwischen dem feudalen Staat und seinen Mandarinen. Der Herrscher, der die Macht der traditionellen Aristokratie reduzieren möchte, muß sich auf eine neu entstehende Kaste von nichtadeligen Beamten stützen.

⁷⁷ Fritz K. Ringer: *Die Gelehrten: Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933*, Stuttgart 1983

⁷⁸ a.a.O. S. 10

Bürgerliche Herkunft, nachgewiesene Intelligenz und gründliche Ausbildung machen sie zu nützlichen Verbündeten des Monarchen gegen den alten Adel. Der reformorientierte Monarch wird daher die Institutionen des Bildungswesens finanziell unterstützen und ein immer vollständigeres System von Staatsprüfungen billigen. Die Akademiker, besonders die Universitätsprofessoren, die die Anforderungen der Studiengänge kontrollieren, verfügen über zunehmendes Prestige und wachsenden Einfluß. Eine anerkannte und klar abgegrenzte Bildungselite gewinne so erhebliches Gewicht und Ansehen im Leben der Nation.

Er führt weiterhin aus, daß das Mandarinentum weit über die Stellung von untergeordneten Sachverständigen hinausstrebe, als eine Art Geistesadel anerkannt und aufgrund seiner Gelehrsamkeit über den sozialen Rang seiner Herkunft hinausgehoben werden wollte. Es herrsche ein Ideal der Geistigkeit, das einer adeligen Geburt moralisch gleichwertig sei oder sie übertreffen könne.

Im politischen Bereich sei das Mandarinentum bestrebt, als Elite den eigenen Anteil an der Verwaltung des Staates zu erhöhen, auch auf Kosten des Monarchen. Es trete gegen eine „Willkürherrschaft“ des Monarchen ein und schaffe die Vorstellung eines abstrakten und rationalen Staates, der sich nach logischen Prinzipien verwaltet und sowohl über dem Herrscher als auch über den Beherrschten steht. Das Mandarinentum gewinne durch die wachsende Zahl an Staatsbeamten, die es stellt, einen großen Einfluß auf die immer komplizierter werdende Staatsverwaltung. Daher sei es auch nicht interessiert, den politischen Einfluß weiterer Teile des Volkes zu vergrößern, denn es sei sich bewußt, daß es eine Minderheit sei. Unter einem legalen Monarchen habe es viel bessere Chancen, seinen Einfluß als Hüter und Interpret staatlichen Handelns durchzusetzen. Eine offene Auseinandersetzung zwischen dem Mandarinentum und seinen Herrschern erscheint Ringer so lange als nicht wahrscheinlich, wie die politische Herrschaft angemessen legal bleibe, sich nicht übermäßig in die Freiheit des Denkens und der Forschung einmische und ein wenig für die nationale Kultur eintrete. Ringer geht sogar so weit zu sagen, daß das Mandarinentum und die Herrscher sich in Wahrheit das Regime teilten. Dies ändere sich erst mit einer fortschreitenden Industrialisierung und Verstädterung, in deren Zuge Unternehmer und Industriearbeiter die Führungsrolle der kulturellen Elite in Frage stellten.

Sind Professoren in diesem Sinne also „Mandariner“ gewesen? Ist Karl Heinrich Rau ein Mandarin gewesen? Es trifft zu, daß er ebenso wie sein Vater bestrebt war, sich so viel Bildung wie möglich zu verschaffen. Auch seine Brüder hatten studiert, der älteste hatte Medizin studiert und lebte als Arzt in Gießen, der jüngere hatte Sprachen studiert und starb als Französischlehrer an einem Gymnasium in Heidelberg.

Die größte Sorge des Vaters Rau war ja auch gewesen, daß sein Jüngster nicht studieren könne. Wie es Ringer beschreibt, hat auch Vater Rau seine Kinder ermutigt, in einem gelehrten Beruf tätig zu sein.⁷⁹ So gehörten sie der „nicht ökonomisch orientierten Mittelschicht“ an, die Ringer beschreibt. Es ist allerdings zu bezweifeln, ob das ökonomische Interesse wirklich so wenig ausgeprägt war. Es ist nicht zu übersehen, daß ein Universitätsprofessor ein doch recht auskömmliches Gehalt bezog, das ihn in die Lage versetzte, ein vergleichsweise sorgloses Leben zu führen, auch Vermögen zu erwerben. Rau besaß ein eigenes Haus, und auch von seinen Kollegen und Freunden ist bekannt, daß sie Häuser besaßen. Sein Kollege, der Mediziner Tiedemann, besaß sogar mehrere. Allerdings geht das „ökonomische Interesse“ nicht über den eigenen Lebensstil hinaus.

Ringer beschreibt die „neue Elite“ als einen Stand, der bestrebt war, sich von den traditionellen Ständen zu trennen und einen Sonderstatus einzunehmen, wie in der Stadt Frankfurt 1731 die „Graduierten“ – Rechtsanwälte, Ärzte, Senatsmitglieder – gemeinsam mit den bedeutendsten Beamten zu den höchsten von fünf Ständen zählten. Das preußische Landrecht von 1794 definiert die Beamten als „Diener des Staates“, die Rechte und Pflichten hätten, die ihre Mitglieder über die Masse des übrigen Standes hinaushöben, dem sie entstammten.

Universitätsprofessoren waren somit nicht nur Angehörige eines besonderen Standes, sondern sie bildeten auch wieder neue Angehörige eines solchen herausgehobenen Standes aus. Mediziner, Juristen, Kameralisten, Theologen und Philologen waren Staatsdiener und bildeten Staatsdiener aus. Dies trifft am wenigsten für die Mediziner zu, deren Tätigkeit auch im nichtstaatlichen Bereich liegen konnte, aber für alle anderen Berufe ist es überwiegend der Fall.

In den Jahren zwischen etwa 1790 und 1820 beobachtet Ringer eine Serie von aufeinander bezogenen Entwicklungen, die eine sichere Grundlage für die vorherrschende Rolle der neuen Elite im gesellschaftlichen und geistigen Leben Deutschlands während des 19. Jahrhunderts abgaben. Dies sieht er in den in Preußen 1791 eingeführten Prüfungen für Staatsdiener neben deren rechtlicher Sicherung der Anstellung, die die geistigen Potenzen der Nation zu einer Aristokratie der Kapazitäten führe. Schulen und Universitäten hatten zwar das Recht, ihre eigenen akademischen Angelegenheiten zu regeln, waren aber staatliche Institutionen; Aufsicht und Kontrolle, aber auch die Finanzierung des Bildungswesens waren dem Staat vorbehalten. Gegen zu großen Einfluß des Staates auf die Gedankenfreiheit und die preußische Zensur erhoben sich führende Intellektuelle.

⁷⁹ Ringer, a.a. O. S.24 ff.

In einer Reihe von programmatischen Denkschriften entwickelten Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher und Humboldt ihre Ideale der akademischen Freiheit. Die Universitäten sollten nicht, wie das in Halle der Fall gewesen sei, bloße Ausbildungsstätten für Beamte sein. Nicht die juristische, medizinische oder theologische Fakultät sollte das Zentrum der neuen Universität bilden, sondern die philosophische. Es sollte hier reine Wissenschaft um ihrer selbst willen betrieben werden. Die Universitäten sollten weiterhin zukünftige Beamte und Lehrer ausbilden, doch sollte dies im Geiste philosophischer Bildung geschehen und nicht bloßer Nützlichkeit unterworfen sein. So sollten Staat und Gesellschaft vom geistigen und moralischen Einfluß der Wissenschaft profitieren.

Als krönenden Abschluß dieser Entwicklung sieht Ringer die Errichtung der Universität von Berlin 1810 an, die während des gesamten 19. und frühen 20. Jahrhunderts als Modell für alle Institutionen des höheren Bildungswesens in Deutschland gedient habe. Ist nun Ringer in allen seinen Beurteilungen zuzustimmen? Im Bereich des wirtschaftlichen Interesses haben wir bereits Zweifel angemeldet, ob die „Mandarine“ wirklich am pekuniären Aspekt ihres beruflichen Daseins so gänzlich uninteressiert waren.

Ein weiterer Zweifel ist angebracht an Ringers These von der unbedingten Nähe der Professoren zu den Monarchen. Ringer selbst spricht von einer „Revolte“ der Professoren gegen die Eingriffe in die Gedankenfreiheit, die bis 1810 andauerte. Auch später hat es durchaus kritische Professoren gegeben, besonders natürlich in den revolutionären Perioden um 1830 und zur Zeit der Revolution von 1848. Die Träger liberaler Ideen waren in der Zeit des Vormärz vorwiegend Akademiker oder angehende Akademiker, wie die Studenten des Wartburgfestes von 1817, des Hambacher Festes von 1832 oder die „Göttinger Sieben“, die den Verfassungsbruch Ernst Augusts von Hannover anprangerten. Das Streben nach Bildung und die Herausbildung einer neuen bürgerlichen Klasse, eine vernunftgesteuerte Zusammenarbeit mit dem Monarchen in der Lenkung des Staates bedeuten nicht notwendig eine unkritische Haltung dieser „Graduierten“ gegenüber dem Monarchen und rechtfertigen schon gar nicht die automatische Einordnung der Intellektuellen als „Stützen von Thron und Altar“. Hätte es diese stillschweigende Übereinkunft zwischen Regierenden und den Intellektuellen gegeben, hätte es nie zu den „Demagogenverfolgungen“ kommen können, die ja besonders die gebildeten Stände betrafen. Daß in Preußen Männer wie Gneisenau, v. Stein oder Schleiermacher Repressalien ausgesetzt waren, stützt auch nicht Ringers These.

Betrachtet man Karl Heinrich Rau in diesem Zusammenhang, stellt man fest, daß er kein revolutionärer Eiferer war. Seine Einstellung zu den Regierenden war gekennzeichnet von einem gewissen Selbstbewußtsein, das ihn gerne helfen ließ, wenn er dazu berufen wurde, was seine Mitarbeit in der ersten Kammer des badischen Landtages zeigt. Ebenso war er immer bereit, Verantwortung zu übernehmen, sowohl als Senatsmitglied als auch als Prorektor an der Universität. Auch in der Bau- und Ökonomie-Kommission leistete er konstruktive Arbeit. Den Großherzögen, denen er diente, war er stets loyal, was man jedoch nicht mit Unterwürfigkeit verwechseln darf. In seinem Tagebuch der Revolution in Heidelberg⁸⁰ sagt er den Fürsten: „Die deutschen Fürsten mögen wohl bedenken, was die wahren Bedürfnisse des gegenwärtigen Geschlechtes sind, und, um dieß klarer einzusehen, sich sowohl von liebgewonnenen Illusionen und unhaltbaren Theorien, als von dem einseitigen Einfluß ihrer Umgebungen losreißen. Sie mögen lieber vertrauensvoll unter ihr Volk treten und die Dinge mit eigenem Auge sehen, als sich ängstlich abzuschließen und den Einflüsterungen weniger Gehör geben. Sie mögen aber zugleich ein Opfer nicht scheuen, um Deutschland einig und stark werden zu lassen. Wer alles behalten will, setzt oft alles in Gefahr!“

Revolution allerdings ist seinem Wesen fremd. Der Zustand der „Freiheit“, den eine Revolution herbeiführen soll, ist ihm zutiefst suspekt. Dazu schreibt er in seinem Revolutionstagebuch: „Frei sein kann unmöglich bedeuten, daß man alles thun darf, wonach man Gelüsten trägt, denn daraus würde ein Zustand der rohsten Gewalt entstehen, den der gebildete und gesittete Mensch nicht drei Tage aushielte. Nur eine solche Freiheit ist allen wohlthätig, bei der sich jeder in den Schranken eines vernünftigen Gesetzes hält.“⁸¹

Beide Äußerungen lassen nicht auf die Haltung eines „Mandarins“ im Ringer'schen Sinne schließen.

⁸⁰ Karl Heinrich Rau: *Die vierzig Tage in Heidelberg. Erinnerungen an den badischen Aufstand im Sommer 1849.* Ubstadt-Weiher 1999. S. 106

⁸¹ a.a.O. S. 77

3.2. ZUR INSTITUTIONALISIERUNG DER NATIONALÖKONOMIE

3.2.1. VON DER KAMERALISTIK ZUR NATIONALÖKONOMIE

Die preußische Regierung war die erste in Deutschland, die 1727 an den Universitäten Halle und Frankfurt an der Oder Lehrstühle für Ökonomie einrichtete. Verschiedene andere deutsche Staaten folgten nach, so dass es am Ende des 18. Jahrhunderts an fast allen deutschen und allen österreichischen Universitäten einen Lehrstuhl für dieses Fach gab. Landesfürsten und Regierungen verfolgten damit die Absicht, die wirtschaftlichen Verhältnisse in ihren Staaten zu verbessern, die infolge verheerender Kriege darniederlagen.

Es wuchs die Überzeugung, dass Spezialisten herangebildet werden müssten, die in der Lage sein sollten, den wirtschaftlichen Wiederaufbau herbeizuführen und die weitere Entwicklung zu steuern.⁸²

Die bestehenden Universitäten hatten mit wenigen Ausnahmen einen so schlechten Ruf, dass man auf andere Institutionen hoffte, sein Ziel zu erreichen. Akademien, Sozietäten und Zeitschriften trugen im 18. Jahrhundert entscheidend dazu bei, die Vorstellung von einem neuen Studienfach zu entwickeln. Sozietäten und Akademien boten Preise für die beste Beantwortung ganz praktischer Fragen zu wirtschaftlichen Problemstellungen. Universitätsprofessoren waren häufig Mitglieder der Preisgerichte, waren aber in der Regel Naturwissenschaftler.

An den Universitäten war *oeconomia* ein Teil des Kurses in praktischer Philosophie, wurde also in Verbindung mit Ethik und Politik unterrichtet. Die Pflichten des *pater familias*, des Hausvaters, und der anderen Familienmitglieder standen im Zentrum der Betrachtungen, während technische Entwicklungen und Produktionsmethoden eher marginal behandelt wurden.

Die philosophischen Fakultäten wurden bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts als Vorschulen für Studien in den drei höheren Fächern – Theologie, Jurisprudenz und Medizin – betrachtet. Sie waren nicht auf irgendeine „Ausbildung“ konzipiert, schon gar nicht auf eine Ausbildung im wirtschaftlichen Bereich.

Es entstanden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zahlreiche spezialisierte Institute, die eine Art berufsbezogener Ausbildung im ökonomischen Bereich anstrebten. und Bienenengesellschaft“ die Kameral-Hohe-Schule.

⁸² Vgl. Klaus Hinrich Hennings: *Aspekte der Institutionalisierung der Ökonomie an deutschen Universitäten.* In: Norbert Waczek (Hrsg.): *Die Institutionalisierung der Nationalökonomie an deutschen Universitäten.* St. Katharinen 1988, S.43 ff.

So gründete beispielsweise Johann Jakob Moser (1701-1785) im Jahre 1749 eine Staats und Kanzley-Akademie in Hanau, Georg Büsch 1768 eine Handlungsakademie in Hamburg, und in (Kaisers)Lautern entstand 1769/70 durch die Initiative der „Physikalischökonomischen An manchen Universitäten wurden besondere Fakultäten gegründet, um dem Studium der Ökonomie einen eigenen Rahmen zu geben. In Gießen 1777 und in Mainz 1782 wurden Kameral fakultäten eingerichtet, in Marburg und in Rinteln (1789) wurden Kameralinstitute geschaffen. Ökonomen, Juristen und Naturwissenschaftler arbeiteten hier zusammen, um einen Studiengang für ökonomisch interessierte Privatpersonen und künftige Beamte zu entwickeln. Keine dieser Einrichtungen überdauerte aber die tiefgreifenden Veränderungen, die die Napoleonischen Kriege mit sich brachten. Dennoch brachte gerade die zunächst außerhalb der Universitäten stattgefundene Entwicklung die Institutionalisierung an den Universitäten in Gang.

Ursprünglich hatten es die Unternehmen für ihre Aufgabe gehalten, ihrem Personal eine Ausbildung im ökonomischen Bereich zu geben. Viele dieser Einrichtungen wurden später vom Staat übernommen oder durch staatliche Einrichtungen ergänzt. Als der Bedarf an ausgebildeten Managern wuchs, wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts spezielle Handelshochschulen geschaffen, die gewöhnlich auf private Initiative zurückgingen, da „sich die Universitäten auf diese Funktion nicht herabließen“.⁸³

An den Universitäten entstand ein Konkurrenzverhältnis zwischen der ökonomischen und der juristischen Lehre, da die Ökonomie zur Ausbildung von Beamten gehörte und ursprünglich die Juristenausbildung ergänzen sollte. Da jedoch beide Wissensgebiete expandierten, ließ sich bald nicht mehr ein Studiengang in den anderen integrieren, ohne dass es auf Kosten eines der Fächer gegangen wäre. In Österreich wurde die Ökonomie zum Pflichtfach für die Jurastudenten gemacht und am Ende auch geprüft. In Preußen dagegen wurde den Juristen nur empfohlen, ökonomische Veranstaltungen an der Universität zu besuchen, aber nur wenige folgten dieser Empfehlung. Im ersten Staatsexamen wurde Ökonomie auch nicht geprüft, erst im zweiten Examen, das die praktische Ausbildung der höheren Beamten abschloß, gab es entsprechende Prüfungen. Allerdings wurden diese in der Regel nicht von Hochschullehrern, sondern von praktizierenden Verwaltungsbeamten durchgeführt. Dem entsprechend spielte die Ökonomie in der Juristenausbildung nur eine Randrolle.

Die meisten deutschen Staaten versuchten sich an Einrichtungen, die zwischen diesen beiden Extremen lagen. In Württemberg wurde 1819 in Tübingen eine Fakultät für Staatswissenschaften errichtet, da man zwischen einer mehr juristisch betonten und einer mehr auf das Ökonomische ausgerichteten Beamtenlaufbahn unterscheiden wollte.

⁸³ Klaus Hinrich Hennings, a.a.O. S. 46

In Bayern wurden solche Fakultäten in München und Würzburg, nicht aber in Erlangen eingerichtet. Mit der Zeit verstärkte sich die Position der reinen Juristen in der höheren Beamtenlaufbahn so weit, dass sie schließlich das Monopol in der höheren Verwaltung besaßen.

Ebenso setzte sich unter den deutschen Staaten das preußische Modell immer mehr durch, so dass die Bedeutung der Ökonomie immer weiter zurückging. Nur da, wo die Ökonomie Pflichtfach für Juristen war, hatten die Ökonomieprofessoren genügend Hörer. Es gab zwar Studenten der Ökonomie, die nicht Jura studierten, aber ihre Zahl war gering. Die meisten von ihnen hatten keine uneingeschränkte Hochschulzugangsberechtigung, sondern besuchten ökonomische Lehrveranstaltungen im Rahmen eines Landwirtschafts- oder Pharmaziestudiums. Tatsächlich gab es bis 1923 keinen klar gegliederten Studiengang Ökonomie; die einzige Qualifizierung, die man in diesem Fach bis dahin erlangen konnte, war der Dokortitel. Die Anzahl der Kandidaten für diesen Dokortitel war zwar gering, wuchs aber im 19. Jahrhundert immer mehr an.

Die enge Bindung der Ökonomie an die Beamtenausbildung hatte zur Folge, dass Ökonomie nicht als Wissenschaft der Beschreibung und Erklärung des Wirtschaftsablaufs, sondern als die der staatlichen Einflussmöglichkeiten aufgefasst wurde. Die Wandlungen, die die Bezeichnungen des Faches erlebten, deuten an, dass unterschiedliche Ansätze vorhanden waren.

Die ersten Lehrstühle wurden für „ökonomische, Polizey- und Kameralwissenschaften“ eingerichtet. Das Wort „ökonomisch“, bezogen auf die Tradition der *oeconomia* aristotelischer Philosophie, fand immer mehr einen Bezug zur Landwirtschaft. „Polizeywissenschaft“ bezeichnet die Einwirkung des Staates auf wirtschaftliche Abläufe, wogegen die „Kameralwissenschaften“ sich mit dem Aspekt der Quellen der Staatseinkünfte beschäftigten.

Im 19. Jahrhundert wurde der Begriff der Polizeywirtschaft anders gefasst und bezog sich auf die Schaffung von Institutionen, die das Funktionieren wirtschaftlicher Abläufe sicherstellten, wie etwa Handelsfreiheit oder Pressefreiheit. Langsam setzte sich dafür die Bezeichnung „Verfassungstheorie“ durch. Der Begriff der Kameralwissenschaft wurde bereits im 18. Jahrhundert teilweise durch „Finanzwissenschaften“ verdrängt, hielt sich aber noch bis in das 19. Jahrhundert.

Die englische Bezeichnung „political economy“ ist mit keinem der bisher erwähnten deckungsgleich, am besten entsprechen die Begriffe „Staatwirtschaftslehre“ oder „Staatsökonomie“, die in Folge der Lehren von Adam Smith entstanden. In Österreich verbreitete sich die direkte Übersetzung „Politische Ökonomie“, nicht aber in Deutschland. Hier wurde die „Staatwirtschaftslehre“ ab den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts durch „Nationalökonomie“ ersetzt, was später wieder rückübersetzt, den Begriff der „Volkswirtschaftslehre“ ergab.

Die Titel der veröffentlichten Fachbücher zeigen auch diese Wandlungen auf. Im 18. Jahrhundert, aber auch noch später, war es üblich, dass ein Professor sein eigenes Lehrbuch veröffentlichte, um das Diktieren in der Vorlesung vermeiden zu können. So gab es von Sonnenfels (1765-1776) die Abhandlung „Grundsätze der Polizey, Handlung und Finanzwissenschaft“. Die Lehren von Adam Smith fanden ihren Niederschlag im „Handbuch der Staatswirthschaft“ von Sartorius.

In diesem Zusammenhang weist Klaus Hinrich Hennings ausdrücklich auf Rau hin:⁸⁴ „Vielleicht das einflussreichste deutsche Lehrbuch im 19. Jahrhundert war Raus Lehrbuch der *Politischen Ökonomie*, das in drei Bänden veröffentlicht wurde: *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre* (1826), *Grundsätze der Volkswirtschaftspflege* (1828) und *Grundsätze der Finanzwissenschaft* (1832). Raus Dreiteilung wurde zur Standardbehandlung des Faches für das ganze 19. Jahrhundert; Wirtschaftstheorie, angewandte Wirtschaftslehre oder Wirtschaftspolitik und öffentliche Finanzen bildeten auch die übliche Abfolge ökonomischer Vorlesungen.“

Hennings weist darüber hinaus darauf hin, dass manche Lehrbücher, wie die von Rau, sich nicht nur an einen studentischen Leserkreis richteten, sondern darauf ausgerichtet waren, auch von Geschäftsleuten und anderen Laien gelesen und studiert zu werden. Einen weiteren Indikator für die Institutionalisierung des Faches sieht Hennings in der steigenden Anzahl von Fachzeitschriften, die sich mit ökonomischen Fragen beschäftigten. In den 1760er und 1770er Jahren erschienen je Dekade mehr als dreißig solcher Fachzeitschriften, zwischen 1790 und 1799 waren es fünfzig. Inhaltlich boten diese Zeitschriften praxisorientierte Themen aus dem naturwissenschaftlichen und technischen Bereich an und richteten sich nicht nur an Fachkollegen, sondern an ein breiteres Publikum. Die meisten dieser Zeitschriften hatten allerdings nur eine kurze Lebensdauer.

Zur *Staatswirthschaftslehre* erschienen Zeitschriften erst in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Hierzu führt Hennings aus: „Die erste Zeitschrift mit diesem thematischen Schwerpunkt, die nicht nach kurzer Zeit wieder verschwand, war Raus *Archiv für politische Ökonomie und Polizeiwissenschaft*, das von 1835 bis 1853 erschien und dann mit der *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* vereinigt wurde, die 1844 gegründet worden war und noch heute publiziert.“⁸⁵

⁸⁴ Klaus Hinrich Hennings, a.a.O. S. 50

⁸⁵ a.a.O. S. 50

Die Ökonomie als Lehrfach an der Universität trat also im 18. Jahrhundert auf und hatte am Ende dieses Jahrhunderts einen festen Platz gefunden. An den neu- und wiedergegründeten Universitäten des beginnenden 19. Jahrhunderts wurde das Fach fast überall etabliert. Ob nun in die juristische oder philosophische Fakultät integriert, galt die Ökonomie als notwendiges Ausbildungselement für künftige Verwaltungsbeamte.

3.2.2. VON DER „KAMERAL HOHEN SCHULE ZU LAUTERN“ ZUM ÖKONOMISCHEN LEHRFACH IN HEIDELBERG

Vorläufer einer institutionellen Lehre der Ökonomie an Universitäten waren Sozietäten, die sich aus interessierten Personen der Wirtschaft und Verwaltung zusammensetzten und die Förderung eines wirtschaftlichen Vorhabens verfolgten.

In Deutschland war die erste Gründung die „Thüringische Landwirthsgesellschaft“, die 1763 von einer Gruppe ländlicher Adeliger ins Leben gerufen wurde. Bedeutender war die 1764 entstandene „Leipziger ökonomische Sozietät“, die 1765 offiziell anerkannt wurde und ein eigenes Siegel und öffentliche Räume erhielt. Finanziert wurde die Arbeit der Sozietät allerdings durch die Beiträge ihrer Mitglieder. Diese betragen 10 Taler im Jahr, dazu wurde eine Aufnahmegebühr von 5 Talern erhoben. Mit diesen Geldern, die vorwiegend aus der wohlhabenderen bürgerlichen Schicht stammten, konnte die Sozietät dann Preisgelder ausloben, Druckkosten für eigene Zeitschriften tragen sowie Modelle und Bücher anschaffen.⁸⁶

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts folgten weitere Sozietäten, die sich mit Fragen der Landwirtschaft und des Handels widmeten, so die Göttinger Akademie der Wissenschaften (1751) und die Königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin. Diese Institutionen wiesen ganz ähnliche Strukturen auf: sie hatten eine Mitgliedschaft aus den gehobenen Ständen der Region; sie wurden durch Mitgliedsbeiträge finanziert; sie unterhielten regelmäßige Treffen der Mitglieder, wobei Vorträge gehalten wurden; sie stellten Preisfragen, die sich mit Verbesserungen wirtschaftlicher Situationen befassten und veröffentlichten sie; sie tauschten diese Veröffentlichungen mit anderen Sozietäten; sie sammelten Literatur zu ökonomischen Themen und legten Modellsammlungen und auch Gärten an.

1769 wurde dieser Entwicklung folgend die „Physikalisch-ökonomische Bienengesellschaft zu Lautern“ gegründet. Johann Riem, ein Apotheker, war der Initiator, das Anliegen war die Verbesserung der Situation nach einer Reihe schlechter Bienenjahre.

Riem hatte schon 1767 eine Arbeit mit dem Titel „Paktischer Bienenvater“ veröffentlicht und 1768 mit einem Aufsatz über die Apikultur einen Preis der Mannheimer Akademie gewonnen. Die ordentlichen Mitglieder der Lauterner Gesellschaft waren 19 Personen, inklusive Direktor, Sekretär und Schatzmeister. Es gab ansässige Lauterer und korrespondierende Mitglieder, darunter Priester, Lehrer, örtliche Beamte und auch Friedrich Medicus, Hofrat aus Mannheim, der 1770 bei der Umstrukturierung der Sozietät eine entscheidende Rolle spielte.

⁸⁶ Vgl. Keith Tribe: *Die „Kameral Hohe Schule zu Lautern“ und die Anfänge der ökonomischen Lehre in Heidelberg (1774-1822)* in: Norbert Waczek (Hrsg.): *Die Institutionalisierung der Nationalökonomie an deutschen Universitäten. St. Katharinen 1988. S. 165 ff.*

Man versammelte sich etwa dreimal im Monat. Die erste Sitzung diente der Erörterung von Korrespondenz und von Vorträgen, die zweite und dritte der Vorlesung nützlicher Schriften und dem halten von Vorträgen.

1770 nahm die Sozietät den Namen „Kührpfälzische physikalisch-ökonomische Gesellschaft“ an. Zum einen hatten sich die wirtschaftlichen Aktivitäten erweitert, zum anderen hatten prominente Persönlichkeiten leitende Funktionen übernommen: Der Pfalzgraf Karl August von Pfalz-Zweibrücken war Präsident geworden, und einige Adelige waren zu Ehrenmitgliedern ernannt worden, darunter Karl Friedrich von Baden und ein künftiger König von Bayern. Der Hofrat Medicus wurde Direktor und erweiterte die Aktivitäten der Gesellschaft bedeutend. Es gab einen „ökonomischen Garten“, eine Baumschule und eine kleine Bibliothek. 1769 wurde die erste Preisfrage angekündigt, die sich um Schädlingsbekämpfung drehte.

Allerdings wurde im Laufe einiger Jahre klar, dass das Ziel der Sozietät, nämlich die Verbesserung der Landwirtschaft der Gegend, nicht in zufriedenstellendem Maße erreicht worden war. Deshalb machte Medicus den Vorschlag, eine Akademie zu gründen, an der Beamte und Landwirte ausgebildet werden sollten. Er wollte die künftigen Beamten „Haushaltung und Cameralia“ lehren, verwies auf entsprechende Arbeiten in Jena, Leipzig und Göttingen und regte an, die Universität Heidelberg möge diesem Beispiel folgen. Er wandte sich an Daniel Gottfried Schreber, damals Lehrer der Philosophie und Kameralwissenschaften in Bützow. Dieser vertrat die Auffassung, die bestehenden Universitäten besäßen weder die Mittel, noch die notwendigen Bedingungen für die vorgesehene Lehre und regte die Gründung einer Akademie an. Die von ihm konzipierte Akademie war eine Mischung aus Lehrinstitut und Wirtschaftsunternehmen.

An der Spitze sollte ein „Professor der Cameralwissenschaften oder Oeconomik“ stehen, der neben seiner Lehrverpflichtung die akademischen Angelegenheiten zu betreuen hätte. Weitere Fächer sollten sein: Mathematik und Physik; Naturgeschichte; Mineralogie und Chemie; Manufaktur-Fabriken- und Commercienwesen. Alle Lehrer hatten außer ihrem Fach noch die damit verknüpften praktischen Anwendungen zu betreuen: Der Mathematiker war auch für Landvermessung, Bergbau, Bauwesen und Astronomie zuständig, er mußte auch alle Gebäude und Ländereien beaufsichtigen. Der Lehrer der Naturgeschichte sollte nicht nur Botanik, Anbau und Zoologie lehren, sondern auch Gärten, Baumschulen und Felder betreuen. Der Professor der Mineralogie sollte „physikalische und ökonomische Chemie“ lehren, die sich mit dem Manufakturwesen beschäftigte, wie Färbemittel, Keramik, Glaserzeugung und Metallurgie.

Dazu unterstanden ihm die Manufakturbetriebe der Akademie und das Mineralienkabinett. Der Professor des „Manufaktur-, Fabriken- und Commercienwesens“ sollte Handel, Manufaktur, Münzwesen und Buchführung unterrichten und die Manufakturen betreuen, die nicht unter den

Oberbegriff „Chemie“ fielen. Die wirtschaftlichen Unternehmungen sollten nicht nur praktische Anschauung des Wirtschaftslebens für die Studenten sein, sondern auch durch einen erwirtschafteten Gewinn die finanzielle Basis der Akademie bilden.

Gelehrt werden sollte jeweils zwei, drei oder vier Stunden pro Tag bei einer Kursdauer von einem halben oder ganzen Jahr. Unterrichtssprache sollte Deutsch sein. 1774 wurde Georg Adolf Succow als erster Lehrer der Akademie berufen. Er war Mitglied der medizinischen Fakultät zu Jena und hatte einen Dokortitel in Pharmakologie. Sein Hauptanliegen bestand in der Verknüpfung von Theorie und Praxis an der neuen Akademie. Seine Studenten sollten eine mehrjährige Schulbildung hinter sich haben.

Oftmals kamen Studenten nach Lautern, die ihre universitäre Ausbildung bereits hinter sich hatten. Succow hatte präzise Vorstellungen: „Zuerst muß man richtig zu denken und Urtheile vernünftig einzurichten, angeleitet werden, ehe man sichere Schritte in jeder anderen Kenntnis zu thun imstande ist. Dies ist der Grund, warum wir mit dieser Wissenschaft beginnen.“⁸⁷ Er meinte die Philosophie.

Der von Succow entwickelte Lehrplan, der die Richtschnur des Lehrangebotes darstellte, sah folgendes vor:

1. Semester (Winter): Philosophie, Reine Mathematik, Naturlehre, Naturgeschichte (zoologisch und mineralogisch)
2. Semester (Sommer): Angewandte Mathematik, Chemie, Naturgeschichte (Pflanzen und Kräuter), Landwirtschaft
3. Semester (Winter): Gewerke, Manufaktur- und Fabrikenwesen, Handlungswissenschaft, Polizeiwissenschaft
4. Semester (Sommer): Finanzwissenschaft, Staatswirtschaftswissenschaft, Anleitung zu gelehrten Reisen.

Succow begann im Herbst 1744 selbst, alle vier Kurse zu unterrichten. Ein lutherischer Pfarrer aus dem Ort ergänzte das Angebot mit dem Kurs „Weltweisheit, schöne Wissenschaft und Sittenlehre“.

⁸⁷ G.A. Succow: *Plan von der ökonomischen und Kameralsschule welche mit Kurfürstlich gnädigster Erlaubnis den 3. October in Lautern wird eröffnet werden. Mannheim 1774, S.11*

Zusätzlich wurde L.B.M. Schmid berufen, ein ehemaliger Theologiestudent aus Tübingen, der in Italien und Russland gereist war. 1777 erhielt die Schule die offizielle Anerkennung des Hofes, allerdings unter der Bedingung, dass ihre Lehre sich nicht mit der der Universität Heidelberg überschneiden dürfe. Die Schule erhielt auch das Recht, eigene Prüfungen abzuhalten.

Als dritter hauptamtlicher Lehrer wurde Johann Heinrich Jung berufen, der später unter dem Namen Jung-Stilling bekannt wurde. Er war eigentlich Augenarzt, trieb viele autodidaktische Studien und arbeitete sich bald in die ihm übertragenen Fächer ein, schrieb einige Lehrbücher und wurde schließlich 1787 auf den Lehrstuhl für Ökonomie, Finanz- und Cameralwissenschaften der Universität Gießen berufen.

Die Schule wurde bald zum Erfolg, der sich auch im Besuch widerspiegelte: die Studenten kamen nicht nur aus der Pfalz, sondern auch aus benachbarten Ländern wie Bayern und Hessen, sogar aus Schweden und Polen.

Dennoch hatte Medicus bereits 1776 vorgeschlagen, die Schule nach Heidelberg umzusiedeln und sie mit der dortigen Universität zu verbinden. Lautern erwies sich auf die Dauer als zu abgelegen, auch war die Landwirtschaft der Region nicht besonders produktiv. Die Initiative ging von der Lauterer Schule aus, in Heidelberg gab es keine Pläne, derartige Lehrveranstaltungen zu entwickeln. Der Mannheimer Hof betrachtete die Umsiedlung der Schule als vielleicht letzte Chance, den völligen Zusammenbruch der Universität zu verhindern, deren Studentenzahl gegen Ende des Jahrhunderts dramatisch gesunken war.

Den Umzug begründete Medicus 1784 damit, dass „die Staatswirthschaft eine Wissenschaft ist, die nur von den höchsten Landes-Collegien ausgeübt und zum allgemeinen Nutzen angewandt wird.“ Die Bedingungen für die Eingliederung der Schule waren günstig: Sie blieb unter der Bezeichnung „Staatswirthschafts Hohe Schule“ autonom. Die drei hauptamtlichen Lehrer wurden der Philosophischen Fakultät zugeordnet und erhielten Stimmrecht im Senat. Die Kurse wurden so weitergeführt, wie man sie in Lautern festgelegt hatte. Die Vorlesungen konnten von allen Studenten der Universität besucht werden, wer aber einen Kurs absolvieren wollte, musste sich einschreiben, eine Gebühr bezahlen und einem bestimmten Lehrplan folgen. Der Kurfürst gab der Schule ihr ein eigenes Einkommen von 1000 fl. pro Jahr, sie hatte ihre eigenen Studenten und ihr eigenes Personal. Auch die eigene Bibliothek, 2500 Bände enthaltend, blieb zunächst erhalten.

Als Gedike im Auftrag der preußischen Regierung im Rahmen einer Untersuchung des Lehrangebots deutscher Universitäten auch Heidelberg im Sommer 1789 besuchte, berichtete er, dass die Schule der aktivste Teil der Universität sei.⁸⁸ Allerdings gab es damals nur 16 Studenten, doch wuchs die Zahl ab 1790 stetig an. Im Rahmen der Neuordnung der deutschen Staaten kam Heidelberg 1802 zu Baden. 1803 wurde die Universität völlig neu organisiert, und die Schule wurde in die Philosophische Fakultät eingegliedert.

1787 hatte bereits Schmid Heidelberg verlassen und war einem Ruf an die Stuttgarter Karlsschule gefolgt. Jung-Stilling ging im gleichen Jahr nach Marburg. Sie wurden ersetzt durch Erb und Gatterer, die berufen wurden als „Professor für Polizei, Finanz und Staatswirthschaft“ bzw. „Professor für Landwirthschaft, Forstwesen und Technologie“. Es gab später noch mehrere Professoren von unterschiedlicher Qualifikation, die die Attraktivität des Faches nicht steigern konnten.

Erst mit der Berufung Raus 1822 erhielt das Fach einen Lehrer, der eine fachliche Vorbildung absolviert hatte. Tribe schreibt dazu: „So war Rau in vielfacher Hinsicht das Produkt genau jener Aspirationen, die zur Gründung der Lauterner Akademie geführt hatten, und die Tatsache, dass ein Mann wie er erst 1822 in den kameralistischen Lehrbetrieb berufen wurde, zeigt, welche Unregelmäßigkeiten die Ausbildung in den Kameralwissenschaften bis zu diesem Zeitpunkt noch aufwies.“⁸⁹

Er weist weiter darauf hin, dass das System ökonomischer Lehre, wie es am Beispiel der Lauterner Akademie veranschaulicht worden sei, in den ersten 20 Jahren des 19. Jahrhunderts durch eine neue Wirtschaftswissenschaft verdrängt worden sei, die den Kameralismus schlicht als erledigt betrachtete: „Das neue System wurde durch Raus Lehrbuch der politischen Ökonomie kanonisiert, dessen erster Band 1826 erschien. Raus Werk blieb bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein das einflussreichste ökonomische Lehrbuch in Deutschland-Heidelberg erfreut sich somit eines guten Rufes in der ökonomischen Lehre, der sich von der Gründung der Akademie im Jahre 1774, kontinuierlich über Rau, seinen Nachfolger Knies und schließlich dessen Nachfolger, Max Weber, erstreckt.“⁹⁰

Mit Rau wurde also der Übergang von der Kameralistik zur Nationalökonomie in Heidelberg vollzogen.

⁸⁸ R. Fester: „Der Universitäts-Bereiser“ Friedrich Gedike und sein Bericht an Friedrich Wilhelm II. Erstes Ergänzungsheft des Archivs für Kulturgeschichte. Berlin 1905, S. 50

⁸⁹ Tribe, a.a.O. S. 185

⁹⁰ a.a.O. S. 186

3.3. DIE SITUATION AN DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG UM 1820

Im Zuge der Neuordnung Deutschlands im Anschluß an die Napoleonischen Kriege gelangte die rechtsrheinische Kurpfalz 1803 an Baden. Die Universität Heidelberg war in der letzten Zeit der pfälzischen Herrschaft in beständigem Niedergang begriffen. Die Rupertina hatte durch Kriegseinwirkung bereits 1801 ihre bedeutenden linksrheinischen Besitzungen verloren, die den wesentlichen Teil ihrer Dotationen ausmachten. Die Studentenzahl, die 1775 noch etwa 200 betragen hatte, war 1802 auf 48 gesunken.⁹¹ Die Fakultäten waren schwach besetzt, zur Berufung bedeutender Professoren fehlte das Geld.

Karl Friedrich von Baden (Markgraf seit 1783, Kurfürst seit 1803, Großherzog ab 1806) sah ein besonderes Anliegen darin, dem neuen Staatswesen Baden mit Heidelberg einen geistigen Mittelpunkt zu geben. Heidelberg wurde die erste, Freiburg 1805 die zweite badische Universität. Die Neuorganisation der Universität Heidelberg war so einschneidend, daß sie später sogar als Neugründung bezeichnet wurde. Der Name läßt es erkennen: Neben dem Universitätsgründer Rupert wird Karl aufgenommen, die Universität heißt Ruperto-Carola.

Die Neuorganisation der Universität unter Karl Friedrich betraf die Verfassung, die Finanzierung und den Lehrkörper. Äußeres Zeichen war die Übernahme des Rektorates durch den Landesherrn persönlich, wie es schon im 17. und 18. Jahrhundert üblich gewesen war. Die Finanzierung der Universität erfolgte erstmals durch den Staat; zunächst wurden 40 000 fl. jährlich aufgewendet, doch der Betrag stieg ständig an. Die Reorganisation des Professorenkollegiums war vor allem das Verdienst Reitzensteins.⁹² Eike Wolgast schreibt dazu:

„Aus Jena und anderen von der Auflösung bedrohten Universitäten konnten bedeutende Wissenschaftler und anziehende Lehrer gewonnen werden. Zu den Professoren der ersten Generation zählen die Theologen Schwarz und Paulus, Creuzer, Fries und Langsdorf in der Philosophischen, Ackermann und Schelver in der Medizinischen Fakultät. Besonderen Wert legte Reitzenstein auf die Zusammensetzung der Juristischen Fakultät. Heise, Martin und vor allem Thibaut kamen damals nach Heidelberg, daneben die Staatsrechtslehrer Klüber und Zachariae. Auch die ersten Folgeberufungen festigten Heidelbergs Bedeutung: Tiedemann, Chelius und Gmelin in der Medizinischen, Mittermaier in der Juristischen, Schlosser, Schweins und Rau in der Philosophischen Fakultät.“⁹³

⁹¹ Karl Stiefel: *Baden 1648-1952, Karlsruhe 2001, S. 2014*

⁹² Sigismund v. Reitzenstein, 1766-1847, *badischer Staatsminister*

⁹³ Eike Wolgast: *600 Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386-1986, Heidelberg 1986*

Dem Theologen Schwarz fiel eine besondere Aufgabe zu: Er nahm sich erstmalig der erziehungswissenschaftlichen Fragestellungen an. „Durch seine Tätigkeit erlangte das Fach sowohl hinsichtlich des sachlichen Gehaltes und der wissenschaftlichen Aussagekraft als auch im Hinblick auf den organisatorischen Rahmen eine Bedeutung, die noch lange fortwirkte.“⁹⁴

Die Folge dieser Neuorganisation bestand in einem raschen Anwachsen der Studentenzahlen. Seit 1805 gab es in Heidelberg mehr Studenten als in Jena, gelegentlich kam man sogar an Leipzig heran. In den ersten zwanzig Jahren des Jahrhunderts gab es 300-400 Studenten, 1819/20 erstmals 600, 1830 über 800. Damals waren Berlin, Leipzig, München, Breslau, Halle und Göttingen größer, Tübingen und Bonn etwa gleich groß.

Allerdings gab es eine etwas widersprüchliche Situation: Einerseits war man bestrebt, die Studentenzahl zu erhöhen, um die wirtschaftliche Situation der Stadt Heidelberg zu verbessern und der akademischen Jugend eine angemessene Ausbildung zu ermöglichen, andererseits fürchtete man, zu viele Anwärter auf die wenigen Staatsstellen zu bekommen. 1810 wurde das Studium der Rechts- und Kameralwissenschaften von einer staatlichen Erlaubnis abhängig gemacht, die dann versagt wurde, wenn der Bewerber nicht genug Vermögen hatte, um die eventuell lange Wartezeit auf eine freie Stelle zu überbrücken. 1815 wurde eine Summe von 8000 Gulden zur Voraussetzung des Studiums gemacht. Zum Vergleich: Raus Anfangs-Jahresgehalt in Heidelberg betrug 1600 Gulden. 1822 wurde die allgemeine Studierfreiheit eingeführt, allerdings jeder Anspruch auf Anstellung im Staatsdienst ausdrücklich ausgeschlossen. Sofort nahm die Studentenzahl beträchtlich zu: 1821 waren es 477, 1822/23 dann 604 in den genannten Fächern.⁹⁵

Im Gegensatz zu Freiburg, das sich eher als Landesuniversität verstand, ging das Einzugsgebiet Heidelbergs weit über die Landesgrenzen hinaus. Die „Ausländer“ übertrafen die „Inländer“ um ein Mehrfaches, vor allem im Sommer. Heidelberg war für viele Norddeutsche eine beliebte Sommeruniversität. Auch hatte offenbar der Adel eine besondere Vorliebe für Heidelberg: im Sommersemester 1819 sollen sich sieben Prinzen, sechzehn Grafen und 122 sonstige Adlige in Heidelberg aufgehalten haben, bei einer damaligen Gesamtzahl von etwa 350 Studenten.⁹⁶ Diese Studenten waren für die Stadt ein bedeutender Wirtschaftsfaktor.

⁹⁴ Volker Lenhart: *Die Heidelberger Universitätspädagogik im 19. Jahrhundert. Diss. 1968, S. 5*

⁹⁵ vgl. Eike Wolgast: *Die Universität Heidelberg. Heidelberg 1386-1986. S.95*

⁹⁶ Frank Niess: *Wein und Weisheit. Zur Wirtschaftsgeschichte der Universität Heidelberg im 19. Jahrhundert. In: Auch eine Geschichte der Universität Heidelberg. Hrsg. Karin Buselmeier, Mannheim 1985, S.18.*

Ein Student brauchte etwa 500 Gulden pro Jahr, die unmittelbar den etwa 10000 Einwohnern (1810) zugute kamen. Ein Hausbesitzer vermietete oft an bis zu fünf Studenten, wobei die Semestermiete zwischen 25 und 120 Gulden je nach Wohnraum betrug. Wenn die Studentenzahl merklich zurückging, war das für die wirtschaftliche Situation der Stadt Heidelberg von entscheidender Bedeutung.

Auch Handel und Gewerbe profitierten von der Universität, nicht nur durch den Konsum von Studenten und Professoren, auch Investitionen des Großherzogtums Baden in Gebäude und Einrichtungen der Universität ermöglichten in diesem vorindustriellen Stadium die Entwicklung eines bescheidenen Wohlstandes.

Bereits 1795 hieß es von den Heidelberger Studenten, sie „söffen wie die Bürstenbinder“⁹⁷, und wenn später eine Anzahl von 8 Schankwirtschaften auf 1.000 Einwohner kam, zeigt dies, daß die Studenten eine starke Stütze der Gastronomie waren. Buch- und Kunsthandlungen, Kolonialwarenhandlungen, Manufacturhandlungen, Konditoreien und Tabakwarenhandlungen florierten dank der Studenten. Auch die Hersteller von studentischen Waffen, von Pfeifen oder Studentemützen hingen von einem guten Besuch der Universität ab.

Allein die Einrichtung der medizinischen Institute zwischen 1805 und 1807 kostete 20.000 Gulden, die dem Heidelberger Baugewerbe unmittelbar zugute kamen. Die Bibliothek, die zwischen 1807 und 1825 um 40.000 Bände zunahm, bescherte dem Heidelberger Buchhandel einen ordentlichen Aufschwung.⁹⁸

All diese Erkenntnisse bewogen Stadt und Land, für eine gute Frequentierung der Universität besorgt zu sein. Die Stadt zeigte sich nach anfänglichem Zögern sehr bereitwillig, die Universität und ihre Einrichtungen zu unterstützen, beispielsweise durch die Bereitstellung von notwendigem Gelände, und die Regierung suchte durch attraktive Berufungen von Professoren den Ruf der Universität zu verbessern.

Die Regierung mußte dabei die Erfahrung machen, daß gute Professoren, die sie von allen möglichen Universitäten abzuwerben bestrebt war, auch bestimmte Gehaltsvorstellungen hatten. Die 1.200 Gulden, 2 Fuder Wein und 24 Malter Korn, die der Mediziner Franz Anton Mai für ein „auskömmliches Professorensalär“ hielt, reichten nicht bei jedem aus.

⁹⁷ Niess, a.a.O. S.21

⁹⁸ Vgl. Frank Niess, a.a.O. S 14

Der Jurist Thibaut, der sozusagen der „Star“ der Universität war, bekam 2.900 Gulden, der Kriminalist Martin 2.500, der Kameralist Suckow 2.000 Gulden. Dies führte dazu, daß die ursprüngliche Summe von 40.000 Gulden für den Betrieb der Universität ständig aufgestockt werden mußte.

3. 4. DER PROFESSOR KARL HEINRICH RAU

Es kann im Rahmen dieser Arbeit nicht bewertet werden, welchen Rang Karl Heinrich Rau als Wissenschaftler in der Nationalökonomie einnimmt. Dies muß innerhalb dieser Disziplin diskutiert werden. Hier kann nur eine Zusammenstellung von Urteilen über ihn aus verschiedenen Zeiten versucht werden.

D. H. Meier schreibt über Rau in den „Badischen Biographien“⁹⁹: „Weit über die Grenzen des badischen Landes hinaus, nicht bloß in Deutschland, überall, wo der Geist rechter Wissenschaft Verehrer und Freunde findet, wird der Name des Mannes mit Ehrfurcht genannt, dessen langes und segensreiches Wirken einen Zeitraum umfaßt, der in der Entwicklung der Wissenschaften, wie des politischen und socialen Lebens einen der inhaltsreichsten Abschnitte der Geschichte bildet, und zugleich einen weltgeschichtlichen Wendepunkt bezeichnet.“

In der „Allgemeinen Deutschen Biographie“¹⁰⁰ wird Rau als „einer der hervorragendsten deutschen Nationalökonomien“ bezeichnet.

Im wesentlichen gründen sich diese Urteile auf die lange Tätigkeit als Universitätslehrer, vor allem aber auf seine Lehrbücher, die lange Zeit als Standardwerke der Nationalökonomie galten.

Hier seien die wichtigsten seiner Veröffentlichungen aufgeführt:

1814 hatte die königlich großbritannische Societät zu Göttingen die ökonomische Preisfrage gestellt: „Wie können die Nachtheile, welche nach Aufhebung der Zünfte entstehen, verhütet oder vermindert werden?“ Dies ist die schon früher erwähnte „Göttinger Preisfrage“, bei der Rau unter dreizehn Bewerbern den ersten Preis erhielt. Diese Schrift wurde in wesentlich erweiterter Form unter dem Titel „Über das Zunftwesen und die Folgen seiner Aufhebung“ 1816 neu herausgegeben. Hier hat Rau noch starke Bedenken bezüglich der Gewerbefreiheit, die er später aufgab. Offenbar haben aber die Juroren diese Bedenken geteilt, denn sonst wäre er wohl nicht der Preisträger geworden.

Bernhard Stier¹⁰¹ schreibt dazu: „Seine Analyse legte die Mängel der überkommenen Einrichtung offen, hob aber zugleich die ökonomischen und sozialen Gefahren schrankenloser Gewerbefreiheit hervor, wie sie zu jener Zeit besonders radikal in Preußen konzipiert wurde.“

⁹⁹ D. H. Meier in: v. Weech, Friedrich: *Badische Biographien II* S. 147 ff.

¹⁰⁰ *Allgemeine deutsche Biographie*, Berlin 1970

¹⁰¹ Bernhard Stier: *Das „Experiment einer deutschen Republik“ im Augenzeugenbericht. In: Karl Heinrich Rau: Die vierzig Tage in Heidelberg. Ubstadt-Weiher 1999.*

Diese vermittelnde Position, das behutsame und ideologiefreie Abwägen von Sachargumenten, die Berücksichtigung sozialer, rechtlicher und politischer Aspekte über die engere ökonomische Problematik hinaus, schließlich die Wendung gegen alle unüberlegten Experimente – all dies machte ihn zu einem gemäßigten, um vernünftigen Ausgleich widerstreitender Interessen bemühten Vertreter der Lehre von Adam Smith. Gerade in einer freiheitlichen Gesellschaft, das sah Rau deutlicher als die extremen Freihändler und Wirtschaftsliberalen, stellte sich die schwierige Aufgabe, zwischen Partikularinteresse und Gemeinwohl eine vernünftige Balance zu finden.“

1816 erschien seine kleine Schrift „Über den Luxus“ als Programm für das Gymnasium. Ebenfalls 1816 veröffentlichte er seine lateinische Dissertation „*Primae lineae historiae politicae sive civilis doctrinae*“; der deutsche Titel war „Über die Grundlinien der Politik“. Er bezeichnet diese Arbeit in seinem „Hausbuch“ als die „Frucht mehrjähriger Studien“. 1820 erschien eine von der Harlemer Gesellschaft der Wissenschaften ausgezeichnete Abhandlung „Über die Ursachen der Armuth“, ferner die deutsche Bearbeitung von Storchs „*Cours d'économie politique*“.

1821 gab er seine „Ansichten der Volkswirtschaft“ heraus, die als Frucht seiner Deutschlandreise von 1817 gelten können und auch gleichzeitig als Vorläufer seines späteren Lehrbuches anzusehen sind.

Aus dem gleichen Jahr stammt seine Schrift „Malthus und Say, über die Ursachen der jetzigen Handelsstockung“.

1822 wird er nach Heidelberg berufen. Seine erste Veröffentlichung im neuen Amt ist sein „Grundriß der Kameralwissenschaft oder Wirtschaftslehre für encyclopädische Vorlesungen“. Sie ist zum praktischen Gebrauch bei den Vorlesungen bestimmt. Ende 1827 wird diese Schrift erweitert und näher begründet in dem Titel „Über Kameralwissenschaft; Entwicklung ihres Wesens und ihrer Theile“. In diesen Schriften wird unterschieden zwischen der Lehre von der Privatwirtschaft und von der öffentlichen Wirtschaft, und es wird beiden Teilen eine allgemeine Wirtschaftslehre vorausgeschickt. Im Jahre 1826 erschien der erste Band des „Lehrbuches der politischen Oekonomie; Volkswirtschaftslehre“. Meier¹⁰² bewertet dieses Werk wie folgt:

„Wenn man bedenkt, wie wenig klar zu jener Zeit die Grenzen der Wissenschaft und ihre zahlreichen Probleme erkannt waren, wie viel Schutt hinwegzuräumen, welche Fülle von Material zu sichten war, um einen neuen Aufbau der Nationalökonomie beginnen zu können, so wird man erst im Stande sein, die Größe von Rau's Verdienst zu ermessen. Ist er auch nicht eigentlich der Begründer einer neuen volkswirtschaftlichen Schule geworden, so hat er doch das unbestrittene Verdienst, die Lehre Adam Smith's und seiner französischen Nachfolger und überhaupt das Studium der Wirtschaftslehre in Deutschland verbreitet und mächtig gefördert zu haben.“

¹⁰² Meier a.a.O. S. 151

Schon durch diese That würde sich der Verfasser des „Lehrbuches“ den Dank seiner Zeitgenossen und der Nachgeborenen erworben haben: was dem Werke einen dauernden Ehrenplatz in der volkswirtschaftlichen Literatur sichert, ist freilich sein innerer Werth[...]. Dieser Werth kennzeichnet sich zunächst in der strengen Systematisierung und Gruppierung des wirtschaftswissenschaftlichen Stoffes. [...] Die Anordnung des Ganzen nach Paragraphen hat zwar unvermeidlich etwas Trockenes, erfüllt aber gerade dadurch ihren Zweck, ein Lehr- und Nachschlagebuch im besten Sinne des Wortes zu sein und Lernenden und Lehrenden als steter und zuverlässiger Begleiter durch das weite Reich der jungen Wissenschaft zu dienen.“

Die „Volkswirtschaftslehre“ erschien in verschiedenen Ausgaben: die zweite 1832, die dritte 1837, die vierte 1844, die fünfte 1847, die sechste 1855, dieselbe unverändert 1860, die siebte 1863 und die achte kurz vor seinem Tode. Diese wurde in verschiedene Sprachen übersetzt: ins Französische, Holländische, Russische, Schwedische, Polnische, Serbische, Italienische und Rumänische.

Ebenfalls 1826 veröffentlichte Rau den zweiten Band des Lehrbuches: „Grundsätze der Volkswirtschaftspolitik“ in zwei Abteilungen, in deren erster die Produktion von Gütern, in der zweiten die Güterverteilung behandelt wird. Das Problem besteht dabei in der staatlichen Einmischung in das Wirtschaftsleben, was von Rau sehr vorsichtig und abwägend betrachtet wird. Die zweite Ausgabe erschien 1833, die dritte 1844, die vierte 1854-57, die fünfte 1862-1863.

Meier sieht in der systematischen Trennung von Volkswirtschaftslehre und Volkswirtschaftspolitik als Teile der Politischen Ökonomie ein „epochemachendes Verdienst“, weist aber auch darauf hin, daß Rau sich einem weiteren Gebiet zugewandt habe, das bisher weder in England noch in Deutschland in angemessener Weise bearbeitet worden wäre: der Finanzwissenschaft. Sein Lehrbuch „Finanzwissenschaft“ erschien mit der ersten Abteilung 1832, 1837 mit der zweiten Abteilung. Weitere Ausgaben erfolgten 1846, 1855, 1859 und 1865. Meier sieht dieses Werk als ein „unentbehrliches Hülfsbuch“ für Lehrer, Studierende und Beamte an. Es habe als die „wohl reife Frucht seines Geistes“ viel zur Bildung der badischen Finanzpraktiker beigetragen.

Insgesamt ist das Lehrbuch in seinen drei Teilen am Ende von Raus Laufbahn als Frucht einer fast fünfzigjährigen Tätigkeit zu betrachten. Meier bewertet diese fünfzig Jahre als „eine Epoche, reicher an wirtschaftlichen und staatlichen Umgestaltungen, als irgend eine frühere Zeit in der Geschichte unserer nationalen Entwicklung.“ Anzufügen wäre noch ein Hinweis auf die technische und industrielle Entwicklung, die eine so grundlegende Umwälzung mit sich brachte, daß man nicht ohne Grund von der „industriellen Revolution“ spricht.

Im Jahr 1834 erschien das erste Heft des „Archivs der politischen Oekonomie und Polizeiwissenschaft“, das Rau in den ersten Jahren allein, später mit seinem Schüler Hanssen in Göttingen bis zum fünfzehnten Band 1852 führte. In diesem Jahr wurde es mit der „Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft“ verschmolzen. Fast in jedem Heft des „Archivs“ findet man von Rau größere Aufsätze oder auch kleinere Arbeiten. Meier beurteilt sie so: „Sämmtlich zeichnen sie sich durch Schönheit der Form und jene Frische der Behandlung aus, welche die systematische Methode des „Lehrbuchs“ entbehrte und ihrer Natur nach wohl auch entbehren mußte.“

Als besonderes Beispiel greift Meier den in der Zeitschrift ausgetragenen Konflikt zwischen Rau und Friedrich List¹⁰³ heraus: „Lists „System der politischen Oekonomie“ ist in den weitesten Kreisen bekannt geworden, seine Irrthümer sind wiederholt aufgedeckt; längst deckt das Grab die sterbliche Hülle des leidenschaftlichen Mannes; seine Verdienste sind heute bereitwillig anerkannt und wer mit geschichtlichem Sinn der Entwicklung der letzten Jahrzehnte auf wirtschaftlichem Gebiete folgt, der wird über seine Irrthümer milde urtheilen. Als er mit seinem „System“ an die Öffentlichkeit trat, über die Lehren Adam Smith's und seiner französischen und deutschen Nachfolger schonungslos den Stab brach und durch geschickten Appell an den Patriotismus auch Besonnene mit sich fortzureißen drohte, war nur ein Mann wie Rau in erster Linie berufen, solchem Gebahren entgegen zu treten. Die Kritik des „Systems“ (im 5. Bande des „Archivs“ 1843, nachmals als Broschüre gedruckt) gehört zu dem besten, was Rau als Schriftsteller geleistet hat. [...] „Ein großes Pamphlet“ nennt Rau das List'sche Werk und beweist ihm Schritt für Schritt, wie seinem „System“ vor allem der Fehler anhafte, daß es nicht streng wissenschaftlich durchdacht sei. Wenn List immer nur von einer nationalen Lehre redet, so beweist ihm Rau, daß es nicht für jedes Land eine besondere Wirtschaftslehre geben könne. [...] Der Erfolg von Rau's Arbeit war ein durchschlagender, seine Kritik des List'schen „Systems“ galt als eine vernichtende; der Lauterkeit seines Charakters konnten die Gegner Nichts anhaben, seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit nicht mit gleichen Waffen begegnen.“

Inhaltlich ist sein Standpunkt zum Beitritt Badens zum Zollverein im „Commissionsbericht“ dargestellt, den er als Mitglied der 1. Kammer des Badischen Parlamentes zu erstatten hatte.

¹⁰³ *Friedrich List (1789-1845) deutscher Nationalökonom, trat für die Aufhebung der innerdeutschen Zollschränken ein.*

¹⁰⁴ *D. H. Meier, in: v. Weech: Badische Biographien II S. 155-156*

Dieser wurde ebenfalls im „Archiv“ (1835) abgedruckt, und Meier hält dieses „Votum des erfahrenen Volkswirthe“ für ausschlaggebend. Der Bericht habe die Bedeutung „einer nationalen That, um so verdienstlicher, wenn man erwägt, welche Fluth von Vorurtheilen es damals noch zu beseitigen gab, daß es galt, neben wirthschaftlicher Kurzsichtigkeit und Beschränktheit auch mächtige politische Animositäten und Ränke zu durchkreuzen. Natürlich war für den scharfblickenden Mann der Nutzen des Anschlusses zweifellos, und dieses ist mit überzeugender Schärfe und Vielseitigkeit in dem Berichte nachgewiesen. Schon damals erblickte er in Preußens Hegemonie, auch in politischer Beziehung, die nothwendige Consequenz einer großartigen geschichtlichen Entwicklung; er ist diesem Standpunkte unentwegt treu geblieben und hatte, gleich seinem trefflichen Landsmann Mathy, die Genugthuung, den neuen deutschen Staat wenigstens in seinen Grundzügen zu schauen.“¹⁰⁵

Weiterhin ist auf seine landwirtschaftlichen Veröffentlichungen hinzuweisen:

Im Jahre 1830 erschien „Die Landwirtschaft der Heidelberger Gegend“, eine Arbeit, die 1860 in umgearbeiteter Form im Rahmen der Festschrift der 21. Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Heidelberg Aufnahme fand.

1831 veröffentlichte er das gemeinsam mit dem Freiherrn von Babo in Verhandlungen mit der Neckarkreis-Abteilung des badischen landwirtschaftlichen Vereins erarbeitete Referat „Über die Zehntablösung“.

1845 erschien seine „Geschichte des Pfluges“.

1851 wurde er von der badischen Regierung zur 1. Weltausstellung nach London entsandt. Seiner Mission entsprechend erschien 1853 sein Bericht „Über die landwirthschaftlichen Geräthe der Londoner Ausstellung.“

Die Frage der Ausbildung der Verwaltungs- und Finanzbeamten hat Rau stark beschäftigt. 1836 veröffentlichte er hierzu einen Aufsatz „Über die wissenschaftliche Vorbildung der Beamten zum Administrativfach“, in dem dargelegt wird, daß naturwissenschaftliche und technologische Kenntnisse in diesem Ausbildungsgang unerläßlich seien. Raus wissenschaftliche Bedeutung reichte weit über Deutschland hinaus. So war er korrespondierendes Mitglied des kaiserlichen Instituts in Paris, der Akademien der Wissenschaften Brüssel und Pest, Ehrenmitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, der Universitäten St. Petersburg, Kasan und Moskau, der statistischen Kommission in Brüssel, der wissenschaftlichen Abteilung des kaiserlich russischen Domänenministeriums, der statistischen Gesellschaft in Paris, der kaiserlich leopoldinisch-carolinischen Akademie der Naturforscher und zahlreicher landwirtschaftlicher Vereine des In- und Auslandes.

¹⁰⁵ a.a.O. S. 157

Wilhelm Roscher (1817-1894), deutscher Nationalökonom, läßt Rau in seiner „Geschichte der Nationalökonomik“¹⁰⁶ eine ausführliche Bewertung widerfahren. Er widmet ihm immerhin sechzehn Seiten. Nicht immer ist er mit Rau einverstanden, aber das ist er mit Adam Smith auch nicht. Bei beiden findet er nach seiner Auffassung fachliche Fehler. Er attestiert ihm Gründlichkeit, meint aber, es fehle ihm an „philosophischer Eleganz“¹⁰⁷ Insgesamt bewertet er Raus Bedeutung wie folgt:

„Im Allgemeinen läßt sich seine geschichtliche Stellung am kürzesten so bezeichnen, daß er der Volkswirtschaftslehrer der gut regierten deutschen Mittelstaaten von 1815 bis 1848 gewesen. Wie er auf dem talentvollsten Landtage dieser Staatengruppe ein nicht einflußloses Mitglied der badischen II. Kammer war, wie seine Schriften hauptsächlich in dem liberalen und aufgeklärten Beamtenstand Wurzel gefaßt haben: so läßt sich im Großen und Kleinen die Geistesverwandtschaft seiner Lehre mit der praktischen Richtung jener Staaten nachweisen. Im Großen: wenn er z. B. seine Abhandlung über die Krisis des Zollvereins im Sommer 1852 den österreichischen Sprengungsversuchen kräftig entgegentrat. Im Kleinen: wenn er z. B. von den Domänenpächtern sagt, der Staat dürfe und solle sie schonender behandeln, als ein Privatmann zu thun schuldig ist; [...]. Auch darin läuft die theoretische Entwicklung Rau's der praktischen im heutigen Deutschland parallel, daß beide sich mehr und mehr den Idealen der Gewerbe- und Handelsfreiheit genähert haben.“¹⁰⁸

Zwar bemängelt er an Rau, seine starke Seite sei nicht gerade die Schärfe des Gedankens, aber immerhin erkennt er an, es sei ihm „nicht selten gelungen, überkommenen halbschiefen Ausdrücken der Wissenschaft einen bessern zu substituieren. So z. B. Verkehrswerth für Tauschwerth, Verwandlungsstoffe für Rohstoffe, Verschreibungen für Effecten, Zinsrentensteuer für Kapitalsteuer, Maßzölle für Gewichtszölle, Aufsichtsrath eines Actienunternehmens für Verwaltungsrath u. dergl. mehr.“¹⁰⁹ Von diesen Ausdrücken oder besser Fachbegriffen haben sich offensichtlich der „Verkehrswert“ sowie der „Aufsichtsrat“ bis heute erhalten.

¹⁰⁶ *Wilhelm Roscher: Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. München 1874*

¹⁰⁷ *a.a.O. S.850*

¹⁰⁸ *a.a.O. S. 855*

¹⁰⁹ *a.a.O. S.850*

Roscher, der mit seinen Fachkollegen recht kritisch umgeht, versäumt nicht zu erwähnen, daß er zusammen mit Hermann (Friedrich Benedikt Wilhelm v. Hermann, 1795-1868, Volkswirtschaftler und Statistiker) von Rau mit dem Prädikat „vorzüglich“ beurteilt wird.¹¹⁰

Joseph A. Schumpeter (1883-1950, österreichisch-amerikanischer Nationalökonom, 1919 österreichischer Finanzminister) schreibt in seinem Werk „Geschichte der ökonomischen Analyse“¹¹¹: „Smithianismus, in zunehmendem Maße von (oft mißverstandenen) ricardianischen Lehren durchsetzt und befreit von dem älteren Stoff über das Verwaltungswesen des achtzehnten Jahrhunderts – dies ist die Formel, die die allgemeine Richtung der deutschen Wirtschaftslehre bis zum Ende der zur Diskussion stehenden Periode – und noch einige Zeit darüber hinaus – kennzeichnet. Dieses Material wurde im Lehrbuch von Rau zusammengestellt, das sich über Jahrzehnte hinweg als ausreichend erwies.“¹¹²

Schumpeter bescheinigt Rau „einen klaren Verstand, Gelehrsamkeit und Mittelmäßigkeit“. Allerdings attestiert er ihm: „Als Lehrer gebührt ihm ein Ehrenplatz in der Geschichte der Wirtschaftswissenschaft.“¹¹³

Wolfgang Borgstede weist in seinem Werk „Volkswirtschaftslehre“¹¹⁴ darauf hin, daß die „heutige Dreiteilung des Lehrfaches eine speziell deutsche Angelegenheit“ sei und die Amerikaner die Finanzwissenschaft nicht als gesondertes Fach kannten. „Erstmals eingeführt wurde die klare Trennung des fachlichen Stoffes in Theorie, Politik und Finanz vom Großherzoglich Badischen Geheimen Rat und Professor in Heidelberg Dr. Karl Heinrich Rau um 1850. Rau nannte allerdings das umfassende Fach nicht Volkswirtschaftslehre oder, wie damals üblich, Nationalökonomie, sondern so, wie es heute noch im Angelsächsischen vielfach heißt. Sein dreibändiges Werk hieß „Lehrbuch der politischen Ökonomie“. Es bestand aus den Einzelbänden „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre“ (Leipzig 1855), „Grundsätze der Volkswirtschaftspolitik“, (Heidelberg 1854-58) und „Grundsätze der Finanzwissenschaft“ (Heidelberg 1850-51)¹¹⁵ Hier ist anzumerken, daß Borgstede hinsichtlich der Erscheinungsjahre nicht ganz vollständig zitiert. In seinem Kapitel „Deutsche Klassiker“ nennt er als solchen vor allem Rau. „Rau gab den Anstoß zur Rezeption des Smith-Ricardianischen Systems in Deutschland.

¹¹⁰ a.a.O. S.848, 1. Fußnote

¹¹¹ Schumpeter, Joseph. A.: *Geschichte der ökonomischen Analyse*. Hrsg. Elisabeth Schumpeter. Göttingen 1965

¹¹² a a O. S. 617

¹¹³ a. a.O.S. 618

¹¹⁴ Borgstede, Wolfgang: *Volkswirtschaftslehre*. Düsseldorf 1977

¹¹⁵ a.a.O. S.46

In seinem bereits genannten dreiteiligen „Lehrbuch der politischen Ökonomie“, mit dem er die bis heute in Deutschland übliche Dreiteilung der Volkswirtschaftslehre in Theorie, Politik und Finanzwissenschaften einführte, brachte er sehr originelle und didaktisch glänzende Darstellungsmethoden. Er arbeitete bereits Jahrzehnte vor Marshall mit der bis heute üblichen geometrischen Darstellungsform von Angebots- und Nachfragekurven. Sie fand jedoch wenig Anklang in Deutschland. Er gilt deshalb im allgemeinen nicht als ihr Erfinder. So etwas ist häufig. Nicht derjenige, der eine Idee zuerst entwickelte, gilt meist als der Entdecker, sondern derjenige, der mit der Idee durchdrang. Wir sagten schon: vor Columbus gab es immer eine Reihe von Wikingern. Quesnay vor Smith, Mill vor Say, Rau vor Marshall, Rau und Mangoldt vor Wicksell, Wicksell, Föhl und Lautenbach vor Keynes.“¹¹⁶

Christos Baloglou beschäftigt sich sehr ausführlich mit den Lehren von Rau.¹¹⁷ Seine Bewertung: „Das große Verdienst des Lehrbuches von Rau liegt nicht nur in der Darstellung einer umfassenden Wirtschaftslehre, sondern auch in dem Vergleich, den Rau zwischen der deutschen und ausländischen Lehre machte.“¹¹⁸ Hier zitiert er auch Schmoller. „Der alte steifleinene, aber breit-unterrichtete, kluge und maßvolle Rau stellte die Ehe zwischen der Kameralistik und dem englischen nationalökonomischen Liberalismus dar.“¹¹⁹ Auf etwa vierzig Seiten setzt er sich mit Raus wissenschaftlicher Leistung auseinander, wie etwa über preistheoretische Ansätze im internationalen Vergleich, geometrische Darstellung der Preisbildung, die zu speziell sind, um in einer Biographie breiten Raum einnehmen zu können. Allerdings weist er nach, was Borgstede bereits beschrieben hat: „Rau verwendet bereits Jahrzehnte vor dem Aufkommen der Cambridge Schule die für diese charakteristische geometrische Darstellung von Angebots- und Nachfragekurven. Leider fand diese Art der Darstellung nicht nur in Europa, sondern auch in Deutschland wenig Anklang.“¹²⁰ Ähnliches weist er in Fragen wie Raumwirtschaft oder Rente nach.

¹¹⁶ a.a.O. S.357

¹¹⁷ Baloglou, Christos: *Die Vertreter der mathematischen Nationalökonomie in Deutschland zwischen 1838 und 1871 in: Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie*, Hrsg. Birger P.Priddat, Marburg 1995

¹¹⁸ a.a.O. S. 134

¹¹⁹ Schmoller, Gustav: *Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften*, Leipzig 1888, S. 149.

¹²⁰ a.a.O. S.156

Birger P. Priddat beschäftigt sich mit Rau in einem Vortrag, gehalten in Salzburg 1995 anlässlich einer Tagung des dogmenhistorischen Ausschusses des „Vereins für Socialpolitik“. Er führt aus, es sei Karl Heinrich Rau zu verdanken, die Aufteilung entlang der Unterscheidung Volkswirtschaftstheorie/angewandter Volkswirtschaftslehre bzw. Volkswirtschaftspolitik durchgesetzt und codifiziert zu haben.¹²¹ „Überhaupt hat Rau einen bestimmten Typus von ökonomischem Lehrbuch kreiert, der von fast allen Nachfolgern fortan kopiert wird: Rau stellt die Volkswirtschaftslehre als eine Systemwissenschaft vor, die auf bestimmten Grundbegriffen und Basis-theoremen aufbauend, alle Erscheinungen des Wirtschaftslebens systematisch ab-und herleitet. Diese Bücher werden in Paragraphen angeordnet; jeder Paragraph hat einen analytischen Hauptteil und einen Fußnotenanhang, in dem die neueste Literatur, theoretische und vor allem empirische Anmerkungen beigefügt sind. Wilhelm Roscher wird später diesen Darstellungstypus der Wissenschaft bis zum Exzeß nutzen; viele Anhänge sind länger als der Hauptparagraph; vor allem werden sie mit jeder neuen Ausgabe länger.“¹²²

Priddat fährt fort: „Ich halte Karl Heinrich Rau deshalb für besonders geeignet, die neue Wirtschaftspolitik der deutschen Ökonomie vorzustellen, weil er – fernab von philosophischen Staatszweckerörterungen – recht praktisch und nüchtern argumentiert. Er hat keine strengen normativen Grundsätze, die er der Ökonomie auferlegen will, sondern er ist eher als ein synoptischer Autor zu betrachten, der die verschiedenen, zu seiner Zeit geltenden Auffassungen zusammenfaßt und in ein System bringt. Er reflektiert in seinen Lehrbüchern recht genau die Übergangsargumentation. Insbesondere in der „Volkswirtschaftspflege“ spiegelt sich das Anwendungsproblem. Mit der Smith’schen Ökonomie hatte man eine völlig neue, überzeugende Konzeption der Wohlstandsentwicklung einer Gesellschaft, die – in die wirtschaftspolitische Praxis übertragen – auf völlig anders entstandene und begründete Institutionen traf“.¹²³ An dieser Stelle weist Priddat auf ein ganz wesentliches Problem hin, das die unterschiedlichen Bewertungen Raus erklärt: Die Zeit, in die Rau – auch wissenschaftlich – hineinwuchs, hatte einerseits gewachsene Traditionen und Betrachtungsweisen wie beispielsweise das Zunftwesen, andererseits zeigte es sich, daß die wirtschaftlichen Ideen eines Adam Smith der sich entwickelnden Industriegesellschaft angemessener waren.

Wirft man nun Rau vor, in seiner Jugend in der Erlanger Zeit ein „Cameralist“ gewesen, später aber zu einem Smithianer mutiert zu sein, so muß man doch bedenken, daß sich Einsichten eines Wissenschaftlers in einer sich wandelnden Welt wandeln können oder sogar müssen, um den Wissenschaftler auf der Höhe seiner Zeit zu halten.

¹²¹ Priddat, Birger P.: *Volkswirtschaftspolizei bzw. – Politik als Kunstlehre der Beamten – Juristen*. In: *Schriften des Vereins für Sociapolitik*. Berlin 1997

¹²² a.a.O. S.18

¹²³ a.a.O. S.31

Priddat fährt fort: „ Anstelle einer neuen Theorie der Wirtschaftspolitik versuchten Autoren wie Rau, den Praktikern – den „Geschäftsleuten“ wie den Administratoren – Entscheidungshilfen zu bieten. Dazu wurde der ganze Katalog der Polizeiwissenschaft [...] wie in einem cameralistischen Lehrbuch entfaltet und dargestellt, um in jedem einzelnen Bereich oder Fall die Smithschen Erkenntnisse in Anschlag zu bringen.“¹²⁴

Kritisch merkt Priddat an: „Nun meine Kritik: Indem Rau – auf eine pragmatische und sympathische Weise – die Prinzipien der neuen ökonomischen Theorie mit den tatsächlich vorfindlichen Regulations- und Interventionspraktiken der deutschen Klein- und Großstaaten in Einklang zu bringen versuchte, mußte er notwendigerweise eklektisch bleiben. Indem er aber auf diese Weise als Realist auftrat, beließ er die Beamten in ihrem halbaufgeklärten Handlungsbewußtsein, d.h. riet selbst zum praktischen Eklektizismus.

Die Beamten – für die die Bücher ja vornehmlich geschrieben waren – wurden aber nicht auf die Problematik hin geschult, die solche eklektizistischen Entscheidungen für die Entwicklung der Marktwirtschaft haben könnten.“¹²⁵

Er fährt präzisierend fort: „ Wir können es deutlicher so sagen: Rau bleibt sich seiner cameralistischen Herkunft darin treu, daß er fast dieselben Bereichsklassifikationen und Taxonomien übernimmt, wie sie in der Cameralistik üblich waren. Aber sie werden jeweils anders behandelt: Sie werden nach smithianischen Kriterien analysiert. Die Wirtschaftspolitik wird Ordnungspolitik mit anderen Vorzeichen: Sie versucht, mit den alten Formen und notfalls mit staatlicher Zwangsgewalt, die Marktfreiheit durchzusetzen.“¹²⁶

Priddat schließt: „Wenn man – wie Rau und viele andere mehr – die „Gewerbepolitik“ als staatliche Förderung eines freien Unternehmertums auffaßt, waren die mit der Deregulation ihres cameralistischen Erbes befaßten Beamten eine *conditio sine qua non* der Entwicklung Deutschlands zur Industrienation. Der Staat war damit – auch in der liberalen Epoche bis 1848 – nicht mehr aus der sich zu entwickeln beginnenden modernen Marktwirtschaft wegzudenken. In Ihrer praktischen, also entscheidenden Seite blieb die deutsche Wirtschaft des frühen 19. Jahrhunderts der Staatskunst ihrer Beamtenjuristen ausgeliefert.“¹²⁷

¹²⁴ a.a.O. S. 31

¹²⁵ a.a.O. S. 34

¹²⁶ a.a.O. S. 36

¹²⁷ a.a.O. S. 38

Priddat beschäftigt sich noch in weiteren Schriften mit Rau, beispielsweise in „Wert, Meinung, Bedeutung – Die Tradition der subjektiven Wertlehre in der deutschen Nationalökonomie vor Menger“ –; in seinem editorischen Vorwort beschreibt er seine Intention, nämlich der nach dem zweiten Weltkrieg aufgetretenen Dominanz der angloamerikanischen Ökonomie die deutsche Theorieentwicklung als gleichwertig gegenüberzustellen. Rau ist ihm dafür ein wichtiger Zeuge. Allerdings sind die diskutierten Fragestellungen für die hier versuchte Biographie zu speziell.

Peter Rosner äußert sich in seinem „Working Paper“ über Rau¹²⁸ wie folgt:

„Das Fehlen einer systematischen Theorie bei Rau macht sich in den wirtschaftspolitischen Empfehlungen vor allem darin bemerkbar, daß er Argumente für und gegen Maßnahmen bringt, ohne aber anzugeben, wovon die genaue Entscheidung abhängt. Mit Recht kann daher Rau als eine Randfigur ökonomischer Theoriegeschichte bezeichnet werden, auch wenn für die praktische Wirtschaftspolitik sein Buch aufschlußreicher und eine bessere Anleitung zum Handeln ist, als etwa das Werk Ricardos, das aus einem wirtschaftstheoretischen Modell eindeutige politische Schlußfolgerungen zieht. Gemessen an den wirtschaftspolitischen Gegebenheiten moderner Industriestaaten haben sich eher Vorstellungen wie die von Rau durchgesetzt; die Tatsache aber, daß die Theorie von Ricardo und nicht von Rau weiterentwickelt wurde, wirft die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der ökonomischen Theorie und der Wirtschaftspolitik auf.“

An dieser Stelle hätte man sich Rosner etwas konkreter gewünscht.

Zwei **Dissertationen** beschäftigen sich mit Rau:

Karl Neumann legte seine Dissertaion 1927 unter dem Titel „Die Lehren K. H. Rau’s“ vor.¹²⁹

Er kommt zu der zusammenfassenden Feststellung: „Rau’s Stellung in der Geschichte der Volkswirtschaftslehre läßt sich am kürzesten dadurch bezeichnen, daß man sagt, er sei der letzte Kameralist gewesen und zwar, ohne eine *contradictio in adjecto* zu begehen, ein liberaler Kameralist. Liberal, weil er an den Idealen der liberalen Schule festhält und auf eine Durchdringung des Staats- und Wirtschaftslebens mit denselben in seinen Lehren bewußt hinarbeitet.“

¹²⁸ Rosner, Peter: *Wirtschaftsliberalismus und Staatseingriffe bei Karl Heinrich Rau. Working paper No. 8803, July 1988. Institut für Wirtschaftswissenschaften der Universität Wien.*

¹²⁹ Neumann, Karl: *Die Lehren K. H. Rau’s. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert. Diss. Gießen 1927.*

Kameralist, weil sein Lehrsystem unmittelbar auf die praktischpolitischen Bedürfnisse seines Heimatstaates zugeschnitten ist, weil die ganze lehrhafte Wegweiserethode, die Art und Weise, in welcher er seine wissenschaftlichen Beobachtungen und Feststellungen macht, das Befragen der verständigsten Landleute, die Ausbeutung amtlichen Materials, die etwas kompilatorische Weise, in welcher er Tatsachen aus aller Herren Länder zusammenträgt, um durch Vergleich zu belehren, weil alles dies auf kameralistische Vorbilder hinweist.

Die Anerkennung, die ihm die damalige Wissenschaft zollte, liegt vor allem darin begründet, daß er es verstand, wirklich entscheidende und zeitgemäße Reformen klug durchzuführen. [...] In der Tat gehört Rau zu den Persönlichkeiten, die, überaus klug und fleißig, eine enorme Kleinarbeit leisten, ohne gerade genial zu sein. Er zählt nicht zu den überragenden Köpfen des vergangenen Jahrhunderts, doch kann man sich die Entwicklung der deutschen Wirtschaftswissenschaften ohne ihn schlecht denken, er bildet die notwendige Übergangsstufe von der alten in die neue Zeit, und gerade durch diese Einbeziehung traditioneller Momente in die neuen Lehren hat er eine überaus belebende und anregende Wirkung auf die Weiterentwicklung der Wissenschaft ausgeübt.“

Die Dissertation von **Klaus Sinewe** stammt aus dem Jahre 1965 und trägt den Titel: „Karl Heinrich Rau. Persönlichkeit und wissenschaftliche Leistung in moderner Sicht.“¹³⁰ Er urteilt wie folgt über Rau: „Bedenkt man, daß Rau am Anfang einer Phase der wissenschaftlichen Entwicklung stand, in der die Lehre und Forschung grundlegend neu gestaltet wurden-man nannte ihn den Neubegründer der praktischen Kameralwissenschaften-, und berücksichtigt man den Einfluß der revolutionären Ideen und politischen Wandlungen seiner Zeit und beachtet man dann noch die Probleme des beginnenden Industriezeitalters, so erschließt sich manche Quelle für das Verständnis der Eigenart seines Denkens und Handelns. Seine Zeitgenossen wie seine Nachfolger, etwa Nassau Senior, John Stuart Mill und W. Roscher, urteilen mit großer Anerkennung über seine Leistungen und seine Persönlichkeit. Unstreitig besaß Rau für seine Zeit eine beachtliche Bedeutung. [...] Karl Heinrich Rau stand am Beginn der exakten wissenschaftlichen Fundierung der Nationalökonomie in Deutschland, wie sie sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts vollzog.

Wenn er dem Studierenden heute kaum mehr im Gedächtnis lebt, bestenfalls als der Begründer der Systematik der dreigeteilten ökonomischen Wissenschaft, einer Systematik, die den meisten Lehrbüchern und dem Aufbau des Unterrichts an den Hochschulen auch heute noch zu Grunde

¹³⁰ Sinewe, Klaus: *Karl Heinrich Rau. Persönlichkeit und wissenschaftliche Leistung in moderner Sicht. Diss. Erlangen-Nürnberg 1965.*

liegt, und wenn er dem Schreibenden unserer Tage kaum noch einer längeren Behandlung wert erscheint, so drückt sich darin ein wenig jene betrübliche Überheblichkeit aus, man brauche sich bei dem vermeintlichen Stand unserer wissenschaftlichen Erkenntnisse nicht unbedingt noch der Persönlichkeiten zu erinnern, die entscheidend mithalfen, das Fundament der modernen Volkswirtschaftslehre zu bauen.“¹³¹

Sinewe zitiert auch noch die *Encyclopaedia Britannica*¹³²: Die ausgeprägteste Form der Smithschen Lehre in Deutschland sei durch vier hervorragende Namen repräsentiert worden: K. H. Rau (1792-1870), Friedrich Nebenius (1784-1857), Friedrich Benedikt Wilhelm Hermann (1795-1868) und Johann Heinrich von Thünen (1783-1850). Rau habe immer den Grundsatz der „gelehrten Gründlichkeit“ (erudite thoroughness) vertreten; sein großartiges Lehrbuch, das reich an statistischen Beobachtungen sei und besonders instruktiv den Zusammenhang von ökonomischen Kräften unter differenzierten geographischen Bedingungen erkläre, stelle die beste Zusammenfassung von allem dar, was bis dahin in Deutschland unter Volkswirtschaftslehre, Volkswirtschaftspolitik und Finanzwissenschaft bekannt war. Hieraus schöpfe Deutschland sein Wissen um diese Dinge bis auf den heutigen Tag (Stand 1885).¹³³

Versucht man nun aus all diesen Äußerungen und Bewertungen ein Resümee zu ziehen, so fällt auf, daß Rau überwiegend nicht als revolutionärer Geist eingeschätzt wird, aber dennoch in seiner Zeit als unverzichtbar gilt. Seine Dreiteilung der Nationalökonomie in Theorie, Politik und Finanz ist sogar bis in die neuere Zeit gültig geblieben. Einig sind alle darin, daß er ein guter Lehrer war und die Beamtenschaft der „gut regierten Mittelstaaten“ in seiner Schule eine solide Ausbildung erfahren hat.

Seine Wertschätzung lässt sich auch an den Rufen ablesen, die er bekommen und alle abgelehnt hat. 1821 erhielt er einen Ruf nach Jena, kurz bevor er dem Ruf nach Heidelberg folgte. 1826 berief ihn die Universität München in der Absicht, von dem ererbten Fächerbündel Kameralistik zur integrierenden Nationalökonomie zu kommen. „Der Wunschkandidat war Karl Heinrich Rau.“¹³⁴ Obwohl man in München 2200 fl. anbot, blieb Rau in Heidelberg. 1842 lehnte er einen Ruf nach Berlin ab.

Auch in Leipzig hatte es 1840 Überlegungen gegeben, ihn zu berufen. Man konnte sich nicht entscheiden, welche Richtung der Staatswissenschaften man haben wollte, die „publizistisch-

¹³¹ *a.a.O.* S. 26

¹³² *Band 19, 1885, S. 387*

¹³³ *Band 19, 1885, S. 387*

¹³⁴ *Harald Dickerhof: Kameralstudium und Bildungssystematik in Bayern von der Spätaufklärung bis zum Vormärz. In: Norbert Waszek: Die Institutionalisierung der Nationalökonomie an deutschen Universitäten. St. Katharinen 1988, S. 259*

geschichtliche“ oder die „volkswirtschaftlich-kameralistische“. Für die erstere war u.a. Robert von Mohl vorgeschlagen, für die andere Karl Heinrich Rau und Friedrich Benedikt Wilhelm Hermann.

„Interessant ist an diesem Vorschlag nicht nur, dass man sich um berühmte Gelehrte anderer Universitäten bemühte, sondern auch das Eingeständnis, dass die wirtschaftswissenschaftlichen Fächer innerhalb der Staatswissenschaften eine Entwicklung genommen hatten, die mit der herkömmlichen Vertretung durch einen Historiker oder Staatsrechtler nicht mehr zu vereinbaren war.“¹³⁵

Statt seiner wurde später sein Schüler Hanssen berufen.

Zu Beginn seiner Laufbahn galt Rau als Vertreter der neueren Schule der Wirtschaftswissenschaften, wie die zeitlich nahe beieinander liegenden Rufe nach Jena, Heidelberg, München und Göttingen vermuten lassen. Später gehörte er zu den „berühmten Wissenschaftlern“, wie aus den Überlegungen in Leipzig und dem Ruf nach Berlin zu ersehen ist.

¹³⁵ Klaus Hinrich Hennings: *Die Wirtschaftswissenschaften an der Universität Leipzig im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert*. In: Norbert Waszek, a.a.O. S. 142 ff.

3.5. RAU ALS PRINZENERZIEHER

Großherzog Leopold schätzte Rau so sehr, daß er ihn zum Leiter der Studien seiner Söhne Ludwig und Friedrich an der Universität Heidelberg ernannte.

In seiner „Haus-Chronik 1840-1848“¹³⁶ vermerkt Rau unter dem 6. Juni 1843: „Studienplan für den Erbgroßherzog an seine Mutter und auch an Min. v. Rüdts gegeben.“

Es folgen weitere diesbezügliche Notizen:

1. Juli: Großherzog bestellt mich auf den Sonntag, 2., in Karlsruhe. Auftrag, bei der Anordnung der Studien beider Prinzen zu Rathe zu gehen, mit einzelnen Lehrern zu verhandeln. Tafel bei Hof.
9. Juli: nach Karlsruhe, Stunden für die Prinzen festgesetzt, Conferenz mit Gr.[oßherzog] und Berckheim. Tafel bei Hof. (Roggenbach p.)
12. Juli: Abends feierlicher Einzug des Großh. und der Prinzen in die geschmückte Stadt. Ich mußte noch am Abend im Palais erscheinen und der Gr.[oßherzog] dankte mir sehr.
13. Juli: Morgens 10 Uhr Vorstellung aller Professoren. 12 Uhr stellte ich Dr. Häußer und den Engländer Hill vor.
1 Uhr Mittagessen im Prinz Karl. Prorector, Expr.[orector], engerer Senat (Ullmann, Roßhirt, Gmelin, Bähr).– Decane (Umbreit, Vangerow, Chelius, Reuchlin).– Geheimräthe Mittermaier, Creuzer, Schlosser, Leonhard, ich.– Amtmann König, Dürer, Rizhaupt, Kleinschmidt, Caplan, Pfeifer, Forstm. v.Schilling, v.Seldeneck, v.Krieg, v.Göler, v. Roggenbach, v.Hinkeldey (26) nebst Großh. und 2 Prinzen.
Zuletzt noch herzl. Abschied des Gr.(oßherzogs] und Auftrag, ihm nötigenfalls zu schreiben. Mittermaier hatte auch an Rüdts wie ich auf den Wunsch des Gr.[oßherzogs] einen Studienplan abgel.[iefert], der meinige traf aber mehr mit Berckheims Ansichten überein.
17. Juli: Anfang der Stunden.
Erbgr. Louis: 4 Std. Einleitung ins römische Recht. Vangerow.
5 jurid. Enzycl. Zöpfl.
Politische Ok. bei mir, von 4-5 Uhr
Pr. Friedrich: Philosophie d. Geschichte – Logik – Styl, je 2 St. bei D. Häußer,
3 St. Engl. Hill. – 3 St. Schweins, daneben milit. bei Hinkeldey.“

¹³⁶ Rau 113

Damit scheinen die Studien für dieses Semester schon beendet gewesen zu sein, denn in Raus Aufzeichnungen tauchen die Prinzen erst wieder am 18. September auf. Der spätere Großherzog Friedrich, hier Prinz Friedrich, schreibt in seinen Erinnerungen¹³⁷dazu folgendes:

„Die beiden Jahre aber, welche wir nun in Heidelberg zubrachten, gehören zu den schönsten und glücklichsten, die wir beide noch in Gemeinschaft und in voller Frische und Tätigkeit erleben durften. (Hier spielt Friedrich offenbar auf die wenig später eintretende geistige Erkrankung seines älteren Bruders Ludwig, des Erbprinzen, an, die zu dessen Regierungsunfähigkeit führte und schließlich Friedrich zum Thronerben machte.)

Als wir am 12. Juli, von unserem Vater geleitet, nach Heidelberg übersiedelten, war die Eisenbahn nach Karlsruhe schon im Betrieb. Wir trafen am Nachmittage ein. Mein Bruder und ich nahmen in der alten Landschreiberei, einem nunmehr mir gehörigen Hause am Karlsplatz, Wohnung. In unserer Begleitung verblieben die Oberstleutnants Konstantin von Roggenbach und v. Hinckeldey und als Verrechner der Sekretär meines Bruders, Herr Frohmüller. Zuvor hatte zwischen dem Großhofmeister v.Berckheim, dem Professor der Nationalökonomie Geh.-Rat Rau und dem Kurator der Hochschule Geh.-Rat Dahmen eine Konferenz zur Beratung und Feststellung unseres Stundenplans stattgefunden. Da wir erst nach Semesterbeginn kamen, wurden zunächst sämtliche Vorträge als Privatissima behandelt; erst vom folgenden Semester an hörten wir im Universitätsgebäude mit den übrigen Studenten auch öffentliche Vorträge, während daneben die privaten durch alle Semester hindurch fortgesetzt wurden.

Wir hörten teils gemeinsam, teils getrennt, in verschiedenen Perioden bei folgenden Professoren:

- Institutionen und Römisches Recht bei Geh.-Rat v. Vangerow;
- Kriminalrecht, Kriminalprozeß, Zivilrecht und Zivilprozeß, sowie ein besonderes Kolleg über den Code Napoléon und badisches Landrecht bei Geh.-Rat Mittermaier;
- Staats- und Rechtsgeschichte und deutsches Staatsrecht bei Hofrat Zöpfl;
- Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und ein staatswissenschaftliches Kolleg mit Bezug auf staatswissenschaftliche Literatur und Statistik, sowie Landwirtschaft bei Geh.-Rat Rau;
- Verschiedene öffentliche Vorträge über Geschichte der französischen Revolution und neuere europäische Staatengeschichte, sowie Privatvorträge über verschiedene Teile der neueren Geschichte seit der französischen Revolution bei Geh.-Rat Schlosser,
- und endlich bei Geh.-Rat Gervinus einen mehrere Semester umfassenden Vortrag über die Geschichte der deutschen Literatur.

¹³⁷ *Jugenderinnerungen Großherzog Friedrichs II. von Baden. Hrsg. Karl Obser, Heidelberg 1921.*

Ich allein hörte dann noch bei Professor Jolly die Grundzüge der Physik bis zu ihrer neuesten Entwicklung, bei Geh. Hofrat Schweins höhere Mathematik, Statik und angewandte Geometrie, letztere mit trigonometrischen Vermessungen verbunden, die ich mit seinem Assistenten, dem späteren Regierungsrat Poppen im Handelsministerium, vornahm. Ein Privatdozent Dr. Hagen trug Geschichte des Mittelalters vor. Der damalige Privatdozent und später berühmte Historiker Dr. Häusser erteilte mir eine Reihe von Privatstunden. Diese umfaßten zunächst ein Repetitorium in der Weltgeschichte nach dem Handbuche Schlossers, dann ein Repetitorium über Logik, verbunden mit schriftlichen Aufsatzübungen in der deutschen Sprache, ein Repetitorium über deutsche Literaturgeschichte, verbunden mit Leseübungen aus den Klassikern und Übungen im freien mündlichen Vortrag und endlich eine eingehende Darstellung aller philosophischen Systeme an der Hand einer Geschichte der Philosophie, mit Einführung in die Lehre Kants.

Das Sommersemester wurde durch die bald eintretenden Ferien beendet, während deren die meisten Professoren die Stadt verließen.“¹³⁸

Der Prinz, der hier ausführlich zu Wort kommt, macht deutlich, daß Rau ihm und seinem Bruder ein wahrhaft umfassendes Programm aufgestellt hat. Kaum eine Fakultät bleibt unberücksichtigt; verständlicherweise fehlt die Medizin, allerdings fällt auf, daß kein Theologe beteiligt ist. Wahrscheinlich wird die religiöse Erziehung mit der Konfirmation beider Brüder, die im April 1841 stattgefunden hatte, als abgeschlossen betrachtet.

Prinz Friedrich war im September 1826 geboren, zu Beginn seines Studiums im Juli 1843 also noch 16 Jahre alt. Sein Bruder, der Erbprinz, war zwei Jahre älter. Laut Raus Tagebuch sind die Prinzen am 26. September schon wieder da.

Er vermerkt:

„Mittags bei den Prinzen.“

Am 27. September gibt Familie Rau eine Gesellschaft für die Prinzen. Sie kommen mit Hickeldey und bleiben von 7 Uhr bis 11 1/2, wie Rau notiert. Die Gästeliste ist erhalten, einschließlich der Personen, die zwar eingeladen, aber nicht gekommen sind. Es handelt sich ausschließlich um Familien von Professorenkollegen: v.Leonhard, Chelius, Roßhirt, Umbreit, Muncke, Puchelt, Dittenberger, Nägele sen., v.Sensburg, Schweins und Zöpfl. Nicht gekommen waren: Abegg, Gmelin, Nägele jun., Rothe, Fr. Ullmann, Tiedemann und Vangerow.

Am 27. Oktober gibt Vangerow eine Gesellschaft für die Prinzen, am 1. Dezember findet ein großer Ball bei Chelius statt, an dem die Prinzen teilnehmen.

¹³⁸ a.a.O. S.92-95 Das für die Prinzen sehr kurze Sommersemester wird hier von Prinz Friedrich bestätigt.

Am 19. Dezember erfährt Rau eine besondere Ehrung: „Der Großherzog erfreut mich in Begleitung des Herrn von Seldeneck mit seinem Besuch.“

Der Prinz schreibt dazu:

„Inzwischen waren wir in Heidelberg so ziemlich in allen Kreisen der gebildeten Gesellschaft gut bekannt geworden und hatten manchmal Mühe, das Studium mit den vielen Einladungen aller Art zu vereinigen. Es pflegten damals die verschiedenen Kreise die Geselligkeit ganz unter sich und fast ohne jede Verbindung untereinander. So verkehrten bei Geh.-Rat Chelius eine große Anzahl Bekannter und Verwandter, sowie einige seiner Kollegen aus der medizinischen Fakultät, wie Tiedemann und Nägele; gewöhnlich wurde dabei von ihm selbst oder von Tiedemann aus ihren reichen Erlebnissen erzählt. Dann bestand ein theologisches Kränzchen, zu welchem die Theologen Ullmann, Umbreit und Rothe, Geh.-Rat Rau, der Chemiker Geh.-Rat Gmelin, der Prediger Dittenberger und einige Privatdozenten mit ihren Familien gehörten. [...]”¹³⁹

Doch sind die Studienjahre der Prinzen keineswegs nur von Geselligkeit neben ein wenig Studium gekennzeichnet. Friedrichs Kommentator und Herausgeber seiner Lebenserinnerungen, Karl Obser, vermerkt dazu in einer Fußnote:

„Sämtliche Lehrer sind, so berichtet Rau im August 1843, „über den ernsten Fleiß, die rege Wißbegierde, die guten Vorkenntnisse und die vorzüglichen Anlagen der Prinzen erfreut.“ Von morgens 8 Uhr bis mittags 5 Uhr sind beide, meldet Hinckeldey, eifrig an der Arbeit. Verschiedene Stundenpläne des Prinzen Friedrich geben Auskunft über die Verteilung der Vorlesungen, deren Gesamtzahl in der Woche durchschnittlich 27 Stunden beträgt. So im Winter 1844/45: 6 Stunden Englisch, 6 Stunden deutsche Rechtsgeschichte, 1 Stunde Völkerrecht, 2 Stunden Strafprozeß, 3 Stunden Nationalökonomie, 2 Stunden Geschichte der französischen Revolution, 3 Stunden neueste Geschichte, 3 Stunden Physik, 3 Stunden Militärwissenschaft.“¹⁴⁰ Doch das reicht dem Prinzen nicht. Er überlegt, „wie die freie Zeit im Winter am besten anzuwenden und seine fernere wissenschaftliche Ausbildung durch ein geregeltes praktisches Studium zu fördern sei. Durch Vorträge, deren er nun zahlreiche gehört, falle man leicht in den Fehler, die Gegenstände nicht selbständig durch eigenes, freies Nachdenken zu behandeln. Sein Ziel müsse daher sein, daß er die Zweige der Universalwissenschaften und der Naturwissenschaften, mit denen er sich beschäftigt habe, praktisch anzuwenden verstehe und selbständig zu bearbeiten erlerne.

Es sei dafür zweckmäßig und zugleich anregend, wenn die einzelnen Abschnitte einer Wissenschaft von ihm und seinem Begleiter, Hauptmann v. Neubronn, in gemeinsamem Studium durchgenommen und unter wechselseitiger Fragestellung und Beantwortung so weit erschöpft wer-

¹³⁹ a.a.O. S. 99

¹⁴⁰ a.a.O. S. 94

den, daß er imstande sei, auf Grund eigenen Nachdenkens und mit Hilfe der nötigen Literatur mündlich darüber zu referieren und eine möglichst gründliche Arbeit zu liefern.“¹⁴¹

Bei der hier geschilderten Einstellung des Prinzen und angesichts des Stundenplanes kann man nicht behaupten, die Prinzen hätten nur pro forma studiert, um eine angemessene Beschäftigung in ihrer Jugendzeit zu haben. Was hier geschieht und durch den Studienplan Raus organisiert wird, macht deutlich, daß hier künftige Regenten auf mögliche Staatsaufgaben vorbereitet werden sollen, soweit die Möglichkeiten einer Universität dafür geeignet sind.

Rau führt genau Buch über die Stunden, die er den Prinzen erteilt hat, beispielsweise „bis März 1844 108 Stunden.“ Am 4. November 1844 notiert er: „Collegien angefangen. Die Prinzen zurück. Prinz Friedrich will auch Stunden über politische Ökonomie. Also ist die Entscheidung über den Winter: Erbgroßherzog 2 Std. Rest der Finanz, 1 Std. in der Landwirtschaft. Prinz Friedrich 3 Std. Polit. Ökonomie.“

Am 14. Dezember ist wieder Kränzchen im Hause Rau mit den Prinzen. An Studenten sind da: v. Radali, Bachelin, Gewenig, Scheffel (der spätere Dichter Joseph Victor v. Scheffel, damals Student der Jurisprudenz), 2 Ullmanns, Otto Gmelin, Abegg. Rau notiert:

„ Die natürliche Tochter gelesen, Act 1-3. Regenauer abgesagt. 14 Alte am Tisch, 5 Mädchen und 10 junge Männer. Dauer: 1/2 vor 1 Uhr.“ Aus dieser Notiz geht hervor, daß selbst bei geselligen Anlässen die Bildung nicht vernachlässigt wird.

Am 4. März 1845 notiert Rau: „ Die Stunden mit dem Erbgroßherzog geschlossen; im Ganzen habe ich ihm 243 Stunden gegeben: Prinz Friedrich 42 bis heute, 285 im Ganzen, (später eingefügt:) bis 8.3. 288.“

Am 8.3.1845: „Besuch des Erbgroßherzogs, der mich höchst freundlich behandelt und mich auffordert, ihm bisweilen zu schreiben.“

12. März: „Mittags mit Gmelin, Umbreit und Ullmann bei den Prinzen gespeist. Abends beide Prinzen (ohne die Begleiter) und Umbreits bei uns, Thee und Abendessen, nur 7 Personen, bis 2 1/2 Uhr. Sehr heiter und traulich.“

Am 27. trifft das Kabinettschreiben des Großherzogs ein, mit dem Rau „in erfreulicher Bezeugung der Zufriedenheit“ die Ernennung zum Geheimrat 3. Klasse eröffnet wird. Das ist etwas peinlich, weil die 6 Heidelberger Geheimräte alle 2. Klasse sind. Rau fühlt sich „den Genannten nachgesetzt“ und kann sich das nicht erklären, zumal die Prinzen sich „höchst dankbar und gütig benommen“ hätten.

¹⁴¹ a.a.O. S. 94

Er setzt den Kurator Dahmen in Kenntnis, schreibt auch Regenauer darüber. Wenige Tage später wird das in Raus Sinne korrigiert.¹⁴²

Ebenfalls am 27. März: „Mittags nahm der Erbgroßherzog gerührt und mit dem Ausdruck entschiedener Achtung und Anhänglichkeit von mir Abschied. Abends reisten beide Prinzen ab.“

Prinz Friedrich schreibt dazu: „Wir verließen Heidelberg am 27. März 1845 und trennten uns mit wahren Schmerz von dieser uns lieb gewordenen Stätte und den vielen dort gewonnenen Freunden.“¹⁴³

Für die Prinzen ist damit eine Zeit beendet, die der spätere Großherzog stets als seine schönsten und glücklichsten Jahre bezeichnet. Diese Studienzeit, die hier für die Prinzen beschrieben wurde, gestaltete sich aber nicht nur für solch prominente Studenten in dieser Weise. Das gesellige Leben mit den Kränzchen und den „Thees“ bei den Professoren gab es nicht nur für Prinzen, sondern war allgemein üblich. In Raus Aufzeichnungen finden sich viele derartige Veranstaltungen, mit Datum und Namen der beteiligten Studenten. Die Prinzen wurden einfach in das übliche Universitätsleben mit einbezogen.

Die ernsthaften Studien, unterbrochen von fröhlicher Geselligkeit, in einer noch unbelasteten Jugendsituation, haben den Prinzen offenbar für ihr späteres Leben viel mitgegeben.

¹⁴² *Rau 113, März 1845*

¹⁴³ *a.a.O. S. 104*

4. Rau als Prorektor

Nach dem Übergang Heidelbergs und natürlich auch seiner Universität an Baden wurde am 13.5.1803 ein neues Organisationsedikt erlassen, das dem Landesherrn die Würde des „Rector magnificentissimus“ an der Universität Heidelberg zuschrieb. Die Amtsführung selbst oblag dem Prorektor, der die „Direktion der Anstalt zu leiten und zu beleben hatte“.¹⁴⁴

Die Fakultäten waren im neuen Edikt zwar belassen worden, aber es erfolgte vorübergehend eine Einteilung in Sektionen, die für die Senatsbesetzung Bedeutung hatten. In Heidelberg bildeten schließlich sämtliche ordentliche Professoren den Großen Senat. Neben diesem stand der enger Senat, dem der Prorektor, der Exporektor, die Dekane der vier Fakultäten (theologische, juristische, medizinische und philosophische) und zwei vom Großen Senat gewählte Mitglieder angehörten. Der Prorektor wurde vom Großen Senat gewählt.

Gemäß Erlaß vom 10.1.1807 erhielt die Universität einen Kurator, der als ein dem Landesherrn und Rektor unmittelbar unterstellter Referent zu fungieren hatte. Dieses Amt erhielt eine weitaus größere Bedeutung, als sich der Deutsche Bund in die Universitätsrechte der Bundesstaaten einzumischen begann. Im Rahmen der Karlsbader Beschlüsse wurde am 20.9.1819 ein Universitätsgesetz erlassen, das bei jeder Universität einen außerordentlichen landesherrlichen Bevollmächtigten zur politischen Überwachung vorschrieb. Es enthielt Bestimmungen über die Entfernung politisch unliebsamer Lehrer von den Lehrstühlen und über die Pflicht zum Vorgehen gegen Studenten und Korporationen bei politischem Verdacht. Das Land Baden mußte mithin die Einrichtung des Kurators neu beleben. Die neu ernannten Kuratoren, die als landesherrliche Kommissare fungierten, wurden mit erweiterten Vollmachten ausgestattet.

Am 5.7.1832 wurden von der Bundesversammlung zehn Artikel zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe in Deutschland erlassen, in denen insbesondere die Universitäten zur strikten Befolgung der Universitätsgesetze von 1819 aufgefordert wurden. Dennoch blieb der Geist der badischen Universitäten Heidelberg und Freiburg bis in das vierte Jahrzehnt des Jahrhunderts liberal. Im vierten Jahrzehnt erwarben sich die beiden Universitäten den Ruf, „Brutstätten der Demagogie“ zu sein. Das Land Preußen verhängte von 1833 bis 1839 für seine Staatsangehörigen ein Studierverbot an diesen badischen Universitäten.

Karl Heinrich Rau leitete die Universität als Prorektor zweimal, 1831/32 und 1847/48; beide Amtszeiten fielen in politisch recht brisante Zeiten.

¹⁴⁴ Karl Stiefel: *Baden 1648-1952. Karlsruhe 1977, S. 2036*

4.1. DAS PROREKTORAT 1831/32

Im Januar 1831 erfolgt die Wahl durch das Professorenkollegium. Die Stimmenzahl für Rau ist relativ gering, weil einige Kollegen vergessen, den Zettel abzugeben und der Kurator die nachgelieferten nicht annimmt. Dennoch wird am 12. Februar die Wahl bestätigt, die mit großer Stimmenzahl auf Rau gefallen sei.¹⁴⁵

Am 3. April, dem 3. Ostertag, übernimmt er feierlich das Amt von seinem Vorgänger Gmelin. Von seinen Kollegen sind anwesend: Abegg, Daub, Schwarz, Umbreit, Thibaut, Roßhirt, Nägele, Chelius, Muncke und Bähr.

Seine Antrittsrede ist überliefert. Mit dem Dank an seine Vorgänger und an seine Kollegen, die ihn gewählt haben, reiht er sich hinter 580 Rektoren und Prorektoren ein, die die Universitätsangelegenheiten in 445 Jahren bis dahin geleitet haben. Er mahnt die Kollegen zur Geschlossenheit: „... daß Jeder des Ruhmes, den auch andere genossen, sich erinnern, daß wir nach außen einen dicht geschlossenen Phalanx bilden, eingedenk wie jede Lücke, durch welche die Geringschätzung gegen Einzelne hereinbrechen kann, auch die Festigkeit des Ganzen gefährdet. Ich verweile nicht bei einer Schwierigkeit, welche so alt ist als die Universitäten selbst, ich meine die brausenden Leidenschaften der uns anvertrauten Jugend. Es gilt nun, sie zu zügeln, sie mit freier Liebe zur Wissenschaft zu entflammen, sie vom gemeinen und Unsittlichen abulenken, ohne doch in eisernem Zwange die werdende Kraft der Freiheit zu lähmen. Dies wird immer eine anstrengende Aufgabe bleiben. Es haben sich aber manche Verhältnisse allmählig so entwickelt, daß sie unsere ganze Besonnenheit und Vorsicht in Anspruch nehmen.“

Zur Stellung der Universitäten weist er darauf hin, daß sie Staatsanstalten geworden seien und keineswegs mehr „die einzigen Sitze wissenschaftlicher Bildung wie in jenen fernen Tagen, von denen die gothischen Formen dieser Scepter zeugen. Frei regt sich in allen Ständen der Drang nach Aufhellung der Begriffe, und über die engen Formen hinaus schweift der Flug der Gedanken in ungemessene Weiten.“ Er beschreibt einen Gegensatz zwischen den Neuerern, die „die Zerstörung alles dessen verfechten, was ihnen als Zunftgeist erscheint“, und denen, die „eingedenk, was Deutschland seinen Universitäten verdankt, ängstlich bemüht sind, diese in ihrer altertümlichen Gestaltung zu bewahren.“

¹⁴⁵ vgl. Rau 25, Prorektorat 1831/32, wie auch die weiteren Zitate in diesem Kapitel

Die Universität dürfe sich nicht abschotten von den Entwicklungen der Zeit, dürfe nicht „jener Alten im Bilde unseres Dichters (gemeint ist Uhland, das Märchen) gleichen, die bei düsterem Lampenschimmer emsig in ihrer Kammer spinnt, während draußen im Morgenroth Alles freudig sich bewegt.“ Doch weist er darauf hin, daß es nicht leicht sei, das rechte Maß zwischen Tradition und Fortschritt zu finden, doch „der frische geistige Hauch, der in unserem Thale weht, beruhigt mich darüber, daß jener Conflict auch ferner wie bisher glücklich werde ausgeglichen werden.“

Offenbar mit Blick auf die Entwicklung in Frankreich nach der Julirevolution von 1830, von der er nichts Gutes erwartet, schließt er seine Ausführungen: „Ob die Wolken, die noch drohend am europäischen Himmel stehen, sich zerstreuen oder über uns entladen werden, das birgt noch ein dichter Vorhang. An uns ist es, in guten und bösen Stunden fest aneinander zu halten, das Gute mit Mäßigung zu genießen, gegen das Widrige zu kämpfen und das Unabwendbare männlich zu ertragen.“

Das Jahr von Raus Prorektorat ist geprägt von Kämpfen um Geld, gegen die Bürokratie und mit den Studenten, letzteres nicht nur im disziplinarischen Bereich, sondern auch im politischen. Zum Bereich „Geld“ kann Rau in seiner Abschlußrede vom 24. April 1832 zunächst Erfreuliches vermelden: In seiner Amtszeit ist es geglückt, der Universität die „Salem’schen Incunabeln“ (wertvolle frühe Erstdrucke vor 1500 aus der ehemaligen Klosterbibliothek Salem) zurückzuholen; weiterhin hat es in Sachen der Pensionen für Professoren eine Klarstellung dahingehend gegeben, daß die Professoren Staatsdiener sind und entsprechend behandelt werden müssen.

Was die finanzielle Ausstattung seitens des Staates betrifft, hat Rau Betrübliches zu konstatieren: „Die Geldbewilligungen der 2. Kammer fielen bekanntlich nicht so aus, wie wir gewünscht hatten. Manches Bedürfnis mußte unbefriedigt bleiben und der Aufwand streng in der bisherigen Gränze erhalten werden. Werden hiedurch manche wichtige Verbesserungen hinausgeschoben, neue Anstellungen und Gehaltsvermehrungen untersagt, so müssen wir uns damit trösten, daß in allen Zweigen des Staatsdienstes, mit wenigen Ausnahmen, gleiche Sparsamkeit eingeführt worden ist, um die Last der Abgaben zu vermindern.“

Dies klingt sehr aktuell, es könnte auch von einem Universitätsrektor unserer Tage stammen. Der Kampf mit der Bürokratie ist wesentlich verursacht durch den im Vorjahr eingetretenen Tod des Universitätssyndikus, der offenbar für große Teile der Verwaltung zuständig war.

Rau führt dazu aus: „Die Geschäfte des Prorectors erhielten einen Zuwachs, indem ihm die Entwerfung der Berichte allein zufiel, die nicht Disciplinarsachen betreffen. Es giebt eine Vorstellung von der Menge der Geschäfte, wenn ich erzähle, daß ich 415 schriftliche Eingaben eingetragen. Die eingekommenen Schreiben betragen mehr als 400, die Expeditionen über 250, und dazu kam, daß die Registratur in einem chaotischen Zustand lag, der das Aufsuchen jedes Actenstückes zu einer herculischen Aufgabe machte, nachdem das Alles ergänzende Gedächtniß des Syndicus nicht mehr zu Hülfe kam.“

Dies klingt nach einer recht problematischen Situation der Verwaltung. Allerdings gelingt es Rau, hier Abhilfe zu schaffen. Es meldet sich bei ihm Student Muth, der „im Ordnen der Registratur den Anfang zum Versuche machen“ soll. Er hat Erfolg und wird eingestellt, zunächst auf Zeit. Rau dazu in seiner Rede „Zum Glücke fand sich ein höchst wackerer und braver tüchtiger junger Mann, durch den nun schon der größte Theil unseres Actenvorrathes in die schönste Ordnung gekommen ist und dessen Thätigkeit wir fortdauernd unseren Secretariatsgeschäften zugewendet zu sehen alle Hoffnung haben. Ich freue mich der Erleichterung, die meine Nachfolger zu genießen haben werden und die ich ihnen wenigstens vorzubereiten Gelegenheit hatte.“

Bei weitem schwieriger war das Verhältnis zu dem Kurator namens Fröhlich, der der Universität als Folge der Karlsbader Beschlüsse zugeordnet war und der als politischer Aufpasser der Landesregierung fungierte. Offenbar regierte er in die geringsten Kleinigkeiten hinein, jedenfalls fehlt er auf fast keiner Seite von Raus Tagebuch.

Zusätzlich hat Rau auch die Briefe aufbewahrt, die er im Laufe seiner Amtszeit vom Kurator erhielt. Als Beispiel soll hier aus einem Brief vom 26. Juli 1831 zitiert werden:

„Wie verhält es sich damit, daß eine große Zahl Heidelberger Studenten (in 40 Wagen) beschloßen haben sollen, in Speier oder Dürkheim die Pariser Julitage zu celebriren? Der Regierungspräsident v. Stichaner in Speier hat durch Estafette die Anzeige davon hieher gemacht. War das Project nicht zu hintertreiben – oder wenigstens eine förmliche Verabredung – am Ende ein gemeinschaftliches solennes Ausfahren – nicht zu verbieten, und wie kommt es, daß wir dieses von Speier aus erfahren mußten, während es doch in seiner Entstehung und nach der vorausnothwendigen Verabredungen in Heidelberg nicht unbekannt bleiben konnte? Und was haben deutsche Studenten mit den französischen Julitagen zu schaffen?“

Raus Antwort ist nicht überliefert. In seinem Tagebuch ist nur vermerkt, daß er mit einigen Senioren der Verbindungen gesprochen hat und den Oberpedellen Maier nach Dürkheim geschickt hat. Von Stichaner erhält er Dank und die Mitteilung, es sei alles gut abgegangen.

Kurz vor dem Ende der Amtszeit von Rau, am 11. März 1832, platzt dann die Bombe:

„Nachricht von der Suspension des Curators wegen Veruntreuung anvertrauter Gelder!“ Das Ausrufungszeichen, bei Rau sonst fast nie verwendet, illustriert die Unvorstellbarkeit eines solchen Sachverhaltes. Am 14. März fällt ein Mehrheitsbeschluß des Senats, Rau solle bei Nebenius¹⁴⁶ anfragen, wie man sich zu verhalten hätte. Das Fehlen des Kurators führt zunächst zu einem Stillstand in den Geschäften. Das Ministerium bittet um direkte Übersendung der Berichte.

Kurator Fröhlich bemüht sich um Fürsprache der Professoren, die dazu führen soll, daß ihm das Kuratorium bleibt. Er bietet an, das Geld zurückzuzahlen, findet aber wenig Gegenliebe.

Anfang April trifft dann Nebenius ein, die Curatelgeschäfte werden neu verteilt. Der Senat und der Prorektor werden damit betraut, der Prorektor muß auch alle Zeugnisse unterschreiben. Aus der eingesparten Besoldung, die früher Fröhlich erhielt, kann nun wenigstens der ordnende Muth eingestellt und bezahlt werden. Obwohl die meisten Professoren, vor allem der Prorektor, nun mehr Arbeit haben, ist offenbar keiner über die Einsparung des Kuratoramtes traurig. In Raus Abschiedsrede hört sich das so an:

„Die betrübenden Umstände, unter denen die Universitäts-Curatel, vermuthlich für immer aufgehört, will ich unberührt lassen, wünschte ich der ewigen Vergessenheit übergeben zu können und nur darauf deuten, daß diese Änderung in Bezug auf die selbständige Stellung des Senates und den leichteren Verkehr mit dem Ministerium, von dem doch alle erheblichen Beschlüsse gefaßt werden mußten, bedeutende Vortheile zu gewähren verspricht. Wir werden uns noch freier bewegen können.“

Der eigentliche und auch aufreibend zu nennende Kampf findet allerdings mit den Studenten statt, mit deren ständigen Kämpfen untereinander sowie mit den Pedellen und mit Bürgern. Zum Zwecke der Aufrechterhaltung der studentischen Disziplin gibt es ein System von Pedellen, die sich in Oberpedellen und Unterpedellen unterteilen. Unter den letzteren finden sich noch speziell „Nachtdiensttuende“. Ober- und Unterpedelle sind untereinander nicht einig, es gibt Beschwerden übereinander, wie z. B. „bittere Klagen“ des Unterpedells ¹⁴⁶ Carl Friedrich Nebenius, 1784-1857, damals Staatsrat im Innenministerium unter Winter, später Minister.

Krastel, die Oberpedellen ließen sich beleidigen, zeigten nicht alle Exzesse an und drückten die Unterpedellen.

An studentischen Corps gibt es: Saxo-Borussen, Schwaben, Schweizer, Alemannen, Westphalen, Hanseaten, Rheinländer. Über die Burschenschaftler vermerkt Rau, sie hätten sich im Winter dreimal untereinander geschlagen, seien aber sehr gesittet und still. Hauptstreitpunkt sind die Duelle, die zwar verboten sind, aber von den Studenten dennoch ständig abgehalten werden. Manche Professoren sind sogar dazu bereit, sie zu dulden; Oberpedell Maier hat von Professor Thibaut Weisung erhalten, „nicht so viele Duelle abzufassen“.

Verstöße gegen die Ordnung gibt es auch in anderen Bereichen: Der Torwächter am Schießtor beschwert sich, die Studenten kämen so spät in der Nacht, einzeln, vor allem die Preußen, er stehe sich nicht gut bei seinen Anordnungen, was heißen soll, er könne sich nicht durchsetzen. In den Wirtshäusern würden Studenten vor den Pedellen versteckt, und die Pedellen seien „nicht recht in Achtung“.

Gleich zu Beginn von Raus Amtszeit gibt es seinen gravierenden Vorfall, der das ganze Amtsjahr überschattet: Ein Student kommt bei einem Duell ums Leben. Die Chronologie findet sich im Tagebuch:

„13. April 1831:

Senatssitzung wegen eines neuen Excesses gegen Unterpedell Krastel am Abend des 11. Student Sprengel soll 8 Tage Carcer haben, wenn er sich nicht durch Ehrenwort reinigt, den Unterpedellen vor die Brust gestoßen zu haben. –

Nachmittags wird gemeldet, daß dieser Sprengel (Rostock) und von Othegraven (Wesel) sich gehauen haben, morgens 8 Uhr. Othegraven erhielt einen Hieb in den linken Schenkel, art. Cruralis, Vene und Nerv durchschnitten, großer Blutverlust.

Secundanten: v. Klopmann, aus Livland, nicht mehr Student, v. Herzele, ebenfalls nicht Student.

Zeugen: Freudenthal, Griesenbeck.

Unparteiischer: Lange.

Beide Schläger sind im Corps der Westphalen.

Der Degen des Verwundeten wird vom Gegner, der groß und stark, einwärts geschlagen und fährt ins eigene Bein desselben.“

Alle Beteiligten landen im Karzer. Am Morgen des 15. befindet Chelius, der Chirurgieprofessor, daß der Verwundete nicht zu retten sei. Am Abend um 11 Uhr tritt der Tod ein. Am 17. April wird Othegraven begraben, „ohne Schläger und Säbel“.

Bereits am 15. wird Rau gemeldet, daß die Befreiung der verhafteten Duellteilnehmer durch Studenten beabsichtigt sei. Dies geschieht nicht. Aber nach dem Begräbnis erscheint ein Student, der angibt, es sei allgemeiner Wunsch, daß mit Ausnahme des Duellanten Sprengel alle anderen freigelassen würden gegen Stadtarrest und Ehrenwort, die Nichtstudenten gegen bare

Kaution. Man habe auch auf den Hinweis von Chelius, der Senat sähe die burschiosen Insignien nicht gerne, auf diese beim Begräbnis verzichtet. Das Gesuch des Studenten wird abgelehnt, und er wird ermuntert, für die Abschaffung der Säbel zu sorgen.

Am 24. April erscheint in der Heidelberger „Neckarzeitung“ ein Artikel mit folgendem Wortlaut:¹⁴⁷

„Der unglückliche Ausgang eines Duelles, welches einem unserer Studierenden das Leben kostete, hat hier allgemeines Bedauern erregt. Da bei uns seit 15 Jahren kein tödtlicher Hieb gefallen war, während auf anderen Hochschulen der Dämon des Zweikampfes, besonders in den letzten Jahren, manches Opfer gefunden hatte, so würde es im besten Falle eine Einseitigkeit des Urtheils beweisen, wenn man jenes traurige Ereigniß aus localen Verhältnissen erklären wollte; vielmehr richtet sich der Blick von diesem einzelnen Vorfall unwillkürlich auf die allgemeine Ursache, auf das herrschende Vorurtheil, gegen welches moralische, religiöse, rechtliche und polizeiliche Gründe vereinigt streiten und welches hoffentlich der besseren Einsicht allmählig weichen wird.

Der feste Wille der hiesigen Universitätsbeförderer wird unfehlbar wenigstens den Erfolg haben, die Zweikämpfe seltener und gefahrloser zu machen. Der Tod des Stud. v. Othegraven, der das älterliche Herz darum nicht weniger verwunden wird, weil der Gebliebene nicht gerade der einzige Sohn war, erfolgte am dritten Tage nach dem Duell. Die Veranlassung desselben war so weit entfernt, in Angelegenheiten der Landsmannschaften zu liegen, daß beide Kämpfer zu einem und demselben Corps gehört haben. Der Gegner hatte, den vorgefallenen Zwist lebhaft bedauernd, dreimal Versöhnungsvorschläge gemacht, die aber von dem Getödteten aus mißverstandenen Ehrgefühl beharrlich abgelehnt wurden. Derselben Ursache ist ohne Zweifel die Wahl der Waffen zuzuschreiben, krummer Säbel, deren Gebrauch nach den Gesetzen der baden'schen Universitäten selbst dann, wenn keine Verwundung statt gefunden hat, ja wenn er nur beabsichtigt war, criminelles Verfahren, folglich Bestrafung durch das Urtheil des Hofgerichtes nach sich zieht.

Beide Secundanten waren nicht mehr Studenten. Es ist actenmäßig erwiesen, daß Stud. v. Othegraven sich mit seinem eigenen Säbel verwundete, den ein kraftvoller Hieb des Gegners in den linken Schenkel des ersteren zurücktrieb. Der Unglückliche wurde ohne burschioses Gepränge, mit ernster und würdiger Feier, beerdigt. Der Wunsch des Redners, eines hier studierenden Freundes und Landsmannes des Umgekommenen, an dem offenen Grabe, daß dieses zum letztenmale ein solches Opfer aufnehmen möchte, hat gewiß in den Gemüthern aller Anwesenden Anklang gefunden. Die bei dem Duelle Betheiligten sind verhaftet und erwarten das hofgerichtliche Erkenntniß."

¹⁴⁷ Rau 25

Vieles spricht dafür, daß Rau selbst der Autor ist, vor allem der Umstand, daß der Text in handschriftlicher Form dem Prorektoratstagebuch auf einem Extrablatt beiliegt. Deutlich tritt der Wunsch zutage, die Ereignisse sachlich darzustellen und damit eventuellen Gerüchten entgegenzutreten; aber auch zu zeigen, daß die Universität alles in ihren Kräften Stehende tut, das Duellunwesen einzudämmen.

Es scheint um das Duellieren tatsächlich schlimm bestellt gewesen zu sein. Unter dem 22 April vermerkt Rau: „ 550 Duelle im Winter bis März, 108 mit den Waffen eines Corps.“ Fast täglich werden durch die Pedelle solche Auseinandersetzungen gemeldet und auch unterbunden. Man verbietet, im Lokal „Hirschgasse“ die Waffen aufzubewahren. Das Gasthaus wird auch ständig überwacht. Es finden Gespräche zwischen Abgesandten der Studentenschaft und Rau statt:

„15. Mai: Lange und Kaul (Studenten): Die Corps haben sich verabredet, fürs Erste zu keinem Säbelduell die Waffen zu geben und sie zu verhindern, die Zuschauer bei Duellen zu verbieten, um dem Duell den Reitz zu nehmen, überhaupt Duelle seltener zu machen und heimlicher. Werden belobt.“

Als Rau anordnet, die Waffen aus dem Lokal Hirschgasse zu entfernen, erscheint eine Abordnung Studenten, die sich darüber beschwert; es würde die Konfiscation der Waffen nach sich ziehen, wenn sie getragen würden. Rau sagt, das sei gar nicht seine Absicht. Die Studenten argumentieren, es seien doch schon viel weniger Duelle, warum man schärfere Maßregeln ergreife? Rau sagt ihnen, in zehn Jahren würden sie denken wir er. Duelle seien notwendige Übel, aber nur für schwere Ehrenkränkungen, nicht um Kindereien. Die Universität müsse die Duelle erschweren, seien darin in einer Art Krieg mit den Studenten begriffen.

Man erkennt hier das Dilemma: Offenbar werden Duelle, obwohl offiziell verboten, in gewisser Weise doch toleriert. Auch andere Übergriffe, wie Lärmen, Überschreiten der Sperrstunde und Prügeleien werden von den Pedellen verfolgt, gleichzeitig gibt es Bemerkungen von Professoren, die Pedelle mögen doch nicht so hart zufassen und die Studenten nicht in ihrer Ehre kränken.

Es kommt zu einem weiteren tödlichen Duell im Steinbruch und zu schweren Verwundungen bei anderen Duellen. Darüber hinaus verwundet ein Student einen Schiffsburschen durch einen Stich in den Unterleib, an dem dieser später stirbt. Unter den verwarnten oder durch Consilium bedrohten Studenten finden sich auch später prominente Namen wie Brentano, Gögg und Hecker, die in der Revolution von 1848 noch herausragende Bedeutung erlangen.

Schwierig ist auch das Verhältnis der Studentenverbindungen untereinander, die sich gelegentlich bekämpfen. Im Laufe des Jahres gründet sich eine neue Verbindung, die Franconia. Dies ist eine Burschenschaft, die ohnehin mit Mißtrauen betrachtet wird. Da sie ständig Anstoß erregt, wird sie schließlich sogar verboten, was an sich ungewöhnlich ist. Rau sagt dazu in seiner Abschiedsrede:

„ Eine politische Partei (unter den Studierenden), die einstweilen eine Umgestaltung des Studentenlebens beabsichtigt, die hier für ihre Absichten keinen bequemen Spielraum fand, befleißigte sich seit einem Jahre, die hiesigen Angelegenheiten in Zeitungen und Zeitschriften zu besprechen und über uns die schamlosesten Schmähungen auszugießen. Der beharrlich durchgeführte Grundsatz indeß, Angriffe dieser Art keiner Widerlegung zu würdigen, bewährte sich als der beste, und in der letzten Zeit scheint entweder die Anstrengungen dieser unberufenen Mitarbeiter an den Zeitungen oder die Geduld der Leser ermüdet zu sein.

Das unglückliche Duell, welches ein Leben kostete, gab den Gegnern unserer Universität eine neue Waffe in die Hand, es wurde dagegen für uns zum Anlaß und Antrieb, die Mängel unserer polizeilichen Einrichtungen genauer zu ergründen, den Duellen mit verdoppeltem Eifer entgegenzuwirken und das Polizeipersonal streng zu seiner Pflicht anzuhalten, obschon es uns nicht gelungen ist, allen Unzulänglichkeiten gänzlich abzuhelpfen, mit denen schon meine hochachtungswerthen Vorgänger zu kämpfen hatten. Schon war Nachdruck längst im Gange. Daß übrigens die Disciplin nicht schlaffer als zuvor gehandhabt worden ist, mag folgendes beweisen: Es sind während meiner Amtsführung 4 Studenten durch Aufkündigung des Bürgerrechts entfernt, 11 zu der Unterschrift des Cosil. verurtheilt, 10 consilirt worden, wovon 3 ohne unser Zuthun Begnadung erhielten, endlich wurden zwei relegirt.“

Dies waren die Maßnahmen gegen einzelne Studenten, aber es gab auch eine kollektive Strafe: eine Verbindung, die Franconia, wurde verboten. Rau sagt dazu:

„Nachdem die Redefreiheit der Ständeversammlung dazu gemäßbraucht worden war, uns viel Böses nachzusagen, welches zum Glück nicht gegründet war, versuchte es jene Partei, unter der Hülle einer erlaubten Studentenverbindung sich Eingang zu verschaffen; es mußte der auffallende Schritt unternommen werden, diese Verbindung bald nach ihrer Stiftung wieder aufzulösen. Diese vom Ministerium gebilligte Maaßregel hat hoffentlich gezeigt, daß es dem Senate nicht an Muthe gebricht, sich einer von ihm für fehlerhaft erkannten Richtung entgegenzustellen, fände sie auch noch so viele Theilnehmer.“

Hintergrund des Verbots war, daß die Franconia eine Burschenschaft war, die nach den Karlsbader Beschlüssen verboten war. Dies war an ihren Statuten zu erkennen; darüber hinaus aber gab es Beschwerden über das „rauhe Betragen“ der Franconen durch die anderen Corps. Hier kommt die Politik herein:

„Wir haben freilich dem Vorwurfe der aristokratischen Gesinnung nicht entgegen können. Unsere Zeit spielt leichtfertig mit den Parteinamen, der Unbefangene wird nicht verkennen, daß wir weit entfernt sind, Schmeichler der willkürlichen Gewalt zu sein, er wird uns nicht beschuldigen, für die wahren Bedürfnisse und Leiden der Völker kein Herz zu haben, er wird uns gesellschaftlichen Verbesserungen, die in geregelter Wege erfolgen können, ohne den Regierungen die nöthige Achtung und Kraft zu entziehen, die in der That nicht ausbleiben dürfen, lebhaft zugeneigt, und nur flachen Übertreibungen einer an sich guten Sache entgegen finden.“

Wie schwierig der Balanceakt des Prorektors zwischen gewollter Liberalität und dienstlich gebotener Strenge ist, zeigt folgender Vorfall:

Unter dem 28. März steht als Punkt einer Senatssitzung:

„ Man sagt in der Stadt allgemein, daß auf dem letzten Museumsballe D. Johannsen dem König von Preußen ein Pereat („nieder mit“) ausgebracht habe und D. Zöpfl (ein Professor) daran Theil genommen. Der Senat beschließt, den Stadtdirector zu bitten, die Sache zu untersuchen – zugleich vorläufige Anzeige an das Ministerium zu machen.“

Später kommt heraus, daß Professor Zöpfl sich gerühmt habe, das Pereat ausgebracht zu haben.

Anfang April bittet das preußische Justizministerium, 9 benannten Studenten (Franconen), die „nach der Tribüne an dem Preßfreiheitsvereine Theil genommen“, bekannt zu geben, daß

- „1. Ihre Stipendien aufhören,
2. das Auscultatorexamen keinem ohne specielle Erlaubniß des Justizministers zu gestatten sei.“

Dies bedeutet, daß der Staat Preußen bestens orientiert ist, was seine Untertanen während ihres Studiums treiben und daß diese Studenten mit einschneidenden Disziplinarmaßnahmen zu rechnen haben. Ein Jahr später wird das Königreich Preußen seinen Studenten sogar verbieten, an den offenbar zu liberalen badischen Universitäten Heidelberg und Freiburg zu studieren.

Allerdings erreicht Heidelberg unter Raus Prorektorat die höchste Studentenzahl, 1.018 Studenten waren eingeschrieben, und es war „das einträglichste Prorektorat von allen“, wie Rau in seinem „Hausbuch“ vermerkt.

Die Inscription von Studenten gehörte zu den Aufgaben des Prorektors. Rau hat die Regeln dafür in seinem Tagebuch aufgeschrieben:

- a. Zeugniß
- α. Inländer
 - aa. von Freiburg: bl. Sittenzeugnis.
 - bb. von anderen Universitäten oder neu:

Ministerialerlaub zum Studiren oder Zustimmung der Ältern zum einstweil. Verzicht auf d.[en] St[aats] Dienst, darüber dann ein Protokoll.

- β. Ausländer: Sittenzeugniß über den letzten Aufenthalt.
- b. Revers wegen der Verbindungen
- c. Eintrag in die Matrikel
- d. Handschlag und Übergabe der Gesetze.

In dem unter b.) genannten Revers¹⁴⁸ verpflichtet sich der angehende Student nicht nur, „die gesammten akademischen Gesetze nach seinen besten Kräften zu beobachten“, sondern versichert auf Ehrenwort,

1. „daß ich kein Mitglied einer geheimen Ordens- oder landsmannschaftlichen Verbindung sey, oder doch, falls ich bisher oder ehemals ein solches gewesen seyn sollte, von diesem Augenblicke an davon ausscheiden, und während meines Aufenthaltes auf der hiesigen Universität weiter nicht die mindeste Verbindung mit derselben unterhalten wolle, und
2. daß ich während dieses Aufenthaltes in eine solche geheime Ordens- oder landsmannschaftliche Verbindung, was dieselbe auch immer für einen Namen führen möge, auf keine Weise und unter keinem Vorwande eintreten, sondern die darüber gegebenen Gesetze aufs unverbrüchlichste beobachten werde.

Beides auf mein Ehrenwort.

Zugleich verpflichte ich mich, daß, wenn der akademische Senat mich für dringend verdächtig erklären sollte, daß ich diesem meinem Ehrenworte zuwider in einer solchen geheimen Verbindung stehe, ich auf die mir deshalb geschehene Weisung, ohne einen vollständigen Beweis des mir zum Verdacht gelegten Vergehens zu verlangen, die hiesige Universität mit dem Ende

¹⁴⁸ Rau 24

des Semesters freiwillig verlassen wolle; wobei es sich jedoch von selbst versteht, daß diese meine Entfernung in keiner Hinsicht als eine gegen mich verhängte Strafe betrachtet werden dürfe. Zu Beglaubigung alles dieses habe ich gegenwärtigen Revers eigenhändig unterschrieben. Heidelberg, den ...“

Dieser Revers ist eindeutig eine Frucht der Karlsbader Beschlüsse, die nach dem Wartburgfest von 1817 und der Ermordung des Dichters und russischen Gesandten August von Kotzebue durch den Studenten Karl Ludwig Sand im März 1819 die organisierte Studentenschaft für sehr gefährlich ansahen. Die Sache geht sogar so weit, daß der Student sich verpflichtet, nur auf Verdacht, ohne Beweis, auf Anordnung des Senats die Universität zu verlassen. Das läßt auch die zunächst harmlos klingende Forderung nach einem „Sittenzeugnis“ für ausländische Studenten in einem anderen Licht erscheinen; das Sittenzeugnis betraf wohl nicht nur den allgemeinen Lebenswandel des Studenten, sondern auch eventuelle Auffälligkeiten bezüglich verbotener Verbindungen.

Daß die Befürchtungen der Staatsorgane nicht ganz unbegründet waren, zeigt ein Text, der dem Prorektoratstagebuch als Anlage beigegeben ist:

„Alle Anatomen sind der Meinung, daß die Brust eines meineidigen Fürsten sich gar nicht durchbohren läßt. Die Brustknochen, die Rippen, die Muskeln desselben sind ebenso beschaffen, wie die anderer Menschen.“

„Wenn man jegliches Rechtsverhältniß aufhebt, so muß man sich auf die Gewalt gefaßt machen. Es ist leider möglich, daß die Masse des deutschen Volkes diese Gewalt nicht ausüben wird. Darauf aber kann man sich verlassen, daß es Tausende von deutschen Männern giebt, welche, entschieden in ihrer Gesinnung, zu jeglicher That entschlossen sind, welche eine Schmach der Art mit Blut abwaschen werden.“

„Wir müssen unsere Rechte behaupten. Wir wollen und werden sie behaupten. Wir werden jedes zweckdienliche Mittel zur Behauptung derselben für erlaubt halten, wennman unsere wohlverworbenen Rechte mit Füßen tritt. – Vorwärts!“

Der Wächter vom Rhein.“

Rau hat hinzugefügt: „Dieser Aufsatz war von Stud. Kähler aus Itzehoe, der darüber in Untersuchung kam und zum Zuchthause verurtheilt wurde.“ Auch hier wird deutlich, wie schwierig die Balance zwischen Liberalität und Dienstpflichten sich gestaltete.

Der jeweilige Prorektor hatte noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen: Am 22. November eines jeden Jahres, dem Geburtstag des verstorbenen Großherzog Karl Friedrich, des Wieder-Gründers der Universität, wurde das Stiftungsfest gefeiert, anlässlich dessen der Prorektor eine Rede zu halten hatte und an besonders erfolgreiche Studenten Preise vergeben wurden.

Raus Rede trägt den Titel: „De vi naturae in rem publicam“ (Über des Einfluß der Natur auf den Staat) und wird in lateinischer Sprache gehalten. Die Rede ist in deutscher Sprache erhalten und umfaßt in transkribierter Form dreißig Seiten, woraus man schließen kann, daß sie recht lange gedauert haben wird.

Im Anschluß daran wird im „König von Portugal“ festlich zu Mittag gegessen; Teilnehmer sind die Honoratioren von Stadt und Universität sowie die Preisträger. Rau hat auch die ausgebrachten Toaste notiert:

- „1. Wir verweilen zuerst in stiller Feier bei dem Andenken des unvergeßlichen Großherzogs Karl Friedrich, dessen Geist noch über seinem Lande schwebt. Unser theuerster Großherzog Leopold, der mit einer sich selbst vergessenden Hingebung nur im Wohle seines Landes lebt und dem wir in deutscher Treue und innigster Liebe ergeben sind p.
2. das schöne Vorbild häuslicher Tugenden, die großherzogliche Familie.
3. Unser freundliches Heidelberg, seine biedereren Bürger und die würdigen Stadtvorstände, die wir mit Freude in unserer Mitte begrüßen!
Nun brachte der Stadtdirector die Gesundheit der Universität.
4. Meine Herren! Es gilt den gekrönten Helden dieses Tages! Mögen Sie noch neue Kränze des Ruhmes sich erringen und möge es unserer Hochschule nie an so tüchtigen und aufstrebenden Zöglingen fehlen!
Folgte meine Gesundheit vom Bürgermeister.“

Zu Silvester hat der Prorektor wieder einen offiziellen Auftritt. Offenbar gilt die Silvester- bzw. Neujahrsnacht als ein kritischer Termin, an dem sich eventuelle Unzufriedenheit der Studentenschaft entlädt, auch Rivalitäten ausgetragen werden. Speziell geht es um die Auseinandersetzung zwischen den alten Corps und der Franconia, deren Statuten offenbar burschenschaftliche Sätze enthalten. Dazu kommt, daß die Franconia die Hälfte aller Stimmen der Studenten verlangt. Einige würden bereits die Farben der Burschenschaft tragen. Dazu ist anzumerken, daß es zwar keine verfaßte Studentenschaft mit festgelegten Rechten gab, aber es gab an badischen Universitäten Vereinigungen in Korporationen, die von der Universität zuzulassen waren und wenn auch nicht rechtlich, so doch tatsächlich zur Organisation der Universität gehörten, was

beispielsweise an der Beteiligung an Feiern abzulesen war¹⁴⁹. Hier also strebte die Franconia eine bedeutende Erweiterung ihres Einflusses an.

Im Senat kann man sich noch nicht zu einer Aktion durchringen. Einerseits wird zu einem kräftigen Einschreiten noch vor der Neujahrsnacht geraten, andererseits wird Rau signalisiert, die Corps wünschen noch keine Einmischung, weil sie nicht als Ankläger der Franken erscheinen wollen. Rau setzt sich schließlich mit dem Vorschlag durch, Erkundigungen bei einigen vertrauten Senioren einzuziehen.

Er bestellt Vertreter der Corps ein und ermahnt sie zur Ruhe. Sie versprechen alles, beklagen sich aber über die Franken, die sich roh betragen würden und Händel suchten. Die Franken bestreiten dies. Es brodelt also. Rau nimmt Rücksprache mit dem Stadtdirektor, der Bürgermilitär ohne Uniform in mehreren Häusern für den Notfall versammeln will.

Rau schreibt über den Silvesterabend:

„Zug kommt 5 Minuten nach 12 Uhr in Stille vor das Haus. Vivatruf und Schießen. Meine Antwort vom Altan an, bei vollkommener Stille: Es ist mir wahrhaft erfreulich, meine Herren, Sie in diesem Augenblick um mich zu sehen, und ich sage Ihnen herzlichen Dank für Ihre freundliche Neujahrsbegrüßung, die ich übrigens nicht ganz allein auf mich selbst beziehen darf. Ich sehe in ihr ein Zeichen, daß Sie sich in unserer Mitte, bei unseren Gesetzen und Einrichtungen, einheimisch fühlen, daß Sie das Verfahren der akademischen Behörden als gerecht und zweckmäßig anerkennen. Dagegen gereicht es mir zum Vergnügen, der Geradheit, dem Vertrauen, dem vortrefflichen Sinn für Ordnung und Sitte, womit Sie meinen Bemühungen jederzeit entgegengekommen sind, öffentlich das beste Zeugniß geben zu können. Indem Sie fortfahren, in männlicher, tüchtiger und ehrenhafter Gesinnung nach höherer Bildung zu streben, werden Sie sich am besten den Fortgenuß der akademischen Freiheit sichern, die Sie mit Recht als Ihr Palladium ansehen, die aber, wie jede Freiheit, nur dem gedeihlich ist, der sich zu beherrschen weiß. Ich wünsche Ihnen ein heiteres, unserer Universität ein ruhiges und glückliches Jahr.“

Es ist also noch einmal gut gegangen.

¹⁴⁹ Vgl. Karl Stiefel: *Baden 1648-1952, Karlsruhe 2001, Bd. 2, S. 2040*

Die Franconia wird am 9. Januar verboten, nachdem das Ehrenwort verweigert wurde, keine Burschenschaft zu sein. In seiner Abschiedsrede sagt Rau dazu:

„Übrigens dienten die Vorwürfe der burschenschaftlichen Partei wenigstens dazu, daß wir die erlaubten Studentenverbindungen um so eindringlicher und mit besserem Erfolg zur Abschaffung von Mißbräuchen anfeuern konnten.“

Das Jahr geht nun mit „normalen“ Exzessen weiter, Duelle, Auffälligkeiten wegen Betrunkenheit, Karzerstrafen wegen Beleidigungen u. ä.

Am 24. April, dem dritten Ostertag, übergibt Rau seine Amtsgeschäfte an seinen Kollegen und Freund Umbreit. Er verabschiedet sich von den Kollegen mit Dank:

„In dem mühevollen Drange von Geschäften hat mir ein günstiger Umstand eine Erleichterung dargeboten, dessen Werth ich aus früheren Erfahrungen in seiner ganzen Größe zu schätzen gelernt habe, ich meine die mir unvergeßliche, nicht genug zu rühmende Güte und collegialische Freundlichkeit der Herren Senatoren, die in 47 Sitzungen sich stets gleich geblieben ist. So leicht ein leisest-verletzendes Wort ist, in schwierigen und langwierigen Berathungen, im Angesicht dieses Bildes gesprochen worden, es galt immer nur das Rechte, nicht das Rechthaben, und ich fand in allen Fällen eine Nachsicht, wie ich kaum hoffen durfte. Ich werde die Dankbarkeit für diesen wohlwollenden Beistand so lange im Herzen tragen, als ich nur mich der Ereignisse dieses Jahres zu erinnern vermag.“

Raus erstes Prorektorat ist beendet.



Rau um 1830

4.2. DAS PROREKTORAT 1847/48

Über das Prorektorat von 1847/48 gibt es kein ausführliches Tagebuch wie über das vorangegangene von 1831/32. Aus den von Rau überlieferten Dokumenten, der Einführungsrede, der Prorektoratsrede vom 22. November 1847 und einigen Briefen von Kurator Dahmen läßt sich aber das Jahr einigermaßen nachvollziehen.

Am 18. Januar 1847 fand die Wahl des Prorektors statt. Er sollte von der philosophischen Fakultät kommen, die alle vier Jahre das Amt zu besetzen hatte. Eigentlich wäre Leonhard an der Reihe gewesen, der aber seinen Freunden erklärte, er werde eine eventuelle Wahl nicht annehmen. Seine Beweggründe, so schreibt Rau, seien nicht bekannt.¹⁵⁰ „Vielleicht Unzufriedenheit mit der Regierung, vielleicht Besorgniß nicht die Mehrzahl der Stimmen zu erhalten, weil die jüngere Partei ihm abgeneigt ist, zugleich die Vorliebe für seine dramatischen Vorstellungen. Wie man glaubte, erhielt Reichlin-Meldegg einige Stimmen, nach dem Grundsatz, dass derjenige zu wählen sei, der am längsten nicht oder noch gar nicht in diesem Amte gewesen sei.“¹⁵¹

Es wird also gewählt, und Rau erfährt gleich, dass er die Mehrheit der Stimmen bekommen hat. Der Kurator empfiehlt „beschleunigte Entscheidung“, und so wird seine Ernennung am 29. im Staatsministerium beschlossen und ihm vom Kurator am 31. angezeigt.

Am Osterdienstag, 6. April 1847 übernimmt Rau das Amt von seinem Vorgänger Chelius von der medizinischen Fakultät in Anwesenheit der Kollegen Umbreit, Ullmann, Bernold, Rothe, v. Vangerow, Zöpfl, Gmelin, Henle, Reichlin-Meldegg, Kortum, Jolly und des Rechnungsrates Muth. Er hält auch wieder eine Antrittsrede. Er blickt darin auf die sechzehn Jahre zurück, die seit seiner letzten derartigen Rede vergangen sind und benennt zunächst einige Veränderungen:

„Viel hat sich seitdem bei uns verändert. Die Zeit hat in unserem Kreise ihre Macht nicht mit Schonung geltend gemacht; 5 hervorragende Glieder und Zierden unserer Bürgerschaft, Theile jenes alten, ehrwürdigen Stammes, die den erneuten Ruhm der Universität gründen halfen, haben wir zu Grabe geleitet; 3 andere haben sich nach mühevoller Tagewerke in wohlverdiente Muße zurückgezogen. Dafür haben wir aber auch 7 rüstige, hochachtungswürdige und hochgeachtete Collegen vom Auslande erworben, fast ebenso viele jüngere Lehrer sind in die volle

¹⁵⁰ Rau 24

¹⁵¹ Rau 24

Wirksamkeit eingetreten, weiterer Zuwachs von außen ist uns theils schon gesichert, theils zuge-dacht, eine beträchtliche Zahl sowohl vonangehenden als von mehr oder weniger schon bewähr-ten jüngeren Männern mit frischen Kräften und mannigfaltigen Bestrebungen sucht sich wettei-fernd durch Rede und Schrift auszuzeichnen, und so dürfen wir wohl die althehrwürdige Ruperto-Carolina einer Eiche vergleichen, die mit ungeschränkter Lebenskraft absterbende Zweige reichlich mit einem Überschusse ersetzt.“

Rau wirft nun einen Blick auf die politische Lage, soweit sie die Universität betrifft:

„Vor 16 Jahren wurden auch wir von den heftigen Schwingungen berührt, welche in Folge der Julitage von 1830 alles Bestehende in Europa zu erschüttern drohten; die Fluthen, welche damals stürmisch, gewaltsam in schonungsloser Hast vorwärts drängten, treiben auch die uns überge-bene Jugend zu manchem thörichten, ja selbst frevelhaften Beginnen an. Jetzt sind diese Fluthen in ein geregeltes Bette zurückgetreten, sie drohen nicht mehr die Früchte von Jahrhunderten zu zerstören. Die Mahnungen zur Mäßigung werden nicht mehr überhört, und wir dürfen der Hoff-nung Raum geben, daß die überspannten und unreifen Richtungen immer mehr von dem gesun-den Sinne ausgeschieden werden.“

Nachdem die Universität eine Periode der Befeindung von Seite einer großen deutschen Macht¹⁵² mit stolzer Haltung und ungebeugtem Selbstgeföhle überstanden hat, ist der Besuch wieder in anhaltendem Steigen. Rechne ich hinzu noch die Sorgfalt und Umsicht, mit welcher unsere Vorgesetzten das Gedeihen der Anstalt zu pflegen bedacht sind, und die vielen unzweideutigen Zeichen ehrender Anerkennung, die uns das nahe und ferne Ausland giebt, so kann ich nicht umhin, unseren heutigen Zustand einen erfreulichen und hoffnungsvollen zu nennen.“

Hier irrt Rau in der Einschätzung der Lage. Das Jahr 1847/48 sollte sich als wesentlich proble-matischer erweisen als 1831/32. Aber im April 1847 zeichnet sich das noch nicht ab.

Ganz sorglos ist Rau dennoch nicht. Er verweist auf seinen Vorgänger Mittermaier, der vor 10 Jahren auf drohende Gefahren aufmerksam gemacht hatte. Er gibt ihm darin Recht, „daß wir kei-nen ganz ungetrübten Himmel über uns haben, und daß aus jeder aufsteigenden Wolke ein Gewittersturm sich entwickeln kann. Hierauf könnte uns schon die allgemeine Lehre der Lebens-weisheit führen, daß bei dem Unbestande der äußeren Dinge gerade im Glück am meisten zu fürchten sei.“

¹⁵² gemeint ist das Königreich Preußen, das von 1832 bis 1839 seinen Untertanen den Besuch der badischen Universitäten verboten hatte.

Einige Sorge hat Rau bezüglich der materiellen Ausstattung der Universität, aber das ist wohl immer so. Er stellt mehr die innere Beschaffenheit der Universität in den Vordergrund:

„Der Zauber, den unsere Gegend auf jeden gefühlvollen Beschauer übt, würde nicht zureichen, Lernende längere Zeit hier festzuhalten. Die Wohlfahrt der Universität hängt von ihrem Rufe ab, von ihren Leistungen im Reiche der Wissenschaft, von dem Vertrauen der Väter mehr noch als von der Zuneigung der Söhne, und von der Achtung, die wir den Regierungen einflößen oder sogar abzwängen, von dem Erfolge endlich, mit dem wir durch das, was wir für unsere Bestimmung leisten, die Gewebe des Neides und der Mißgunst zu zerreißen bemüht sind. Hiezu trägt besonders dieses bei, wenn es fester Besitz aller Lehrer bleibt, nicht den schwachen Seiten der studentischen Jugend zu schmeicheln, sondern sie durch den Ernst hoher Ideen und tiefer Gedanken geistig und moralisch zu kräftigen.“

Nach einem mahnenden Appell an die innere Geschlossenheit des Professorenkollegiums, an „die warme Theilnahme eines Jeden an dem Schicksaale der Gesamtheit“ wendet sich Rau den Bereichen zu, in denen die Universität sich verändern und verbessern sollte.

„Manches aber mag übrig geblieben sein, welches mit behutsamer Schonung des bewährten Alten verändert werden könnte, und es ist die beste Klugheit, zu Reformen im Geiste des jetzigen Zeitalters selbst die Hand zu bieten, ehe das unhaltbar Gewordene feindseelige Angriffe auf sich zieht. Ich stehe nicht an, hier als Beispiel den erzwungenen Gebrauch der lateinischen Sprache zu nennen, den ich von der allerdings unerläßlichen Kenntniß derselben unterscheide und der bisher die Pflege einer der unentbehrlichen Geschicklichkeiten, der Rede in unserer Muttersprache, im Wege gestanden hat; ich will es nur als einen des Nachdenkens werthen Gegenstand bezeichnen, ob die alte Eintheilung der Fächer in 4 Facultäten der heutigen Ausdehnung des gelehrten Gebietes noch völlig entspricht.“

Hier spricht Rau etwas an, das schon lange ein Ärgernis geworden war: Bei allen offiziellen Anlässen mußten die Reden in lateinischer Sprache gehalten werden. Zwar hatte Carl Friedrich in seinem Organisationsedikt von 1803 verfügt, daß in den Fächern der staatswissenschaftlichen Sektion, im deutschen Recht, in Geschichte, Erdbeschreibung und schönen Wissenschaften die Vorlesungen in Deutsch zu halten seien, aber für Dogmatik und Exegese des römischen und kanonischen Rechtes sowie für Pathologie und Physiologie war Latein vorgeschrieben. In allen anderen Fächern war die Verwendung der deutschen oder lateinischen Sprache ins Belieben der Lehrer gestellt.¹⁵³

¹⁵³ Vgl. Karl Stiefel: *Baden 1648-1952. Karlsruhe 2001, S. 2015*

Rau hält zwar die Kenntnis der lateinischen Sprache für unerlässlich, aber wendet sich gegen jeden Zwang. Er selbst hält seine Prorektoratsrede zum 22. November 1847 jedenfalls erstmalig in deutsch.

Rau äußert sich sodann über das Verhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden, also Professoren und Studenten. Der Nachdruck zeige die Güte einer Universität, der Nachdruck, mit dem die Rohheit zurückgewiesen, Mutwille gezügelt und der Anstand gewahrt würde. Nachdruck soll auch herrschen in „der Gerechtigkeit und Milde gegen leicht verzeihliche Verwirrungen“, ebenso in dem „Ernst, der Gründlichkeit und Lebendigkeit, die in der Behandlung der Wissenschaften herrschen.“

Weiterhin spricht Rau eine neue politische Dimension an:

„Endlich kann ich, besonders in einem Zeitalter, in welchem der vaterländische Sinn in den Deutschen immer mehr erstarkt, die formlose aber innige Verbrüderung der deutschen Universitäten nicht unerwähnt lassen. Sie sind ein wesentliches Glied in dem festen naturwüchsigen Bande der deutschen Volksstämme, sie sind ein Ganzes, nicht durch alte Reichsgesetze, nicht durch Satzungen des Bundes zusammengefügt, sondern durch etwas Mächtigeres, durch Sitte, Herkommen, Gefühl der Nothwendigkeit.“

Rau weist darauf hin, daß die Professoren von einer Universität zur anderen ziehen können, daß dieser Wechsel sogar erwünscht sei, weil kein Staat sich seine Lehrer selbst heranziehen könne. Auch die Studenten wanderten hin und her, und auch dies würde im Sinne eines Wettbewerbs für fruchtbar gehalten. Dieser „Verband“ unter den Universitäten sei „neuerlich benutzt worden, um den Maaßregeln zur Erhaltung der Zucht und Ordnung mehr Erfolg zu geben“.

Seine Forderungen kleidet Rau in Frageform:

„Sollte man ihn (den Verband) nicht auch dazu benutzen, um in die Einrichtungen noch mehr Übereinstimmung zu bringen und Gebrechen zu beseitigen, gegen die die eigene Anstalt nicht wirksam genug handeln kann? Sollten nicht Verabredungen über die Ferien, über die Promotionen, über die Strafen, über die Verbindungen der Studierenden wohlthätig sein? Nur müßten sie nicht von ängstlichen Staatsmännern, sondern von den Lehrern getroffen werden, die der Jugend zugethan, die in dem gährenden Moste den künftigen edlen Wein zu erkennen wissen und nicht geneigt sind, ihn durch steinerne Behälter gegen die freie Luft zu verschließen.“

Hier zeigt sich Rau als ein Mensch, der die Zeichen der Zeit erkannt hat. Die ängstliche Abschottung, die Kleinstaaterei sind seine Sache nicht. Die akademische Freizügigkeit für Lehrende und Lernende sieht er als wünschenswert an; die Gemeinsamkeit der Universitäten aber nur zur Disziplinierung der Studenten zu benutzen, wie es der Deutsche Bund betreibt, hält er nicht für

richtig. Neben einer Verwaltungsharmonisierung schlägt er neue Wege im Umgang mit den Studentenverbindungen vor, die nicht von der Angst der Staatsmänner, sondern vom väterlichen Wohlwollen akademischer Lehrer bestimmt sind.

Rau merkt man hier den Vater inzwischen erwachsener Kinder an – Otto ist 28 und „Cameralist“, Ludwig ist 26, Arzt und bereits verheiratet, Adolf ist 24 und Kaufmann, Tochter Mathilde ist 19 –, und er offenbart sich als Liberaler, der das rechte Maß an Freiheit und Verantwortung im Umgang mit jungen Leuten beurteilen kann. Das Jahr 1847 wird für die Familie Rau zunächst vom Bau des neuen Hauses in der Friedrichstraße dominiert. Baubeginn ist am 29. Juni, am 6. September ist Richtfest und am 31. Juli 1848 wird eingezogen.

Die Amtsgeschäfte verlaufen zunächst unspektakulär. Etwas Besonderes ist seine Prorektorsrede, die wie immer am 22. November, dem Geburtstag des ehemaligen Großherzogs Karl Friedrich gehalten wird. Rau hält sie, seiner Anregung in der Antrittsrede gemäß, auf deutsch. Die Rede liegt gedruckt vor¹⁵⁴ und hat den Titel

„Über Beschränkung der Freiheit in der Volkswirtschaftspflege“¹⁵⁵

Es sind 37 Druckseiten, also kaum kürzer als die Rede von 1831. Die Rede hat einen bemerkenswerten Schluß, der den Zeitgeist in wirtschaftlichem Sinne widerspiegelt. Rau wendet sich gegen Schutzzölle, die jede gesunde Konkurrenz verhindern, sieht aber auch die Möglichkeit ihrer zeitweisen Anwendung, bis Konkurrenzfähigkeit hergestellt ist. Das „Ausland“, das früher schon das Nachbarfürstentum war, bedeutet jetzt die Anrainer des Deutschen Bundes. Der Deutsche Zollverein, 1834 gegründet, macht sich bemerkbar. „Stärker als je tritt das Verlangen und selbst das Bedürfniss hervor, die dem deutschen Bunde angehörenden Staaten in volkswirtschaftlicher Hinsicht immer fester an einander zu ketten, so dass sie zu einem grossen Nahrungswesen verwachsen und dem Auslande gegenüber eine achtunggebende Masse bilden. Gleichwohl sollte man sich stets klar machen, dass Schutzzölle ein Opfer sind, welches die Gesammtheit der Bürger für einzelnen Zweige der Hervorbringung tragen muss, und dass es viel besser wäre, wenn ohne sie der vaterländische Gewerbefleiss erstarken könnte. Nicht die Größe des Opfers darf uns demselben abgeneigt machen, sondern der Zweifel, ob es wohl angewendet sei.“

Er wirft dann noch einen Blick auf die Entwicklung der Universität im laufenden Jahr. Es gibt immer noch einen Kurator, der amtierende heißt Dahmen, und ihn lobt Rau als einen „höchst einsichtsvollen, wohlwollenden, alle geistigen Fortschritte mit gleicher Liebe pflegenden Vertreter“.

¹⁵⁴ *Rede zum Geburts-Feste des höchstseeligen Großherzog Karl Friedrich von Baden. 22. November 1847 Heidelberg. Gedruckt bei Julius Groos, Universitätsbuchhandlung und Buchdruckerei.*

¹⁵⁵ *Rau 24*

Es gibt auch bauliche und institutionelle Neueinrichtungen:

„ Im Laufe des letzten Jahres ist das schöne für die Anatomie und Zoologie bestimmte Gebäude bis auf den inneren Aufbau vollendet, es ist auch an das Bibliotheksgebäude die letzte Hand gelegt worden, um dasselbe vollkommen brauchbar einzurichten. Durch einen Beitrag zu der Besoldung eines vorzüglich kundigen Turnlehrers und zur Anschaffung von Turngeräthen, ferner durch Abordnung eines Mitgliedes der Universität zu dem hiesigen Turnrathe ist dieser Zweig körperlicher Ausbildung unter die Lehrgegenstände unserer Hochschule eingereiht worden.“

Dazu ist anzumerken, daß das Turnen schlechthin in der damaligen Zeit nicht nur unter dem Aspekt körperlicher Ertüchtigung betrachtet wurde, sondern durchaus eine politische Dimension hatte. Friedrich Ludwig Jahn (1778-1852), Lehrer in Berlin, hatte 1811 in der Hasenheide in Berlin den ersten Turnplatz eröffnet und war zum Initiator der deutschen Turnerbewegung geworden. Die Turner gehörten in den Freiheitskriegen gegen Napoleon zu den Freiwilligen, auch Jahn („Turnvater Jahn“) kämpfte zeitweilig im Lützow'schen Freicorps. Das Turnen bedeutete für Jahn ein Mittel der Erziehung zum Gemeinschaftsbewußtsein und zum deutschen Volkstum. Er wirkte auch bei der Gründung der Burschenschaften mit. Zunächst fand er staatliche Unterstützung, vor allem in Preußen, wo bereits ein Organisationsplan für die Einrichtung von Turnanstalten erarbeitet wurde.

Nach der Ermordung Kotzebues durch Karl Ludwig Sand (März 1819), der Burschenschafter und Turner war, geriet das gesamte Turnerwesen wie auch die Burschenschaften in Mißkredit. Jahn und viele seiner Anhänger wurden als „Demagogen“ verhaftet, Jahn stand von 1825 bis 1840 unter Polizeiaufsicht.

So ganz harmlos waren die Turner offenbar tatsächlich nicht. Rau hat einen Liedtext der Turner aufbewahrt:

*Wir sind eine fröhliche Turnerschaft
Unsere Lust ist das Singen und Springen
In uns lebt eine muthige Liederkraft
Und wir wissen die Speere zu schwingen.
Beim Becher, beim Tanz, und im wilden Streit
Sind wir immer Freuden – und Kampfbereit.*

*Es schmettern die Lieder dem Morgenroth
Der jungen Freiheit entgegen.
Wir stählen den Arm zu Sieg und Tod
Denn das Heil ist ein blitzender Degen.*

*Ja kommen muß er doch der Tag
Wo erklingt der lustige Schwerter Schlag.*

*Wir sind nicht die Helden von altem Schrot
Die da haßten den Wälschen und Franzen
Um feig nach dem launischen Machtgebot
Vor frechen Tirannen zu tanzen.
Für die Freiheit nur steigen wir hoch zu Roß
Für die Freiheit werfen wir unser Geschoß.*

*O Freiheit zaubrischer Völkerklang
Dich preißt man in allen Zungen.
Dir haben wir manchen heißen Sang
In Freud und Trauer gesungen.
Doch viel lieber, als Wort und Sängerei
Ist Dir eine eiserne Melodei.*

*Drum heraus ihr Turner ins Feld heraus
Ihr seid zum Kampfe geladen.
Der Streit mit Worten ist ab und aus
Wir haben genug berathen.
Jetzt erklinget die eiserne Melodei
Das ist eine lustige Turnerei.*

Die Entwicklung des Turnens ging dennoch weiter, und 1842 erließ König Friedrich Wilhelm IV. eine Kabinettsorder, die das Turnen als „notwendigen und unentbehrlichen Bestandteil der männlichen Erziehung“ bezeichnete und die zum Aufschwung des Turnwesens in Preußen sowohl in Schulen als auch in Vereinen führte. Die anderen Staaten zogen nach oder waren der preußischen Entwicklung zuvorgekommen.

Im Jahre 1847 wird also nun auch an der Universität Heidelberg das Turnen für politisch unbedenklich eingeschätzt und sogar zum Lehrgegenstand erhoben.

Weiterhin geht Rau auf die Personalsituation der Universität ein. Prof. Nägele hat das 40. Jubiläum seiner Tätigkeit gefeiert und wurde mit dem Eichenlaub zum Comthurkreuz des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet, Prof. Muncke feierte das 50. Jubiläum und wurde Geheimrat, starb bald darauf. Es gab auch neue Ernennungen, durch welche die Zahl der „wirklich lehrenden ordentlichen Professoren mit Einschluß eines Prof. honorarius“ auf 31, der außerordentlichen

auf 16, der Privatdozenten auf 26 erhöht wurde, so daß insgesamt 73 Professoren an der Universität lehren. Rau bedankt sich für Geschenke an die Universitätsbibliothek, hier vor allem für eine Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen vom König von Preußen.

Zur Situation der Studenten führt er aus:

„In der Zahl unserer Studierenden hat eine kleine Abnahme stattgefunden, aber diese übersteigt nicht die Gränzen der Schwankungen, welche bei der Menge der unsere Hörsäle besuchenden Ausländer in der Natur der Sache liegen, und sie enthält um so weniger etwas Beunruhigendes in sich, als wir das wissenschaftliche Streben und den sittlichen Geist unter den jugendlichen Bürgern der Universität im Zunehmen finden und die Hoffnung hegen dürfen, dieselben mit immer größerem Ernst und grösserer Liebe zu den Diensten sich vorbereiten zu sehen, welche das Vaterland, die Wissenschaft, die Kirche, die Menschheit von ihnen erwarten. Was Fleiss und Begeisterung jetzt im Stillen geschafft und gewirkt haben mögen, das wird zwar erst nach Jahrzehnden völlig kund, wenn die Zöglinge, die wir in der Blüte der Jugend um uns sehen, in voller Manneskraft unter den Bannern des Guten, Wahren und Schönen kämpfen; doch haben wir auch schon heute einzelne Früchte rühmlicher Anstrengungen aufzuweisen, wie dies der Bericht über die Erfolge der im vorigen Jahre aufgestellten Preisaufgaben darthun wird.“

Es ist zur Herkunft der nichtbadischen Studenten eine Aufstellung¹⁵⁶ überliefert, die hier eingefügt werden soll:

*Entzifferung
des Adreßbuches nach den Heimathländern der
Studierenden*

<i>Aus der preußischen Monarchie</i>	<i>134</i>
<i>Aus dem Königreich Bayern</i>	<i>81</i>
<i>Aus der Schweiz</i>	<i>48</i>
<i>Aus den 3 Hessischen Staaten</i>	<i>39</i>
<i>Aus Nassau</i>	<i>33</i>
<i>Aus der Stadt Frankfurt a. M.</i>	<i>33</i>
<i>Aus Königreich, Großherzogthum und den Herzogthümern Sachsen</i>	<i>31</i>
<i>Aus beiden Mecklenburg</i>	<i>27</i>
<i>Aus Dänemark und den Herzogthümern</i>	<i>26</i>

¹⁵⁶ Rau 24

<i>Aus den Königreich Hannover</i>	21
<i>Aus dem Großherzogthum Oldenburg</i>	17
<i>Aus der Stadt Hamburg</i>	16
<i>Aus dem Königreich Württemberg</i>	13
<i>Aus den Fürstenthümer Lippe</i>	6
<i>Aus der Stadt Bremen</i>	5
<i>Aus den Donaufürstenthümern</i>	5
<i>Aus dem Herzogthum Braunschweig</i>	4
<i>Aus dem Großherzogthum Luxemburg</i>	4
<i>Aus England</i>	4
<i>Aus Griechenland und Ionischen Inseln</i>	4
<i>Aus Frankreich</i>	3
<i>Aus Holland</i>	3
<i>Aus Österreich</i>	3
<i>Aus Amerika 1 aus St. Thomas, 1 aus Puertorico</i>	2
<i>Aus Hohenzollern Sigmaringen</i>	2
<i>Aus dem Herzogthum Anhalt</i>	1
<i>Aus dem Fürstenthum Reuß</i>	1
<i>Aus dem Fürstenthum Waldeck</i>	1
<i>Aus Holländisch Ostindien Java</i>	1
	<u>568</u>

Insgesamt ist Raus Rede von Zufriedenheit mit der Situation der Universität getragen, was mindestens für den 22. November 1847 zutrifft.

Im Februar beginnen die Geschehnisse, die Rau in seinen Aufzeichnungen als „Umwälzungen“ bezeichnet. Ihre Schilderung soll im besonderen Abschnitt „Revolution 1848/49 Platz finden.

Abschließend soll noch ein Verzeichnis¹⁵⁷ der während des Prorektorats Rau über Studenten verhängten Strafen hier Eingang finden:

„Verzeichniß

*der unter dem Prorektorat des Geheimen Raths Dr. Rau
von Ostern 1847 bis dahin 1848 im academischen Senat
gegen Academiker erkannte Strafurtheile.*

Name: Otto von Carow.

Strafe: Unterschrift des consilii abeundi

*Vergehen: Nöthigung der ihnen vorgesetzten obrigkeitlichen Behörden zu einer
Amtshandlung vermittelst drohenden Auftretens.*

Name: Theodor Käswurm.

Strafe: Unterschrift des consilii abeundi

Vergehen: Unanständiges Benehmen gegen eine englische Dame.

Name: Rob. von Hagemeister.

Strafe: Unterschrift des consilii abeundi

Vergehen: Beleidigung der Gendarmerie und Polizei.

Name: Erich von Schilden

Strafe: Unterschrift des consilii abeundi

Vergehen: Beleidigung der Gendarmerie.

Name: Constantin Schuchart

Strafe: Unterschrift des consilii abeundi

Vergehen: Widersetzlichkeit gegen die öffentliche Gewalt.

Name: L. Graf zu Reventlow

Strafe: Consilium abeundi

Vergehen: Thätliche Beleidigung des Studierenden Hutton.

Name: Moritz Kußmaul
Hermann Poll
Strafe: Consilium abeundi
Vergehen: Widersetzlichkeit und Beleidigung der Gendarmerie.

Name: Wilh. v. Kardorff
Strafe: Unterschrift des consilii abeundi
Vergehen: Widersetzlichkeit

Name: Eduard Roß
Strafe: Unterschrift des consilii abeundi
Vergehen: Beleidigung der Gendarmerie.

Name: Theodor Käswurm
Strafe: Consilium abeundi
Vergehen: Beschädigung fremden Eigenthums.

Name: Julius Lautz
Strafe: Unterschrift des consilii abeundi und 14 Tage Carcerarrest
Vergehen: Thätliche Beleidigung des Oberpedellen Kappelmann.

Name: Karl von Könnertitz
Strafe: Unterschrift des consilii abeundi
Vergehen: Widersetzlichkeit

Name: Gustav v. Deutsch
Strafe: Aufkündigung des acad. Bürgerrechts
Vergehen: Ungebührliches Benehmen vor Amt

Name: Alexander Wolf
Gustav Schlöffel
Strafe: Aufkündigung des acad. Bürgerrechts
Vergehen: Theilnahme an politischen Umtrieben.“

Es fällt auf, daß die Androhung des „Consilium abeundi“ die häufigste Strafe ist. Nur in einem Fall führt sie tatsächlich zur Entfernung von der Universität, nämlich als ein erneutes Vergehen vorliegt, in den anderen Fällen bleibt es bei der Drohung. Die „Vergehen“ sind überwiegend im Disziplinarischen angesiedelt, nur zwei Studenten werden wegen „politischer Umtriebe“ bestraft. Das zweite Prorektorat Raus endet am Osterdienstag 1848.

5. Vertreter der Universität Heidelberg in der 1. Kammer des Badischen Landtages

5.1. DIE BADISCHE VERFASSUNG VON 1818

Die badische Verfassung vom 22.8.1818 stammt aus der Feder von Carl Friedrich Nebenius (1784-1857) und geht im wesentlichen auf die französische Charte Constitutionelle von 1814 und die polnische Konstitution zurück, die Napoleon dem Großherzogtum Warschau 1807 gegeben hatte. Diese Verfassung war zugleich auch die formale Erfüllung der in der Deutschen Bundesakte von 1815 übernommenen Verpflichtung, eine „landständische Verfassung stattfinden“ zu lassen.¹⁵⁸ Wie auch die bayerische Verfassung vom 26.5.1818 war die badische vom Landesfürsten aus eigener Machtvollkommenheit oktroyiert und galt mit wenigen Änderungen bis 1918.

Die Verfassung war nach dem monarchischen Prinzip aufgebaut und war entworfen für einen absoluten, wenn auch im aufgeklärtem Geist regierenden Herrscher, der sich aber durch das Mitwirkungsrecht der Landstände Beschränkungen auferlegt. Das Gedankengut der Verfassung entsprach dem in neue staatsrechtliche Formen gegossenen Gedankengut Carl Friedrichs, der schon 1808 eine Verfassung angestrebt hatte, und war insofern kein Bruch mit der Vergangenheit.

Die Verfassung Badens sah ein Zweikammersystem vor. Anders als in den anderen süddeutschen Staaten Bayern und Württemberg, wo die 1.Kammer eine reine Feudalkammer für Prinzen, Vertreter der ehemals reichsständischen Familien und die hohe Geistlichkeit war, ging Nebenius für Baden andere Wege. In der 1. Kammer erhielt zwar der Adel, neben ihm aber auch die Universitäten, die Kirchen und in gewissem Umfang auch das Volk seine Vertretung, so daß sie nicht eigentlich ein Oberhaus, sondern eher eine Art Vertretung der Stände des Landes war. Der Großherzog hatte das Recht, acht Mitglieder der Kammer selbst zu benennen. Insgesamt hatte sie etwa 30 Mitglieder.

Die Schaffung der 1. Kammer kam nicht nur verfassungstheoretischen und ideologischen, sondern vor allem auch praktischen und politischen Erwägungen entgegen. Die standesherrlichen und die grundherrlichen ritterschaftlich-adligen Familien hatten den Status eingebüßt, den sie

¹⁵⁸ Vgl. Karl Stiefel: *Baden 1648-1952*, Karlsruhe 2001, S. 237 ff. (Die Zitate der folgenden Seiten beziehen sich auf Stiefel)

vor 1806 gehabt hatten. Ihre Häupter waren von herrschaftsausübenden Souveränen zu herrschaftsunterworfenen Staatsbürgern geworden. Sie fühlten sich entrechtet und hatten sich in eine stille Opposition zurückgezogen. Es galt nun, sie in hervorgehobener Weise zu politischer Mitarbeit in öffentlichen Organen heranzuziehen. Dies sollte in der 1. Kammer geschehen, wo sie als Minderheit eine Möglichkeit dazu haben sollten. Durch die Schaffung einer 1. Kammer sollte auch der Regent vor einer „revolutionären Überflutung“ durch nur eine Volkskammer geschützt werden, auch war die erste Kammer durchaus als Stütze des Regenten gedacht. Die 1. Kammer war zugleich als politisches Hemmungs- und Gleichgewichtsmittel gedacht, sie sollte einerseits den Thron vor den Ansprüchen der „Masse“ und andererseits die Masse vor der „Anmaßung des Despoten“ schützen.

Die 1. Kammer hat sich nie nur als Interessen- und Standesvertretung gefühlt, vielmehr als ein in Gesetzgebungs- und Etatverantwortung eingeschaltetes verantwortliches Staatsorgan. Nicht zuletzt dank seiner politischen Mitverantwortung hat sich der badische Hochadel relativ rasch in die badische Staatsbürgerschaft hineingefunden.

Allerdings gilt es als besonders glücklicher Umstand, daß der fortschrittlich denkende Markgraf Wilhelm von Baden (1792-1859), ernannt am 18. 4.1819, rund 40 Jahre erster Präsident der Kammer war, assistiert vom ebenfalls fortschrittlich eingestellten Fürsten Karl Egon von Fürstenberg (1796-1854) als Vizepräsidenten, der sein Amt auch 33 Jahre lang ausübte.

Die 2. Kammer, von Friedrich Karl Landolin Freiherr von Blittersdorf (1792-1861) gelegentlich verächtlich „plebejische Kammer“ genannt, war eine reine Volksvertretung. Für das aktive Wahlrecht zur 2. Kammer genügte die an den Wohnsitz gebundene Eigenschaft als Bürger, lediglich für das passive Wahlrecht sah die Verfassung den Zensus vor. Durch diese 2. Kammer, die sich in der flaggengeschmückten Residenz am 22. 4. 1819 unter Glockengeläute und Geschützdonner konstituiert hatte, war Baden bereits im 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts im Besitz einer ziemlich echten Volksvertretung und damit einer Einrichtung, die für die Entwicklung des Konstitutionalismus und des Parlamentarismus in Deutschland von überragender Bedeutung werden sollte. Beide Kammern erwarben sich schon früh große Achtung. Friedrich List schreibt 1819:

„Mit Ehrfurcht und Begeisterung blickt das tief gebeugte Deutschland auf die Stände Badens hin, die ihre Arbeit mit so rein patriotischem Sinne für Fürst und Vaterland begonnen haben.“

Die zweite Kammer war sich ihrer politischen Bedeutung für die konstitutionelle Hegemonie im gesamtdeutschen Raum von Anfang an bewußt. Viele Motionen (Initiativen) von Abgeordneten galten gesamtdeutschen Belangen. Die Kammer fühlte sich für die Entwicklung des Verfassungslebens im gesamten Deutschland mitverantwortlich und sah auch in Verfassungskonflikten

außerhalb Badens eine „allgemein teutsche Sache“.

Das Ansehen der Kammer war außerordentlich groß, so daß Johann Adam von Itzstein 1846 sagen konnte: „ Der einstimmige Ausspruch einer Kammer wie der badischen ist kein unbedeutender Teil der öffentlichen Meinung.“

Schon Rotteck hatte 1831 als Vizepräsident der Kammer im Zusammenhang mit einer Motion gesagt, sie „gehe an die Abteilungen des deutschen Volkes“ und „Berichterstatter wird die freie Presse sein und das große Parlament der öffentlichen Meinung wird darüber zu Gericht sitzen.“

Die „allgemein teutsche Sache“ war Herzenssache der Kammer, das deutsche Einheitsstreben fand hier beredten Ausdruck. 1831 befaßte sie sich mit der Idee von Welcker zu einer „Deutschen Nationalrepräsentation“, mit der „organischen Vervollständigung der Entwicklung des deutschen Bundes zur Verwirklichung der teutschen Nationaleinheit und teutschen staatsbürgerlichen Freiheit“.

1847 nahm sie die Motion von Bassermann auf „Volksvertretung beim Bundestag“ an. Dem Geist Metternichs hatte sie von Anfang an den Kampf angesagt. Mitte des Jahrhunderts konnte der Historiker Häusser, rückblickend auf Jahrzehnte der Tätigkeit der badischen Landstände, über deren Arbeit sagen: „Alle großen Lebensfragen der Nation fanden im badischen Landtag eine Zufluchtsstätte der Erörterung.“ Der Revolutionär Sigel, der in der badischen Revolution eine bedeutende Rolle spielte und später als amerikanischer General in den Freiheitskämpfen (amerikanischer Bürgerkrieg) beteiligt war, schrieb später über die 2. Kammer Badens: „ Die Kammer Badens gewährt einen erquickenden Anblick, wenn man sie mit dem lächerlichen Unfug der anderen deutschen Kammern vergleicht.“

Tatsächlich war der badische Landtag schlechthin die Volkskammer in Deutschland und die politische Plattform, von der aus nicht nur zum badischen, sondern darüber hinaus zum deutschen Volk gesprochen wurde.

Die 1. und 2. Kammer waren nur Abteilungen der Landstände, die zusammen einzuberufen und außer Tätigkeit zu setzen waren. Die Einladung hatte folgenden Wortlaut:

„Wir haben beschlossen, Unsere getreuen Stände auf... um Uns zu versammeln und laden daher sämtliche Abgeordnete zu beiden Kammern ein sich an gedachtem Tage dahier einzufinden.“

Wenn auch die Stände ein unabhängiges Staatsorgan mit gesetzlich festgelegten Zuständigkeiten waren, so war es doch der Monarch, der sie zusammenrief, vertagte oder auflöste. Gebunden war der Landesfürst nur durch die Bestimmung, daß der Landtag alle zwei Jahre zur Feststellung

des Finanzgesetzes tagen mußte. Zur gültigen Willenserklärung der Stände war eine übereinstimmende Äußerung der beiden Kammern nötig, wenn auch deren Beschlußfassung getrennt erfolgte.

Die Präsidenten der Kammern unterzeichneten die „ehrerbietigsten Adressen“ an den Landesfürsten jeweils: „Im Namen der untertänigsten treu gehorsamsten 1. bzw. 2. Kammer der Ständeversammlung.“

Als die Landstände das erstmal am 22.4.1819 zusammentraten, tagten sie im Karlsruher Schloß. Als es wegen der Ablehnung des Militäretats zu Zerwürfnissen mit der Krone gekommen war, tagte dort nur noch die 1. Kammer, die zweite wich in ein Gebäude am Rondellplatz aus. 1820 entschloß man sich zu einem Neubau. Bei der Grundsteinlegung am 16.10.1820 hielt Johann Peter Hebe als Mitglied der 1. Kammer die Festansprache.

Bezogen wurde das Ständehaus am 4.11.1822. Es war das erste Parlamentsgebäude, das auf deutschem Boden errichtet wurde. Gebaut wurde nach den von Militärbaumeister Friedrich Arnold abgeänderten Weinbrennerschen Plänen. Hier also beginnt Rau 1833 eine für ihn völlig neue Tätigkeit.

5 .2. RAU IN DER I. KAMMER DES LANDTAGES

In seinem Hausbuch finden sich über den ersten Landtag von 1833 nur wenige Sätze. „Im Januar wurde ich zum Abgeordneten der Universität gewählt mit 13 Stimmen. Zachariä hatte ungeachtet aller Machinationen nur 9.“

Es hat sich offenbar um eine echte Kampfabstimmung zwischen seinem Kollegen Zachariä und ihm gehandelt, bei der der Kollege offenbar allerhand unternommen hatte, um seinen Konkurrenten Rau aus dem Rennen zu werfen. Man könnte vermuten, dass es sich um den Gegensatz zwischen dem als konservativ-monarchistisch bekannten Zachariä und dem liberalen Rau handelt. Nachweisen lässt sich das nicht.

Am 17. Mai reiste er nach Karlsruhe ab, am 14. November kehrte er zurück. Zwischendurch war er sechsmal in Heidelberg, den Monat Juli brachte seine Frau Amalie bei ihm in Karlsruhe zu.

Über seine neuen Bekanntschaften notiert er im Hausbuch:

„Freundschaftliche Verbindung mit Nebenius fortgesetzt, mit Falkenstein, v. Neveu und anderen angeknüpft; Gunst und Vertrauen des Markgrafen Wilhelm.“ Seine Tätigkeiten beschreibt er in kurzen Worten:

„Ich bearbeitete die Berichte über die Staatseinnahmen, über Eisenbahnen, Zollwesen; Theilnahme an der Zehnt-, Forst-, Wildschadens- Commission; Präsident der Budgets-Commission. In einer der letzten Sitzungen wurde ich in den Ständischen Ausschuß gewählt“. „Vom 18.-30. December in Karlsruhe bei dem Ausschuß.“

Offenbar hat seine Arbeit Anerkennung gefunden, denn am 1. Januar 1834 erhält er das „Cabinetsschreiben“ des Großherzogs, mit welchem ihm das Großkreuz des Zähringer Löwenordens zugesandt wird.

Wesentlich ausführlicher und lebendiger äußert er sich in Briefen an seine Frau Amalie¹⁵⁹.

Einige seien auszugsweise hier wiedergegeben:

¹⁵⁹ *Alle Briefzitate aus Rau 90*

„Karlsruhe, 18. Mai 1833

Theuerste Amalie!

Ich werde wohl keiner Entschuldigung bedürfen, weil ich Dir früher schreibe, als ich versprochen hatte. Gerne benutze ich das behagliche, kühle und ruhige Stündchen, um Dir zu erzählen, wie es einem Abgeordneten bei seinem Eintritte in die neue Umgebung ergeht; denn in der Hauptsache haben wir alle einerlei Anfangsschicksaale.

Unsere Reise war kurz und gut. In Rohrbach erwartete mich der vorausgegangene Mördes, auch der zweite Wagen mit Mittermaier und Speierer. (Dr. iur. Mördes, Abgeordneter der 2. Kammer für die Ämter Buchen und Osterburken; Prof. Dr. iur. Mittermaier, Abgeordneter für die Stadt Bruchsal, Präsident der 2. Kammer; Speyerer, Bürgermeister in Heidelberg, Abgeordneter der 2. Kammer für die Ämter Wiesloch und Neckargemünd, Anm. d. V.) Der Morgen war herrlich. In Langenbrücken trank ich Milch, die Hitze plagte uns nicht stark, weil wir das Verdeck beibehielten, und nach 12 Uhr rollten wir durch das Thor. Mördes übernahm das Geschäft des Reisestallmeisters zu meiner Bequemlichkeit, er wird alle Ausgaben der Reise berechnen, die uns von der Casse der ersten Kammer vergütet werden.

Meine Hausleute sind höchst gefällig und aufmerksam. Ich habe ein hübsches großes Zimmer, in dem man gut auf und abgehen kann, auch ist es recht hübsch möblirt und vor Mittag kühl; dann aber scheint freilich die Sonne desto unbarmherziger auf die Läden. Das Schlafzimmer ist sehr klein und wird nur durch eine Thüre von dem Wohnzimmer getrennt, indeß höre ich nichts durch. Ein dienendes Subject macht mir Stiefel und Kleider rein und thut Ausgänge, für 2 fl. monatlich. Der Hausherr ist sehr bieder und freundlich, ein ältlicher, stiller Mann, aus Glarus gebürtig, hier in der katholischen Kirchensection angestellt. Die Frau v. H. sieht ihrer Schwester kaum ähnlich, hat ein feines und gefälliges Betragen und ist so gütig, mir heute Mittag Suppe, Rindfleisch, Pfannkuchen und dürre Zwetschgen zu kochen. Du wirst fragen, wie ich gestern Mittag es angefangen habe, meine strenge Diät fortzusetzen. Die Sache konnte schwierig erscheinen, weil ich die Hausfrau anfangs gar nicht traf, sondern nur ihren Mann und die, soviel ich sehen konnte, eben nicht häßlicher gewordene Frl. Nelly. Gleichwohl habe ich die Aufgabe mit bewundernswerther Einfachheit gelöst, indem ich blos einen in der Tasche vorgefundenen Weck von Weingarten aß und dann um 4 Uhr im Erbprinzen mir an Zunge, Reh- und Kalbsbraten gütlich that.

In der gestrigen Brütwärme bin ich über 3 Stunden auf dem, zum Glücke vortrefflichen Pflaster herum gestiegen, um meistens Fehlbesuche zu machen. Ich traf nur Reizenstein, der in meinem Beisein 3 biedere bürgerliche Deputirte vom Oberlande aufs Kraftvollste bearbeitete, so daß sie die besten Vorsätze äußerten, – ferner Böckh, und den Kriegsminister von Schäfer, einen höchst

freundlichen, würdigen Mann, der mir an der Sprache anhörte, daß ich kein Pfälzer sei, und, als ich meinen Geburtsort nannte, aus seinen Kriegserfahrungen davon erzählte, wie er bei Möhrendorf und Baiersdorf (so sprach er) gegen die Franzosen gefochten habe.

Abends gieng ich zum zweitemale zu Nebenius, mit Mittermaier; wir fanden ihn unwohl, übel aussehend, auch soll er verstimmt sein wegen einer Zurücksetzung, die ich noch nicht recht weiß.

Bei Böckh (bad. Minister in verschiedenen Ressorts) war eben der Regierungsdirector Rettig von Constanz, der den berüchtigten Bericht gegen Heidelberg geschrieben hat. Als ihm mein Name genannt wurde, machte er unwillkürlich eine verlegene Miene des bösen Gewissens. Herr von Böckh schien auch nicht viel aus ihm zu machen, wie er denn überhaupt im Bewußtsein seiner Überlegenheit immer ironisch sich über die zweite Kammer aufhält.

Die Straßen sind voll schwarzgekleideter Deputirter, die einander begrüßen, und jeder neue College wird freundlich willkommen geheißen. Wie anders ist es doch in Karlsruhe als in Heidelberg! Die große Staatsmaschiene, die hier ihre Haupt-Räder und Federn hat, ist überall sichtbar, eilende Canzleidiener mit Acten und Briefen, Canzleiverwandte, die von den Bureaux kommen, Räthe, die zu den Sitzungen gehen, Pensionirte, die sich sonnen. –

Unter den Deputirten, mit denen ich zusammentraf, war auch der große Welker, der in seinem wehmüthig-freundlichen Blicke recht als Schwärmer erschien.

Heute morgen um halb 8 Uhr gieng ich zum Markgrafen Wilhelm, bei dem mich Herr von Ellrichshausen einführte (der bekannte Director des landwirthschaftlichen Vereins, der die verunglückten Vorlesungen über die Landwirthschaft hielt). Der Markgraf ist ein schöner, würdig aussehender Mann, der mich in Bezug auf Thibauts Vorwort recht gütig aufnahm, auch versprach, mir beim Abschütteln des Secretariats beizustehen. Er sagte, er habe in Ansehung meiner Wahl schon mit den meisten gesprochen. Es wird wohl keinen Anstand haben.

Um 10 Uhr versammelte man sich in den Nebenzimmern beim Saale. Neveu, den ich auf der Straße fand, führte mich ein, auch zeigte sich sogleich mein ehemaliger Schüler von Andlau, der mir einmal einen Käse aus dem Münsterthale geschenkt hatte, und der eminent gutmüthig ist, mit sehr mäßigen Geistesanlagen.

Man hat unter den adeligen Herrschaften eben nicht Ursache, schüchtern zu sein, vielmehr drohen mir schwere Arbeiten, namentlich kommt das wichtige Zehntablösungsgesetz zuerst an unsere Kammer und es ist leicht möglich, daß ich der Berichterstatter werde, wie einige meinen; das wäre eine Arbeit von, der Himmel weiß wieviel Bogen, aber rein kameralistisch, die ich nicht ungern übernehmen würde.

Die Sitzung war ganz kurz. Unter andern wurde die Deputation durchs Loos gezogen, die übermorgen bei der Eröffnung der Sitzungen den Grosherzog an der Thür empfängt und bis an den Thron geleitet. Ich zog Nr. 3, aber es war ein Versehen gemacht worden, wir mußten nochmals loosen und ich zog Nr. 2, das Schicksaal hat sich also fest in den Kopf gesetzt, mich zu diesem, sonst höchst unbedeutenden Ceremonialdienst zu bestimmen. Montag um 9 Uhr ist Gottesdienst, um 11 Uhr Eröffnung der Sitzungen, um 1 Uhr große Cour bei Hofe. [...]

Die Fürsten sind auf dem Landtage nicht erschienen, auch der Erzbischof nicht. Der Herr mit dem goldenen Kreutze kommt mir oberflächlich und hohl vor; übrigens ist er recht artig. Ich sitze ganz am Rande der zweiten Reihe von Bänken, neben dem Artillerieoberst v. Lassolaye. [...]"

Rau schreibt noch in einem Anhang: „Wenn ich fortfahren wollte, in solcher Länge und Breite von meinem hiesigen Leben zu erzählen, so würde ich viel Papier verderben. Die ernsteren Geschäfte und Verhältnisse werden nachkommen und die Berichte kürzer werden.“

Das wird sich bestätigen, aber wegen der ursprünglichen Art der Schilderung sollten die ersten Briefe nahezu ungekürzt hier aufgenommen werden.

„Karlsruhe, Montag Abend 20. Mai 1833

Meine theuerste Amalie!

Mit einem Frohgeföhle wie der Soldat, der von der Schildwacht in glühender Hitze in sein kühles Quartier heimkehrt, habe ich so eben den Degen abgelegt und mich in die neuen Pantoffeln gesteckt. Um die Behaglichkeit recht zu genießen, will ich mich mit Dir unterhalten, und, da ich ohnehin den Kopf voll von den Erscheinungen dieses beschwerlichen Tages habe, Dir erzählen, wie es zugegangen ist. Das Programm über die Feierlichkeit und die Thronrede wird die Karlsruher Zeitung liefern. Es war ein schöner heller Tag. Kurz vor 9 gieng ich ins Schloß. Lakaien, Thürsteher mit dem Stock, der einen großen silbernen Knopf hat, und Heiducken in Husarentracht, alle roth, standen am Portal; sogleich wurde ich in ein Vorzimmer gewiesen, 2 Lakaien öffneten die Flügelthüren zum Stockholmer Saale und hier empfiengen 2 Kammerherren, die nach und nach ankamen, die Mitglieder der 1. Kammer. Der eine war der junge Berckheim, der andere Ministerialrath von Reck, den ich ebenfalls kenne, und der als dienstthuender Ceremonienmeister einen schwarzen Stock vor sich trug. Gegen 9 Uhr führte man uns aus dem Portal, über den Schloßplatz, in die Schloßkirche, wo unten in der Mitte beide Kammern einander gegenüber saßen, wie in Schlachtordnung, um sich wenigstens zum Kampfe zu betrachten. In der 1. Kammer war Alles im höchsten Staate, mit Orden, Bändern, Kammerherren- und Malteser-Uniformen; nur unser 3 waren einfach schwarz, Prof. Zell und der Vorstand der Kirchensection, Geh. Rath von Berg, mit dem ich gieng (der Onkel unseres Oldenburger Berg). Hofprediger Martini hielt die Predigt, die zwar besser hätte sein können, aber doch nicht übel

war. Der Hof war oben in seiner Loge.

Um 10 1/2 waren wir wieder im Schloß. Die Wagen fuhren vor, und ich nahm gerne den Sitz im Wagen des H. v. Rüdts (Geheimrat, Abgeordneter des grundherrlichen Adels in der 1. Kammer) an, um unerhitzt im Ständehause anzukommen. Durch die Straßen war fortlaufend ein Spalier von den Truppen gebildet, denen man, da sie selbst ihre Tornister an hatten, die Hitze deutlich ansah.

Im Ständehause gingen wir ins Local der 1. Kammer, wo sich außer uns auch die Minister, Staatsräthe (Nebenius nicht, weil er nicht im Staatsministerium ist), ferner Kammerjunker, und eine Menge Leute versammelten. Auch der alte Reizenstein war zugegen. Unter den dienstthuenden Kammerjunkern fand ich wieder 2 gute Bekannte, Marschall und Stockhorn.

Etwas nach 11 Uhr donnerten die Kanonen, ein Zeichen, daß der Groshertzog im Schlosse aufbrach. Nun wurden wir von den Ceremonienmeistern in den Saal der 2. Kammer geführt, wo wir in dem mittleren Raume vor den Stufen Sessel fanden. Bald setzten sich die Deputationen beider Kammern in Bewegung, wir stellten uns am Portale auf, und bald, unter dem Läuten aller Glocken, dem Donner des Geschützes und dem God save the King der Militärmusik, nachdem ein Zug der schönen hellblauen Dragoner vorübergeritten war, ritt der Groshertzog herein. Er war in blauer Generalsuniform, blauen Pantalons, dem gelben Ordensband des Fidelitas Ordens. Der Markgraf Wilhelm und der Fürst von Fürstenberg bewillkommneten ihn und wir zogen nun vor ihm her in das obere Zimmer, wo wir einen Kreis bildeten. Nachdem er mit jedem ein Wort gesprochen, zogen wir wieder vor ihm her in den Ständesaal, wo er sich auf den Thron begab.

Die Feierlichkeit ist in der That imponirend. Links die Minister, rechts eine Menge von Officieren, oben die Groshertzogin mit ihren Kindern und den Hofdamen. Die Thronrede wird hoffentlich im Lande einen guten Eindruck machen. Nachdem wir, einer nach dem anderen, vereidet waren, geleiteten wir den Groshertzog wieder bis zum Pferde und zogen sodann mit der ganzen 1. Kammer wieder in unser Local. Das war der 2. Act, nach dem man 1 1/2 Stunden zu Hause ausruhen konnte.

Um 1 Uhr gieng es wieder ins Schloß. Hier sammelte sich im mittleren Marmorsaale, am Balcon, die 2. Kammer, wir, sammt den Ministern p. daneben im blauen Zimmer, im letzten die fremden Gesandten. Als nun die Thüren geöffnet wurden, trat das groshertzogliche Paar heraus und jeder der im Kreise stehenden wurde angeredet. Die Groshertzogin, die mich in der That mehr interessirte als ihr Gemahl, den ich schon öfter gesehen hatte, trug ein grünseidenes Kleid, vorne an zwei Stellen aufgeschlitzt, bloßen Hals, ein gesticktes Chemischen und eine sehr große, baretartige Toque von buntem Seidenzeuge auf dem Kopf. Es ist zu bewundern, mit welcher Leichtigkeit sie jedem etwas zu sagen weiß, und man wird selten solche Anmuth des Betragens finden.

Auch der Groshertzog löste seine mühsame Aufgabe mit Würde. Nun mußten wir in dem heißen Zimmer so lange stehen, bis auch die Deputirten nebenan begrüßt waren. Nach 2 Uhr kam das Paar wieder zurück, sogleich aber begann der Zug in den ungeheuren Speisesaal, wo ein Hufeisen gedeckt war. Es mochten 150 Gedecke sein, und etwa 60 rothe Lakaien und grüne Fouriere warteten auf. Ich setzte mich zu Nebenius, rechts neben mich kam zufällig ein alter Erlanger Jugendbekannter, der Cabinetsrath Klüber. Daß man auf Silber speißte, ungeheuer vielerlei, das ist leicht zu errathen; zugleich aber ist man wegen der Größe der Tafel völlig ungenirt, wie in einem Wirthshause, nur daß das Geräusch der Bedienten unbequem ist. Die Tafel war schön verziert mit allerlei Aufsätzen. Wie schade, daß ich von den herrlichen Weinen nichts genossen habe, als ein paar Tropfen Champagner in Wasser! Wie würde Z. gezecht haben!¹⁶⁰

Der Groshertzog stand auf und trank aufs Wohl der beiden Kammern, dann der Markgraf Wilhelm aufs Wohl des Groshertzogs, mit lauten Hochrufen aller Anwesenden, dann der Alterspräsident der 2. Kammer auf die Groshertzogin. Es mochte halb 4 Uhr sein, als die hohen Herrschaften wieder in die vorgehen Zimmer giengen und die Gäste hinterher. Nun wurde Kaffee gereicht, es bildeten sich Gruppen, wo man nach Behagen plauderte, höchst ungezwungen, auch mischte sich das groshertzogliche Paar wieder unter uns. Die Groshertzogin fragte nicht nur nach Thibaut (und das thut hier Jedermann), sondern auch nach Umbreit, und als ich das Nöthige erwiederte, sprach sie sehr gütig von ihm und trug mir auf, ihn zu grüßen, wenn ich ihm schriebe; dieß soll sogleich für ihn gelten. Selbst Rotteck und Welker wurden angesprochen. Ich bemerkte leicht aus den Äußerungen und Mienen der Groshertzogin, wie ängstlich sie einen guten Ausgang des Landtages wünscht. Um 5 Uhr zog sich der Hof zurück und nun giengen wir unserer Wege. Was man an Hitze in dem knappen Anzuge, in den heißen Zimmern, zu leiden hatte, magst Du Dir denken.

[...]

In treuster Liebe

Dein KHR.“

Diese Schilderungen des frisch gebackenen Parlamentsmitgliedes geben unerwartete Einblicke in das parlamentarische Leben seiner Zeit. Offenbar ist er voller Spannung, was da jetzt passiert und wie er mit den Leuten zurechtkommen wird. Die vielen prominenten Namen machen ihm sichtlich Eindruck, auch der festliche Beginn der Sitzungsperiode.

¹⁶⁰ Vermutlich ist hier sein unterlegener Mitbewerber Zachariä gemeint.

An einer weiteren Stelle sagt er dazu:

„Übrigens finde ich, daß man mit den Leuten ganz gut auskommt, wenn man recht herzhaft, als wären es alte Bekannte, mit ihnen darauf losplaudert und sich um Orden und Sterne nicht kümmert. Geh. Rat von Falkenstein, der 2. Vicepräsident unserer Kammer, ist ein trefflicher Mann.“
Er beginnt also Fuß zu fassen.

Ein wenig merkt man, daß er gewisse Befürchtungen hat wegen des Ablaufes des Landtages. Von Rotteck und Welcker scheint Bedrohliches auszugehen, er findet es offenbar verwunderlich, daß die Großherzogin auch mit diesen beiden plaudert, denen ein revolutionärer Ruf voraus geht. Die Großherzogin wird beschrieben als jemand, der „ängstlich einen guten Ausgang des Landtages erwartet“. Die vereinigten Hochrufe beim Toast für den Großherzog stimmen aber wieder zuversichtlich.

Insgesamt geht Rau recht hoffnungsfroh an seine neue Arbeit.

Schon in einem seiner nächsten Briefe bestätigen sich seine unbestimmten Befürchtungen:

„Karlsruhe, 24. Juni 1833

Mein mit der Wäsche abgegangener Brief hat dich ohne Zweifel wegen des Auflösens der Kammer in eine Besorgniß gesetzt, die Du wohl auch nicht bloß für Dich behalten hast. Ich eile deshalb, Dir den Ausgang dieser Krisis zum Guten zu melden. Der Streitpunkt war das Verlangen der Regierung, daß die Verhandlungen über die Zurücknahme des Preßgesetzes in geheimer Sitzung geschehen sollten, wie auch bei den Mittheilungen der Regierung geschehen war. Sie durfte und mußte darauf bestehen und hätte im Falle der Verweigerung unfehlbar die Auflösung ausgesprochen. Heute Morgen hat nun nach langer Debatte die 2. Kammer mit 45 gegen 15 Stimmen (was eine sehr erfreuliche Majorität ist) die Entscheidung gefaßt, daß jene Verhandlungen wirklich geheim sein sollten, nach ihrer Beendigung aber dann öffentlich berathen werden solle, was nun weiter in Ansehung der in Confusion gerathenen Preßgesetzgebung anzufangen sei. Die Regierungscommissaire haben diese Trennung gut geheißen und so ist die Gefahr für jetzt vorüber. Es war eine merkliche Spannung bei Jedermann sichtbar.“

Hierzu ist anzumerken, daß das Problem der Pressefreiheit über viele Jahre den badischen Landtag beschäftigte. Das Pressegesetz von 1831, das die Freiheit politischer Meinungsäußerungen garantiert hatte, war aufgrund von Interventionen des Bundes 1832 aufgehoben worden. Die reaktionären Kräfte im Bund, allen voran der österreichische Staatskanzler Fürst von Metternich, glaubten mit der Unterdrückung der Pressefreiheit, von Metternich als „Geißel der Welt“ angesehen, den für Gesamtdeutschland gefährlich erscheinenden badischen Liberalismus schwächen zu können.¹⁶¹

¹⁶¹ Vgl. Karl Stiefel: *Baden 1648-1952 S. 270 ff.*

Also gab es infolge der Bundesdrohung der Bundesexekution gegen Baden in Baden wieder eine Zensur. Dieses ständige Schwanken zwischen eigentlich gewolltem Liberalismus und erzwungener Unterdrückung machte die Pressefreiheit und ihre Handhabung bzw. Nichthandhabung zu einem ungelösten Problem im badischen Landtag. Rotteck und Welcker hatten sich beide als Vorkämpfer des badischen Liberalismus profiliert. Im Zuge des Kampfes um die Pressefreiheit war die Universität Freiburg aus politischen Gründen geschlossen worden und Rotteck und Welcker waren in den einstweiligen Ruhestand versetzt worden. Rotteck hatte man den schärfsten Kampf angesagt. Seine Wahl zum Bürgermeister in Freiburg im Jahre 1833 wurde von der Regierung nicht bestätigt. Nun sind beide wieder Mitglieder der 2. Kammer.

Ein weiteres heikles Problem wird angesprochen:

„In der 1. Kammer hat heute die Partei der Grundherren mit 10 gegen 7 Stimmen eine Meinung durchgesetzt, die man für die liberalere halten müßte, wenn sie nicht von ihnen käme. Es betraf die Gestattung von Vereinen jeder Art. Nur Falkenstein und Türkheim waren auf unserer (unterliegenden) Seite. Die Regierung hatte unseren Vorschlag vorgezogen und wird etwas ärgerlich sein. Ich mußte 4-5mal sprechen, meine erste Rede von 3 Bogen ist bereits von der Aufzeichnung des Geschwindschreibers in ordentliche Schrift übersetzt und liegt schon zur Correctur vor mir.“

Hier wird das Problem der Vereine sichtbar. Vereine und Versammlungen derselben wurden, soweit sie politisch motiviert waren, als Bedrohung des Staates angesehen. Im Juni 1832 erging ein Verbot öffentlicher Reden.

Der Landesfürst selbst nahm Stellung gegen das Stattfinden politischer Versammlungen (Mai 1832) sowie gegen politische Vereine (Juni 1832) und warnte vor umstürzlerischen Tendenzen. Die Regierung ging sogar so weit, vorübergehend das „Wandern“ in der Schweiz zu verbieten, um den Kontakt mit dortigen Umstürzern zu verhindern. (1834, wieder aufgehoben 1835.) Glücklicherweise hatte Rau bereits 1832 seine erste Reise durch die Schweiz gemacht!

Die Vereinsgesetzgebung sollte auch häufig das Parlament beschäftigen. Raus Einstellung zu den „Grundherren“ die sich in dieser Abstimmung durchsetzen, wird deutlich: Für liberal hält er sie nicht, auch wenn hier ihre Haltung so aussieht. Eine weitere Briefstelle betrifft den Sohn eines guten Bekannten. Sie soll hier aufgenommen werden, weil an dem beschriebenen Vorfall deutlich wird, was unter der Oberfläche rumort:

„Gustav Tiedemann ist in die bösesten Händel gerathen. Er ist in seiner Hitze 2 Officieren aufs Zimmer gerückt, hat Ohrfeigen ausgetheilt und eine förmliche Prügelei angefangen. Man ist überzeugt, daß er nicht fort dienen kann und fürchtet sogar die Festung, oder gar noch dazu ein Duell auf Leben und Tod! Die armen Eltern!“

Gustav Tiedemann ist der Sohn des Heidelberger Professors für Anatomie, Zoologie und Physiologie Friedrich Tiedemann. Von ihm hat Rau sein erstes Haus gekauft, er ist auch sein Nachbar. Gustav Tiedemann (1808-1849) war bis 1833 badischer Offizier, später in griechischen Diensten, Leiter der Kriegsschule in Piräus. Er mußte also tatsächlich wegen des beschriebenen Vorfalles aus dem badischen Dienst ausscheiden. Aufgrund politischer Veränderungen in Griechenland schied er auch dort aus und war 1849 Oberst in der badischen Revolutionsarmee und Festungskommandeur in Rastatt. Dort wurde er am 10.8. zum Tode verurteilt und am nächsten Tage hingerichtet. Die Revolution wirft ihre Schatten auch in diesem Falle voraus.

Das Wildschadensgesetz beschäftigt Rau. Am 30.7.1833 schreibt er:

„Heute bin ich schon durch Geschäfte zerstreut worden; wir hatten eine dreistündige Sitzung über das Wildschadensgesetz, wo es Neveu, Fürstenberg und mir nicht leicht wurde, den Markgrafen und 2 Grundherren zur Einwilligung in solche Sätze zu bringen, die auf den Schutz der Bauern abzielen, doch kamen wir gut aus und werden uns vereinigen.“

Am 5. August schreibt er dazu:

„In dieser Woche haben wir 4 Sitzungen wegen des Wildschadens gehabt, wir haben es dahin gebracht, daß das Gesetz mit Ausnahme einer einzigen Bestimmung nun selbst von Mördes gebilliget wird, was viel sagen will.“

Ein weiteres Gesetzesvorhaben beschäftigt sich mit dem Forst. In Gesetzen und Verordnungen über die Beförderung von Privat- und Gemeindewaldungen von 1831 und 1832 war versucht worden, Waldverwüstungen und Kahlhiebe zu verhindern. Schließlich kommt am 15.11. 1833 ein diesbezügliches Forstgesetz zustande.

Rau schreibt dazu:

„Die größte aller Arbeiten ist das Forstgesetz. Heute wurde bei uns eine Commission dafür gewählt, obschon das Gesetz kaum zur Hälfte durch die 2. Kammer gegangen ist. Beinahe wäre die Theilnahme an dieser Commission, deren Präsident natürlich Neveu ist, an mir vorübergegangen, und ich hätte dadurch überaus viel Zeit erspart. Der Fürst, wie man ihn schlechtweg hier nennt, und ich hatten gleich viel Stimmen, das Loos aber entschied für mich, was mir doch lieber ist, weil die Verhandlungen interessant und lehrreich sein werden und ich, wenn ich hier sein soll, auch gerne recht thätig mitwirken will.“

Es soll ihn noch oft beschäftigen; das Gesetz, erlassen am 15.11.1833, ist, mehrfach verändert, in seiner Fassung von 1854 noch heute bestimmend über den Umgang mit Forsten im ehemalig badischen Gebiet.¹⁶²

¹⁶² vgl. Karl Stiefel: *Baden 1648-1952*. S. 1788 ff.

Im gleichen Brief vom 5. August 1833 beschreibt Rau ganz neue technische Horizonte:

„In diesen Tagen hat mich der Plan einer Eisenbahn von Mannheim und Heidelberg bis Basel viel beschäftigt, weil ich darüber zu berichten habe. Der Plan lautet gar herrlich. Wie angenehm wäre es, morgens um 5 Uhr in Heidelberg den Dampfwagen zu besteigen, um 8 Uhr in Oos, um 1 Uhr aber schon in Basel zu sein und folglich am 2. Abend auf dem Weißenstein im Angesicht des Montblanc zu stehen! Eine Lustfahrt nach Baden würde man Sonntag früh antreten und Abends 8 Uhr wieder zu Hause anlangen. Aber so weit sind wir noch nicht, und die Sache hat doch mehr Schwierigkeit, als der Urheber des Plans, Kaufmann Neuhaus von Mannheim glaubt, mit dem ich viel Besprechungen hierüber hatte.“

Diese Initiative des Mannheimer Kommerzienrates, die dem Landtag den Vorschlag einer Eisenbahn von Mannheim nach Basel und an den Bodensee mit Kosten- und Rentabilitätsberechnungen unterbreitete, hatte zunächst nicht den gewünschten Erfolg. Erst als eine elsässische Aktiengesellschaft zum Bau einer Eisenbahn von Straßburg nach Basel im Jahr 1837 gegründet wurde, entschloß sich Baden im Jahre 1838 auf der Grundlage der Empfehlung von Carl Friedrich Nebenius auf Staatskosten eine Bahn von Mannheim über Heidelberg bis Basel und eine Seitenbahn von Appenweier nach Kehl zu bauen.

Damit war Baden nach Belgien Träger der ersten größeren Staatsbahn in Europa. Das diesbezügliche Gesetzeswerk, auch von Rau als dem Berichterstatter der 1. Kammer unterstützt, datiert vom 29.3.1838.¹⁶³ Im September 1838 wurde die Strecke Mannheim-Heidelberg begonnen und am 12. 9. 1840 in Betrieb genommen.

Zwischendurch gibt es auch gelegentlich Kulturelles, wie der Besuch der Oper, deren Aufführungen Rau in den Briefen an seine Frau ausführlich beschreibt und kommentiert, wie auch Geselliges, wie beispielsweise eine Einladung zum Essen bei Hof:

„Heute habe ich in kleiner Gesellschaft bei Hof gespeißt, mit so wenig Förmlichkeiten, daß Pantalons mit Stiefeln angesagt waren, doch erschienen die meisten von uns in Schuhen. Es waren außer Fürstenberg, dem Hofpersonale nur 6 Mitglieder der 1. Kammer, der Minister v. Türkheim und der jüngere v. Wächter da, der wegen der Abwesenheit des württembergischen Gesandten die Gesandtschaftsgeschäfte besorgt. Wer hätte mir, als dieser lustige Zeisig in Heidelberg mit seinem phlegmatischen Bruder studierte, gesagt, daß er einmal als diplomatische Person mein Tischnachbar bei Hofe sein würde!

¹⁶³ Vgl. *Karl Stiefel: Baden 1648-1952. S. 1513 ff.*

Doch benimmt er sich recht ordentlich. Wir speißten in dem schönen Gartensaale unter dem großen Speisesaale, und da die Gesellschaft so eng war, so wurde über die Tafel hin und her gesprochen, wobei mir meine italienische Reise gute Dienste leistete. Der Porto, Champagner und Tokajer, die Melonen und Ananas waren vortrefflich.“ (10.8.1833)

Solche geselligen Veranstaltungen sind ein gelungener Ausgleich für die Sitzungen, die offenbar recht anstrengend sind. Am 24.8.1833 schreibt er:

„Diese Woche gieng es heiß her. Von Montag Mittag bis gestern Abend habe ich 21 1/2 Stunden Sitzungen gehabt, gestern von 10 bis 1 und von 3 bis halb 8 Uhr. Das war allerdings ermüdend, und am Donnerstag, wo wir von 8-1 Uhr über dem Forstgesetz waren, wurde ich zuletzt vor Müdigkeit und Hunger ganz caput.“

Der Landtag 1833 endet am 14. November, der Ständische Ausschuß tagt noch vom 18. Bis 30. Dezember. In der Ausgabe vom 10. Dezember 1833 melden die „Heidelberger Wochenblätter“:

„Heidelberg, den 9ten Dezember 1833.

Die Einwohner Heidelbergs gaben zu Ehren der hier wohnenden landständischen Abgeordneten beider Kammern, der Herren Mittermaier, Mördes, Posselt, Rau, Speyerer und Winter, gestern ein Gastmahl, das sich durch Herzlichkeit, Eintracht und Frohsinn der zahlreichen Versammlung auszeichnete.

Unter den vielen schönen und erhebenden Trinksprüchen verdienen besonders diejenigen des hochverehrten Präsidenten der 2. Kammer (Mittermaier) eine recht ausgedehnte Verbreitung, da sie nicht nur das politische Glaubensbekenntnis dieses edlen Mannes, sondern auch, wie wir gewiß wissen, der hiesigen Bürgerschaft und der großen Mehrzahl im geliebten Vaterlande enthalten.“

(Folgt Rede Mittermaiers.)

Im Jahre 1834 findet kein Landtag statt, nur der Ständische Ausschuß tagt vom 3.-11. November in Karlsruhe.

Am 18. Januar 1835 wird Rau erneut als Abgeordneter der Universität in die 1. Kammer des Landtages gewählt. Er erhält 15 von 24 Stimmen. Diesmal dauert der Landtag vom 30. März bis 28. August. Für 22 fl. monatlich wohnt Rau bei Frau v. Krieg. Über diese Landtagsperiode schreibt Rau in seinem Hausbuch:

„Die Zollvereinigung war das anstrengendste Geschäft des Landtages, der Bericht rasch vorgelegt nach dem Eintreffen des Beschlusses der 2. Kammer, die Überarbeitung brachte mich in Gefahr einer Krankheit. – Budgetarbeiten. –

Zuletzt wurde noch der Bericht über den Elzcanal in kurzer Frist, vor Verlauf von 24 Stunden nach Erwählung der Commission erstattet.

Die Uneinigkeit mit den Grundherren, davon mehrere jung, verblendet, arm an Talent waren, brachte viel Unangenehmes, besonders da es mir oblag, bei der Muthlosigkeit anderer meistens vorzutreten. Bannrechte und Gemeindeumlagen regten diese Differenz am meisten auf. Bei der letzteren Gelegenheit wie bei dem Expropriationsgesetz, hatten wir stets die Majorität gegen diese aristokratische Opposition, die in den letzten Sitzungen aus Verdruß größtentheils ausblieb. – Ich wurde mit von Unstern und von Theobald wieder in den Ausschuß gewählt.“

Es verwundert nicht, daß Rau das Problem der Zollvereinigung als das schwierigste darstellt. Bestrebungen in diese Richtung gab es schon um 1817/18, vorangetrieben von Friedrich List durch Werbung in allen Staaten und in Bezug auf die praktische Durchsetzbarkeit untermauert von Denkschriften von Carl Friedrich Nebenius¹⁶⁴ Prinzipiell traf der Gedanke einer Zolleinigung auf Zustimmung in allen deutschen Staaten, jedoch verhinderte manch gegenseitiges Mißtrauen die endgültige Realisierung. Preußen hatte sich Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre als durchsetzungsfähige Führungsmacht etabliert; genau dies verzögerte aber im liberalen Staate Baden den Beitritt. Vor allem der liberale Vorkämpfer Rotteck wollte sich nicht mit einer reaktionären Macht wie Preußen zusammenspannen lassen. Wie bereits erwähnt, hatte Preußen 1832 seinen Studenten die badischen Universitäten verboten. Dennoch konnte sich Nebenius durchsetzen. Am 12. Mai 1835 schloß Baden den Einigungsvertrag mit Preußen ab, und wenig später wurde der Vertrag von beiden Kammern der Ständeversammlung mit großer Mehrheit gutgeheißen. Den Kommissionsbericht über die Adresse der zweiten Kammer in Betreff des Zollwesens wurde von Rau erstattet und ist in gedruckter Form erhalten.

Das Zehntablösegesetz beendete ein seit Jahrhunderten bestehendes Rechte- und Pflichtenverhältnis, das für die weltliche und kirchliche Ordnung von maßgebender Bedeutung gewesen war. Baden war in dieser Frage Vorreiter vor allen süddeutschen Ländern. Im Jahre 1833 entsprach der Jahresertrag der Zehnten etwa 3 Millionen Mark. An diesem Ertrag waren beteiligt: der Domänenärar zu 50 %, die Standes- und Grundherren zu 20 %, die Pfarrpfründen zu 15 %, sonstige Berechtigte, insbesondere Anstalten und Stiftungen, Schulen usw. zu 15 %. Das Gesetz war vor allem zwischen erster und zweiter Kammer strittig. Schließlich einigte man sich in einem Kompromiß, nach dem der Zehnte gegen einen zwanzigfachen Jahresertrag abgelöst werden sollte, die Staatskasse ein Fünftel des gesamten Ablösekapitals übernehmen sollte. Rau hatte offenbar das undankbare Amt, die Partei der Grundherren davon zu überzeugen, eine aus alter Zeit stammende Herrenposition aufgeben zu sollen. Die Entschädigungen waren in der zweiten Kammer sicherlich als zu hoch, bei den Grundherren eher als zu niedrig angesehen worden.

¹⁶⁴ Vgl. Jos. Beck: *Karl Friedrich Nebenius. Mannheim 1866 S. 66 ff.*

Vom Kampf um diese Gesetzgebung berichtet er in einem Brief an seine Frau vom 6. August 1835:

„Heute begann die Discussion über das Gesetz wegen erzwungener Abtretung des Eigenthums, worüber der jüngere Brokheim Berichterstatter war. Es war ein ziemlich juristischer Gegenstand, weshalb ich für nöthig fand, mich gut vorzubereiten. Noch vor der Sitzung wurde ich [...] über die Straße gerufen, weil man auch dort mit einem Antrage der Commission nicht zufrieden war, den ich schon zu bekämpfen beschlossen hatte. Ich eröffnete die Verhandlung mit einem einleitenden Vortrage, setzte dann den Antrag gegen die Commission durch, der auch durch den Markgrafen unterstützt wurde, indem er seine Leute vorher bestimmte, mir beizutreten, so daß wir 10 gegen 8 Stimmen hatten, und bewirkte noch 2 andere Veränderungen, so daß ich von der 4-stündigen Debatte halb heiser wurde, aber auch die Freude des Sieges gewann. Der arme Berichterstatter spielte eine klägliche Rolle, ohne daß ich ihm etwas zu Leide gethan hätte.“

Am 7. August geht es weiter:

„Die Regierung hat uns heute erklären lassen, der Landtag werde unwiderruflich bis zum 26. geschlossen, also über 3 Wochen, worüber ich sehr froh bin. Heute sah ich Chelius in unserer Kammer, als eben die gestrige Fehde wieder von den Grundherren erneuert wurde. Rüdt, Berkheim Vater und Sohn, Gemmingen, Göler I rückten ins Feld, von unserer Seite außer den Regierungscommissairen Nebenius und Beck nur ich und mit einigen Worten Zell, der Markgraf machte eine besorgte Miene, aber wir behielten mit 9 gegen 8 Stimmen den Sieg. Andlaw ist abwesend und der Bischof stimmte mit der Regierung. Es zeigt sich immer deutlicher, daß die Grundherren mit ihren unbilligen Forderungen in der Regel abfahren, aber Niemand mag sich außer den Commissairen der Regierung mit ihnen herumbeißen als ich, und es sollte mich nicht wundern, wenn sie mir bitterböse wären, was sie aber nicht merken lassen.“

Rau schätzt seine Gegenspieler von den Grundherren als „jung, verblendet, arm an Talent“ ein, was den Umgang mit ihnen nicht gerade erleichterte. Offenbar resignierten sie auch gegen Ende der Verhandlungen und kamen gar nicht mehr zur Sitzung. Dennoch wurde das Gesetz am 15.11.1833 verabschiedet. Die tatsächliche Ablösung verlief allerdings schleppend. Von 5.860 Zehntberechtigungen aus dem Jahre 1831 waren 3.673 im Jahre 1845 und 5.684 im Jahre 1857 abgelöst. Die letzte Ablösung erfolgte im Jahre 1893.

Auch 1837 ist Rau als Vertreter der Universität Mitglied der 1. Kammer. Am 5. März reist er nach Karlsruhe, der Landtag endet am 1. August. Diesmal wohnt Rau bei Frau Krederer im Hause ihres Schwiegersohnes, des Oberbaurats Scheffel. Hier werden freundschaftliche Verbindungen geknüpft. Der Sohn dieser Familie wird später während seines Jurastudiums im Hause Rau in Heidelberg wohnen. Es handelt sich um den späteren Dichter Joseph Victor v. Scheffel.

Von 1837 hat sich ein „Commissionsbericht über den mit dem Königreiche Württemberg und dem Großherzogthum Baden abgeschlossenen Vertrag in Betreff der Neckarzölle“ erhalten. Es geht daraus hervor, daß die Zollangelegenheiten jetzt ins Detail gehen. In seiner Rede zum Schluß der Ständeversammlung am 1. August 1837¹⁶⁵ faßt der Großherzog die wesentlichen Punkte zusammen: Es ging in diesem Landtag um Zollfragen, auch die Errichtung von Zollgebäuden, um Strafverfahren, um Strafvollzug – in diesem Fall Mittel zum Neubau und Renovierung von Gefängnissen –, den Bau eines neuen Irrenhauses, um Wasser- und Straßenbau. Auch die Eisenbahnfrage geht weiter, wobei der Großherzog betont, wie wichtig es ihm sei, das Großherzogtum vor „unheilvollen Speculationen“ bewahrt zu haben. Ausdrücklich bedankt sich der Großherzog für die „zarte Weise“, mit der die beiden Kammern den Bedarf zur Vollendung des Akademiegebäudes und die zur Erwerbung von Kunstwerken notwendigen Summen bewilligt haben.

1838 beginnt der Landtag am 11. Februar. Es handelt sich um einen außerordentlichen Landtag, dessen zentrales Thema das Eisenbahnwesen ist. Rau notiert in seinem Hausbuch: „Die Berichte über die Eisenbahnen wurden, mit Ausnahme derjenigen über die Expropriationen, von mir in der 1. Kammer geschrieben.“ Die Vorstellungen von Nebenius, nämlich eine Staatsbahn zu erbauen (s. o.) werden endgültig durchgesetzt. Der Landtag schließt am 26. März mit einer Rede von Minister Winter in Vertretung des Großherzogs, in der er ausführt:

„Se. Königliche Hoheit erkennen es an, daß die Stände die ihnen zur Berathung vorgelegte Frage in möglichst kurzer Zeit mit Gründlichkeit, Ruhe, Umsicht und Gewissenhaftigkeit berathen haben. Und wenn auch noch Zweifel gegen dieses Unternehmen stattfinden mögen (und es ist verzeihlich, wenn sie stattfinden), so mögen sie gleichfalls darin, in der ruhigen und gewissenhaften Berathung, die alle Verhältnisse erwogen hat, Beruhigung finden. Auch das Land, dessen Interessen sie von allen seiten beleuchtet und besorgt haben, wird ihnen seinen Dank entrichten. Das Ausland, welches ihren Verhandlungen mit gespannter Erwartung gefolgt ist, wird ihnen seine Achtung nicht versagen. Und so möge denn das Werk gedeihen, fortschreiten und vollendet werden, und unsere spätesten Nachkommen Zeuge sein, was wechselseitiges Vertrauen zwischen Fürst und Volk, was Einigkeit hervorzubringen vermag.“¹⁶⁶

Am nächsten Tag war Minister Winter tot. Die Trauer um ihn war im ganzen Land groß, denn er galt als ein Mann des Ausgleichs, dem es immer wieder gelang, Regierung und Stände bei auseinander laufenden Bestrebungen auf eine gemeinsame Linie zu bringen.

¹⁶⁵ *enthalten in Rau 75*

¹⁶⁶ *Beck: Carl Friedrich Nebenius. Mannheim 1866. S. 111 ff.*

Rau schreibt dazu in einem Brief an seine Frau Amalie vom 30. März 1838:

„Am Sonntage wurden beide Kammern vollständig in einer feierlichen Cour bei Hof versammelt. Am Montag schloß Winter den Landtag in einer schönen, jedes badische Herz ergreifenden Rede den Landtag.

Ich besorgte meine Geschäfte und rüstete mich, Dienstag Mittag abzureisen. Dienstag früh um 8 Uhr gieng ich aus, um noch einige Besuche zu machen, zuerst zu Winter. Auf halbem Wege zu ihm kommt mir jemand mit der Nachricht entgegen, daß er soeben verschieden sei! Du kannst Dir die Bestürzung und die Theilnahme im ganzen Lande denken! Heute ist die Leiche, zu der eine Deputation der Bürgerschaft abgegangen ist. Er hatte einen glücklichen Tod, am Schlage, der ihn traf, als er nach dem Frühstück im Beisein seiner Frau in seinem Zimmer auf- und abgieng. Er sank auf das Canapee und starb sogleich. –

Nun ist man in ängstlicher Spannung, ob Nebenius die Stelle erhalten, oder ob Rüdts von der Adelpartei vorgeschoben werden wird, womit Vieles im Lande anders werden könnte, und nicht besser! Ich suchte mündlich den Fürsten F. (gemeint ist Fürstenberg) und schriftlich noch Otterst. zu stimmen; denn es ist der allgemeine Wunsch, keinen adelichen Minister zu bekommen. Nebenius war sehr bewegt, als ich am Morgen noch einmal bei ihm war.“

Der Wunsch ging in Erfüllung, der nächste Innenminister hieß Nebenius. Im gleichen Brief äußert sich Rau noch ein wenig resigniert über seine Arbeit im Landtag und die Reaktion daheim:

„Mein Bericht hat mir viel Lob eingebracht, und ich habe auch dießmal den starken Contrast empfunden, von der Hauptstadt, wo ein einflußreiches Mitglied der Kammern von Jedermann ausgezeichnet wird, in den neidischen Kreis der Collegen zurück zu kehren. Indeß bin ich das gewohnt.

Die hiesigen Leute mögen wohl denken, mein Ansehen in Karlsruhe sei zerstört, wenn Nebenius nicht Minister wird. Zwar wäre mir dieß auch persönlich unangenehm, allein ich habe doch zu viele Verbindungen, als daß mein Einfluß von diesem einzigen Umstande abhinge.“

Diese Bemerkung leitet dazu über, was sich zu Beginn des Landtages von 1839 ereignete. Im Hausbuch schreibt Rau dazu:

„Im Winter 1838/39 die Wahlumtriebe. Bähr besonders thätig, Leonhard leidenschaftlich aufgeregt; man giebt mir Schuld, Nebenius zu allem bewogen und namentlich seine angebliche Parteilichkeit für die Theologische Fakultät bewirkt zu haben. Große Spannung und Entzweiung. Zachariä wird mit zu Rathe gezogen, man fragt bei Eichrodt an und beschließt ihn zu wählen. Bei der Wahlhandlung wird das Votum von Paulus verworfen, weil er seine Krankheit nicht ärztlich

bescheinigt hatte, obschon sie Mehreren gut bekannt war; man wußte, daß er für mich stimme. Creuzer wird noch tags zuvor von Leonhard abwendig gemacht, indem man ihn auf Nebenius böse macht. Es verlautete schon, dieser würde bald gestürzt werden. Wenige Tage vorher hatte ich Nebenius im Vertrauen den Stand der Sache gemeldet, worauf dieser an Mittermaier einen Brief schrieb, er wünsche meine Wahl. Man glaubte nicht, daß dieser Brief mit Wissen und Willen des Grosherzogs geschrieben war, wie es wirklich war, und wurde durch ihn nur noch leidenschaftlicher. Umbreit wurde beschuldigt, an Nebenius geschrieben zu haben. Für mich stimmten: Thibaut, Mittermeier, Umbreit, Ullmann, Rothe, Munke, Nägele, Gmelin, Abegg; ich für Beger. (Gewählt wurde Eichrodt).

Nach einigen Wochen verbreitet sich das Gerücht, ich würde vom Grosherzog ernannt werden. Dahmen erzählte es bei den städtischen Wahlen, wo man ernstlich an mich gedacht hatte. Neuer Zorn der hiesigen Gegner. Puchelt, als Prorector, wird vermocht, an Christ zu schreiben, meine Ernennung würde den Unfrieden vergrößern und die Universität beleidigen.

Es geschah indeß doch und die Wirkung war gerade die entgegengesetzte. Da ich das Gefühl der Kränkung über die Anfeindungen und Verläumdungen offen aussprach, mich zurückzog, Einladungen ausschlug und den Bruch mit den Gegnern als entschieden erklärte, so lenkten diese allmählig ein, wiederholte Einladungen von Leonhard, Rechtfertigung von Chelius gegen die Vermuthung des activen Antheils – der Riß wuchs allmählig wieder zu.“

Hier gingen also die Wogen hoch. Woher die große Aufregung eigentlich kommt, läßt sich heute kaum mehr nachvollziehen. Am wahrscheinlichsten ist, dass Rau als Exponent der Liberalen gegen konservative Bestrebungen unterlegen ist. Offensichtlich ist, daß Rau sich Feinde und Neider erworben hat und daß seine enge Zusammenarbeit mit Nebenius nicht gerade ungetheilten Beifall findet. Der Kurator Dahmen versucht, für Rau ein städtisches Mandat zu erreichen, aber es bleibt bei der Absicht des Großherzogs: Er ernennt Rau zu einem der nach der Verfassung von ihm zu ernennenden acht Mitglieder, und so ist Rau wieder im Landtag.

Er schreibt darüber im Hausbuch:

„Landtag 1839 wieder bei Frau Krederer.

Wegen der bevorstehenden langen Berathung des Strafgesetzes konnte ich die Nationalökonomie, 2 Stunden täglich, anfangen, dazwischen mehrmals hier sein und im Juli und August sie hinauslassen.

Berichte: Verlängerung des Zollvertrages – Handelsvertrag mit Holland – Zehntadresse wegen der Baulasten. Budgetarbeiten.“

In Karlsruhe gibt es dann noch einige Mutmaßungen, weshalb es in Heidelberg diesen Widerstand gegen eine erneute Wahl gegeben hätte. Er berichtet darüber in Briefen an seine Frau Amalie:

„Was Nebenius mir sagte, im Beisein Eichrodts, hat er auch Ullmann gesagt, und das darf man also wiederholen. Die Hauptsachen sind:

1. Man werde doch nicht glauben, daß er den Brief an Mittermaier für sich geschrieben habe, ohne vorher den Groshertzog gefragt zu haben!
2. Meine Ernennung sei der freie Entschluß des Groshertzogs, dem man den ganzen Stand der Sache, und auch die Bedenklichkeit wegen der möglichen Fortsetzung des Unfriedens vorgelegt habe: indeß habe der Groshertzog, als er dennoch den Entschluß faßte, gewußt, daß er damit auch dem Wunsche seines Bruders (d.i. Markgraf Wilhelm) entgegenkomme.

Ich höre von verschiedenen Abgeordneten, daß man sich hier allgemein gefreut habe. Die Mannheimer sagen dasselbe und bemerken, das sei eben der Neid pp. Eichrodt lacht über die Geschichten; als ich Umbreits Wunsch gemäß ihm von der falschen Sage wegen Paulus sagte, erwiederte er, er wisse das auch, man habe Umbreit noch schlimmere Worte in den Mund gelegt, als sei er ein Fürstenknecht u. dergl.“

(4.4.1839)

„Über Mangel an freundlicher Aufnahme kann ich nicht klagen; überall hat man mir Theilnahme und Freude bezeigt. Der Markgraf sprach davon, daß eben hie und da die Leute in ihren Begriffen verwirrt wären und der Neid sein böses Spiel triebe. Bökh sagt, er habe im Staatsministerium geäußert, nur dann würde er meiner Ernennung widerrathen, wenn zu fürchten sei, daß sie mir schaden könne, er glaube aber nicht, daß mir die Gnade des Groshertzogs nachtheilig werden werde. Der Groshertzog redete mich heute 3 mal an, dankte mir das erste Mal, daß ich seinem Rufe gefolgt sei, sagte später, er freue sich ganz besonders, mich hier zu sehen und gab mir schließlich die Hand, was ich ihn in dieser Versammlung noch nicht leicht thun sah. Die Secretärsstelle kann ich nicht ausschlagen, und vermuthlich werde ich Montags dazu gewählt. [...]

So eben hat mir der brave alte Stockhorn den Gegenbesuch gemacht. Er erzählte folgendes: Nebenius war durch Speyerer ängstlich geworden und schwankte wieder. Stockhorn kam gerade bei der Ankunft des Groshertzogs hieher und hörte von Jolly, wie es stehe; man sei ungewiß, ob ich nicht des lieben Friedens willen die Wahl ablehnen würde. Da antwortete Stockhorn, er habe mich kürzlich gesprochen und wisse, daß ich die Ernennung nicht ausschlagen würde, obgleich

ich dabei ein Opfer bringen müßte. Das trug zur Entscheidung bei. Der Groshertzog äußerte sich sehr unwillig über Dahmen und sagte, er würde ihm, wenn er ihn sähe, selbst einen Verweis geben. [...]

Nebenius erzählte mir noch: er hat dem Groshertzog gesagt, man werfe mir vor, mich in Alles gemischt zu haben usw., aber er könne versichern, nicht leicht Jemand so zurückhaltend als mich gefunden zu haben, was Geschäfte betreffe; so oft ich etwas hätte ihm vortragen müssen, hätte ich immer eine lange, entschuldigende Vorrede gemacht. Das ist allerdings wahr. Man betrachtet die Entscheidung über das Vermächtniß der Markgräfin als den Hauptpunct der Anklage gegen mich, was mir sehr vortheilhaft ist, denn daß ich hieran nicht den entferntesten Theil hatte, weiß jedermann.“

(6.4.1839)

Insgesamt scheint sich die Lage aber wieder zu beruhigen, denn am Ende seines Briefes schreibt Rau:

„Daß die weisen Herren gelindere Saiten aufziehen würden, habe ich mir gedacht. Von meiner Seite wird nichts geschehen, um den Bruch zu vergrößern und die Sache wird hier bald vergessen sein; für jetzt soll man, selbst beim Markgrafen, Alles aufs Genaueste wissen.“

(6.4.1839)

Der Landtag von 1839 hatte als zentrales Thema die Strafgesetzgebung. Der Präsident der 2. Kammer, Mittermaier, hebt in seiner Dankadresse der 2. Kammer auf die Thronrede des Großherzogs hervor:

„Durch die Vorlage des Entwurfs des Strafgesetzbuchs ist die Aussicht eröffnet, daß einem lange gefühlten Bedürfnisse abgeholfen wird. Wir erkennen die Wichtigkeit der Aufgabe, ein Gesetzbuch zu berathen, welches, in Übereinstimmung mit den Bedürfnissen, den Ansichten, der Kulturstufe des Volkes, die Interessen der öffentlichen Sicherheit und Ordnung mit denen der Freiheit verbindet und dem Fortschritt der Wissenschaft, so wie den Forderungen der Gerechtigkeit und Humanität entspricht.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß Eure Königliche Hoheit, von gleicher Sorgfalt geleitet, geruhen werden, die bald möglichste Vorlage einer zur Ergänzung der Strafgesetzgebung nothwendigen, auf Öffentlichkeit und Mündlichkeit gebauten Strafprozeßordnung zu verfügen.“¹⁶⁷

Hier spricht nicht nur der Präsident der 2. Kammer, sondern auch der Strafrechtler Mittermaier, dem eine Strafrechtsreform natürlich am Herzen liegt.

¹⁶⁷ enthalten in Rau 75

Der Kameralist Rau hat mithin nicht ganz so viel zu tun und kann sich täglich zwei Stunden seinem Lehrbuch der Nationalökonomie widmen. Dennoch bleibt ihm genug Arbeit mit der Fortschreibung der Zolleinigung und einer beginnenden Münzvereinheitlichung, weiteren Details der Zehntablösung, eines Handelsvertrages mit Holland und dem Budget. Gelegentlich ist es auch sehr anstrengend. Am 2. Juli schreibt er an seine Frau:

„Gestern war Morgens Sitzung, und Abends von 5-8 1/2 Uhr trug ich meinen nun ganz fertig gemachten Bericht in der Commission vor. 7 Bogen vorzulesen und zu discutiren war ein hartes Stück Arbeit, was mich halb heiser machte und sehr ermüdete.“

Gelegentlich scheint es auch einfach lästig. Am 11. 7. 1840 schreibt er an Amalie:

„Es ist überdieß eine undankbare Aufgabe, sich mit den adelichen Hohlköpfen herumzuschlagen, und man muß recht lebhaftes Interesse am Wohl des Landes haben, um es auszuhalten.“

1840 endet Raus Tätigkeit im Landtag. Für die Sitzungsperiode 1841/42 läßt der Großherzog anfragen, ob Rau bereit wäre, noch einmal als ernanntes Mitglied der 1. Kammer dabei zu sein. Rau lehnt aber ab. Er führt dafür Gründe an, die nicht überliefert sind, die aber der Großherzog akzeptiert. Er läßt Rau sein großes Bedauern über diesen Entschluß mitteilen.

So endet für Rau eine langjährige Tätigkeit in einem Bereich, der nicht allen Berufskollegen vergönnt war. Offenbar hat er diese Arbeit im allgemeinen und vor allem in den ersten Jahren gerne und erfolgreich getan. Er hat viele interessante Leute im Bereich der Politik kennengelernt, hat Freundschaften begründet wie beispielsweise mit Nebenius. Hier kommen später sogar verwandtschaftliche Beziehungen dazu, denn später wird Sohn Otto die Tochter von Nebenius, Albertine, heiraten.

Allerdings hat er auch Neid und Anfeindungen auszuhalten, die in derartigen Ämtern nicht selten sind. Nebenius war wegen Meinungsverschiedenheiten mit dem „stark konservativen und reaktionären“¹⁶⁸ Staatsminister von Blittersdorf vom Amt des Innenministers zurückgetreten; sein Nachfolger war der Freiherr Franz Rüdts von Collenberg, dessen Ernennung als Vertreter der Adelspartei Rau schon früher befürchtet hatte. Insgesamt kann sich jetzt das „System Blittersdorf“ richtig entwickeln, was der liberalen Grundeinstellung Raus zuwider läuft.

Rau beendet also seine Tätigkeit in Karlsruhe und zieht sich auf seine Aufgaben in Heidelberg zurück.

¹⁶⁸ Stiefel, a.a.O. S. 268

6. Revolution 1848

Die Revolution von 1848 beginnt in Frankreich. Das Verbot eines Reformbanketts löst die Februar-Revolution aus. Es gibt Barrikadenkämpfe; Studenten, Arbeiter und Nationalgarde erzwingen die Abdankung und Flucht des „Bürgerkönigs“ Louis Philippe. Die Republik wird ausgerufen.

Der revolutionäre Funke springt nach Deutschland über und zündet im Großherzogtum Baden. „Nicht, weil dort die Verhältnisse besonders schlimm beschaffen gewesen wären, sondern im Gegenteil, weil dort die politische Entwicklung besonders weit fortgeschritten war.“¹⁶⁹

Sehr bald sieht sich die Karlsruher Regierung mit lange aufgestauten Problemen konfrontiert, die nun zügig gelöst werden sollen. Wie Welcker in der 2. Kammer fordert, soll man sich so bald als möglich von dem „reactionairen System“ des deutschen Bundes lossagen und dem Volk die lange versprochenen Rechte gewähren. Er mahnt, es müßten „Fürsten und Volk zusammenhalten“ für „patriotische Verteidigung der Throne und zur Verteidigung des Volkes nach innen und außen.“ Es gibt ganz klar das Angebot der Opposition, man wolle bei einer Liberalisierung des Staates die monarchische Regierung voll unterstützen, nach außen gegen befürchtete kriegerische Auseinandersetzungen mit Frankreich oder den konservativen Ostmächten, nach innen gegen drohende radikale Auswüchse.

Die Regierung mit Minister Bekk erweist sich als reformbereit. Blittersdorf muß gehen. Man bildet eine neue Regierung, in der bisherige liberale Oppositionelle wie Welcker und Bassermann vertreten sind und sichert zu, wesentliche Forderungen zu erfüllen. Aber die Revolution hat schon eine gewisse Eigengesetzlichkeit entwickelt, sie ist nicht mehr aufzuhalten.

Rau in Heidelberg, der noch der Prorektor der Universität ist, notiert in seinem Tagebuch¹⁷⁰ : „Große Aufregung in der Rheingegend. Große Volksversammlung in Mannheim am 27. [Februar]. Man fordert Preßfreiheit – Jury – Volkswehr – deutsches Parlament. Auf den 29. hier anberaumte Versammlung. Am 28. wurde ich in die Aula gebeten (Montag), Brunner gerade hier, räth zu, bewilligt. Viele Berathungen. Ich lade den großen Senat auf den 29. mittags 12 Uhr ein und schlage eine Petition wegen der nämlichen 4 Punkte vor. Nur Schlosser und Kortüm gegen Nr. 4. Versammlung ruhig abgelaufen.

¹⁶⁹ Wolfgang v. Hippel: *Revolution im deutschen Südwesten. Stuttgart 1998. S.101 ff.*

¹⁷⁰ *Hauschronik Rau 113*

Abends die Petition und die Adresse an den Groshertzog berathen, diese von Ullmann, jene von Zöpfl und mir.

1. März 12 Uhr Senatsberathung der Eingaben, sie wurden mit wenigen Abänderungen angenommen, nur Kortüm dagegen. Nachmittags abgeschrieben; Abends und früh am 2. unterzeichnet, 30 Namen.

Ich gehe mit Chelius nach Karlsruhe, Übergabe an Mittermaier, Beger und Groshertzog. Nachricht von dem Auftritt vor dem Schloß am 29. Abends viele Leute mit uns zurück. Schlöffel und Alexander Wolf halten aufreizende Reden.

2. März. Große Versammlung in Offenburg, wo Hecker noch gegen die Republik war. Beschlüsse schon sehr kühn, Abschaffung aller Vorrechte, Beseitigung des Mißverhältnisses zwischen Capital und Arbeit.

In dieser Woche Zusammentritt der 51 in Heidelberg, welche sich mit der Volksvertretung am Bundestag und der Umänderung der Bundesverfassung beschäftigten. Commission von 7 beauftragt, eine Versammlung auszuschreiben. Dieß geschieht, auf den 30. März.

26. März. Volksversammlung hier auf dem Schlosse. Hoff, Kapp für die Republik, Anträge aber verworfen. Kurz vorher, am 13. Umwälzung in Wien, am 18. Concessionen und dann noch blutige Kämpfe in Wien.

Nachrichten vom Zuge der deutschen Arbeiter nach Straßburg. Herwegh. Hessische Truppen ins Oberland.

30. Meine Abreise nach Frankfurt.

31. Beginn des Vorparlaments in der Paulskirche, Rückkehr am 2. April, Schluß am 3.“

Soweit Raus Tagebuchnotizen.

Man erkennt, daß sich die Ereignisse überstürzen. Noch ist Rau Prorektor, er muß also die Ereignisse und revolutionären Aktivitäten, soweit sie die Universität betreffen, koordinieren und kanalisieren. Er tut es, indem er den Großen Senat einberuft und die Forderungen der Zeit nach Pressefreiheit, Jury (d. h. Geschworenengerichte), Volkswehr und ein deutsches Parlament in einer Petition an die Regierung beraten und schließlich unterschreiben läßt. Er zählt 30 Unterschriften. Er betont ausdrücklich, daß die Versammlung ruhig abgelaufen sei, die Forderungen sind also nicht strittig, bezüglich des deutschen Parlamentes gibt es nur zwei Gegenstimmen, die Eingaben stoßen auf nur eine Gegenstimme (Kortüm).

Am 2. März reist er zusammen mit Chelius nach Karlsruhe und übergibt die Petition an den Präsidenten der 2. Kammer, seinen Kollegen Mittermaier, an Beger und an den Großherzog. Zwischen der ersten Versammlung der Universitätsorgane und der Übergabe der Petition sind nur drei Tage vergangen.

Am 5. März folgt dann die Heidelberger Versammlung der 51, die eine Kommission von 7 beauftragt, eine Versammlung auszuschreiben, auf der die Volksvertretung am Bundestag in Frankfurt und eine Änderung der Bundesverfassung beraten werden soll. Diese Versammlung wird bereits auf den 30. März terminiert.

Der vorbereitende Siebener-Ausschuß hatte offenbar niemals geschlossen getagt.¹⁷¹ Itzstein und Welcker handeln als „Mandatäre“, indem Itzstein die Einladungen verschickt und Welcker den Plan für eine zukünftige Nationalversammlung entwirft. Eingeladen werden am 12.3. „alle früheren oder gegenwärtigen Ständemitglieder und Teilnehmer an gesetzgebenden Versammlungen in allen deutschen Landen“ und weitere „durch das Vertrauen des deutschen Volkes ausgezeichnete Männer.“

Zu dieser Personengruppe gehört auch Rau, und so reist er am 30. März nach Frankfurt. Seine Eintrittskarte ist erhalten:



¹⁷¹ vgl. v. Hippel: a.a.O. S.124 ff.

Was ihn dabei bewegte, ist wieder aus einem Brief an seine Frau vom 31. März zu entnehmen:

„Nur wenige Worte, am Schreibtische des Dr. Spieß geschrieben. Sei ganz ruhig. Die Sachen gehen gut. Die Republik ist mit voller Kraft überwunden. Die gestrigen Verhandlungen waren unendlich interessant, es ist ein großartiges Ereigniß, an dem Theil genommen zu haben eine unauslöschliche Erinnerung hinterlassen wird. Feierlicher als unser Zug aus dem Kaisersaal des Römers in die Kirche kann kaum etwas sein. In der Nachmittagssitzung trat ein merkwürdiger Moment ein, als der Präsident (Mittermaier) verkündete, er habe eine traurige Kunde erhalten, es sei ein bewaffneter Zusammenstoß erfolgt in der Stadt.

Große Erregung, Verwirrung. Ich saß auf der vordersten Bank, der Thüre nah, und nahm in aller Ruhe meinen Mantel um, um nun zu erwarten was kommen würde, aber es war bald vorüber, einige blutige Köpfe sind die einzigen Folgen gewesen, und es war weit von der Kirche weg, also die Sitzung nur kurz unterbrochen, indem alsbald die Nachricht eintraf, es sei alles vorüber.

Die Mehrzahl der Bürger ist entschieden gegen die Republik, alles aber ist erregt, gespannt. Welche Fülle von Männern! Rotenhan, Dahlmann, Gagern – Robert Blum ist der Held der Rednerbühne. Welker gilt der Heckerschen Partei als Reactionär!

Ob wir heute fertig werden, weiß ich nicht, man hofft und wünscht es, ich bin daher gesonnen morgen nach Hause zu kommen. [...]“

Was Rau in seinem Brief beschreibt, ist die überwiegende Haltung, eine Republik abzulehnen. Die Forderung nach der Republik gilt als zu radikal und wird auch nur von der äußersten Linken erhoben und vertreten. Heinrich v. Gagern beschreibt es so: „Man war sich also in zahlreichen und weiten Kreisen bewußt, daß es bei der Frankfurter Versammlung, recht eigentlich zunächst freilich für das südwestliche Deutschland, um die Frage sich handeln werde: ob Reform oder Revolution?“¹⁷²

Das bedeutet die Entscheidung zwischen konstitutioneller Monarchie und Republik. Die Republikaner aus dem Badischen wollten, so einer ihrer Anführer Friedrich Hecker, in Frankfurt die Permanenz der Versammlung durchsetzen und damit die Sache der Republik vorantreiben, die Versammlung sollte tagen, bis die neue Nationalversammlung gewählt wäre. Es gab auch Gerüchte über einen geplanten Gewalteinsatz, und die Frankfurter Bürgerwehr stand Gewehr bei Fuß, um die Sicherheit des Vorparlamentes zu gewährleisten.

¹⁷² v. Hippel, a.a.O. S. 138

Welcker, v.Gagern und einige Mitglieder des Siebenerausschusses wollten das Programm für das Vorparlament eher gemäßigt-liberal gestalten und trugen die allgemeinen Grundzüge der künftigen Verfassung so vor, wie sie in der 2. Kammer des badischen Landtages am 24. März beraten worden waren. Diese Grundzüge waren vom „Prinzip der Monarchie“ getragen.

Zunächst konnte niemand sicher sein, welche Mehrheiten in der 574 Mitglieder starken Versammlung sich bilden würden, denn man kannte sich zu wenig und konnte sich zunächst nicht recht einschätzen. Bald wurde klar, daß die Radikalen um Hecker und Struve in der Minderheit waren. Ihr Antrag, die Versammlung permanent tagen zu lassen, scheiterte, und in den gewählten Fünzigerausschuß, der den Übergang zwischen dem alten Bundestag und der neuen Nationalversammlung begleiten sollte, kam Hecker auf Platz 51, was bedeutete, daß kein Vertreter der Radikalen gewählt wurde.

Dies veranlaßte Hecker dazu, nun mit militärischer Gewalt für die Republik zu kämpfen, die er auf parlamentarischem Wege nicht bekommen hatte.

Dies veranlaßt Rau zu der beruhigenden Versicherung: „Die Republik ist mit voller Kraft überwunden.“ Er reist auch beruhigt nach Heidelberg zurück.

Dort hatte es inzwischen (30.3.) eine Versammlung der „Constitutionellen, Gemäßigten“ in der Aula gegeben.

Im Tagebuch ist dazu vermerkt:

„12. April. Versammlung in der Aula, wo man den Protest gegen die „fremden“ Truppen tadeln wollte, aber der Terrorismus der Republicaner so arg wurde, als Herking redete, daß man schließen mußte.“ Es gärt also auch in Heidelberg.

Unter dem 13. April vermerkt er: „Anwesenheit der Österreicher“.

Es handelt sich um eine Deputation aus Österreich, die auf dem Wege zum Frankfurter Vorparlament war. Rau hatte als eine seiner letzten Amtshandlungen als Prorektor diese Delegation zu begrüßen. Seine Rede liegt noch vor:

„Ich darf es fürwahr eine gute, eine unvergeßliche Stunde nennen, in der wir liebe und ehrenwerthe Gäste aus der schönen Kaiserstadt an der Donau in unser blühendes Thal, in unsere freudig erregte Stadt eingeführt haben. Mit inniger Hochachtung und von ganzem Herzen heiße ich nun die österreichischen Freunde in diesem Saale, in dieser Werkstätte der Wissenschaft, in dem die alte Ruperto-Carola ihre Feste feiert, im Namen der akademischen Körperschaft herzlich will-

kommen. Unsere Universität schließt sich so wenig als die Ihrige gegen das äußere Leben ab, sie steht im Volke und nimmt an seinen Freuden und Leiden wie an seinen Bestrebungen redlichen Antheil. So begrüße ich Sie denn als die ersten Bürger Ihres Kaiserstaates, die unter dem Banner des ganzen, einigen Deutschlands die westlichen Marken des Vaterlandes betreten, als die muthigen Streiter, die mit Begeisterung und edler Hingebung für die Befreiung Ihres Landes aus drückenden Fesseln gekämpft und dem Lichte, dem Rechte, der Freiheit, der deutschen Nationalsache einen herrlichen Sieg errungen haben, als die Abgesandten Ihrer Stadt, Ihrer Hochschule und Ihrer akademischen Jugend.

Ich begrüße Sie hochachtungsvoll, die auserwählten Männer in Ihrer Mitte, die herbeigeeilt sind, um im altherwürdigen Römer zu Frankfurt mitzurathen. Die Reihe großer Ereignisse, die in wenigen Wochen auf einander folgen mußten, um Ihren freundlichen Besuch bei uns in dieser Weise möglich zu machen, ist so rasch, in so stürmischer Macht auf uns Alle eingedrungen, daß wir längere Zeit brauchen werden, um das Geschehen vollständig zu begreifen; gleichwohl sind die Stunden kostbar, und es gilt, ungesäumt am großen Werke der Wiedergeburt Deutschlands mitzuarbeiten.

Ein großer Schritt vorwärts ist schon gethan, viel Gedeihliches läßt uns die nächste Zukunft von der Vaterlandsliebe, Weisheit und Festigkeit der Vertreter des deutschen Volkes erwarten, ein schöner Frühling wird für dasselbe beginnen, wenn sich sein gesunder Sinn in den neu eröffneten Bahnen zurecht findet, wenn es seine Aufgabe versteht, sich vor Mit- und Nachwelt der neuen Freiheit würdig zu zeigen.

Allerdings stellen sich, wie bei jedem großen Umschwung, auch Besorgnisse den Hoffnungen zur Seite. Es wird die wahre, die erhabene Freiheit von der Willkür, von der Anarchie zu unterscheiden wissen, es wird sich tief eingepägt, daß jede Freiheit sich einem sittlichen Maaße unterwerfen muß, daß dieselbe nur Hand in Hand mit Gesetz und Ordnung zum Glücke führt, und daß das Walten roher eigenwilliger Kräfte in allen Zeiten und unter allen Staatsformen die Völker ins Verderben gestürzt hat. Wenn in Frankfurt die Besten des Volkes einmüthig, mit reinen Absichten und festem Willen zusammenhalten, muß etwas Gedeihliches herauskommen. [...]

Diese Betrachtungen ernster Art liegen uns so nahe, daß sie sich nicht ganz ablehnen lassen, sie gehören sogar wesentlich dazu, damit wir die Bedeutung dieses feierlichen Augenblicks in vollem Maaße empfinden, denn wer vermöchte zu läugnen, daß weitere Kämpfe und Leiden, die Gefahr äußerer Feindschaften und innerer Zwietracht, die Möglichkeit, daß die hochgehenden Fluthen auch die Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft wenigstens vorübergehend erschüttern könnten. Vertrauen wir aber dem Reichthum guter, geistiger und sittlicher Kräfte, die das deutsche Volk in allen schwierigen Lagen an den Tag gelegt hat.

Allein besorgen Sie nicht, daß ich in diesem der Freude gewidmeten Augenblicke bei solchen Gedanken verweile, ich wende mich sogleich zu dem, was schon als köstliche Frucht der jüngsten Vergangenheit anschaulich vor uns steht.

Oesterreich, an Siegen und an Ehren reich, ist nicht mehr durch eine künstliche Mauer vom übrigen Deutschland geschieden, die Wand ist gefallen und über ihren Trümmern hin reichen sich die Bruderstämme die Hand, auch können wir mit unseres großen Dichters Worten sagen:

*Wir stiften keinen neuen Bund,
es ist ein uraltes Bündniß nur
von Väters Zeiten, das wir erneuern!*

Wir sind stammes- und sinnesverwandt, wie unsere Länder durch selbst ein näheres natürliches Band verknüpft sind, der stolze Strom, der das Herz Ihres Landes durchfließt, entspringt auf den dunkelblauen Höhen unseres Schwarzwaldes.

Wie oft und wie tief ist es bisher im westlichen Deutschland beklagt worden, daß Verfassung und Regierung in Ihren gesegneten Gegenden von der unsrigen so weit verschieden war, daß der stärkere Wellenschlag des öffentlichen Lebens, welches günstige Fügungen uns schon länger zugewendet haben, bei Ihnen gewaltsam eingeengt war, daß die freiere Bewegung des Bürgers im Gebiete seiner Rechte, die Vervollkommnung mancher Staatseinrichtungen, die Emporhebung des Landmannes aus dem Drucke alter Lasten, der häufige Verkehr mit den übrigen deutschen Brüdern, die Gemeinsamkeit großartiger Nationalanstalten, durch ein von der Angst eingegebenes Zwangssystem verhindert worden sind. Auch bei Ihnen, hochgeehrte Herren, ist dieß Bedauern lebhaft gefühlt worden, das haben Manche von uns in Ihrem Lande selbst erfahren und offen verkündet.

In den seelenvollen Gedichten eines Ihrer edelsten Sänger spricht sich der tiefe Schmerz über diesen Zustand mit den Worten aus:

*Dahin ist längst der schöne Traum Deutschlands,
des einen, ganzen,
aber auch die treu bewahrte Hoffnung besserer Tage:
Doch hat die Zeit der Wirrung nicht vernichtet
Germanias Geist; der hat ins Herz der Edlen
sich geflüchtet,
wie Karols Ring der Treue tief versenkt
im See von Aachen,
drin träumt er nun Vergangenheit und ahnt
ein schön Erwachen.*

Und dies schöne Erwachen ist erfolgt; was im Herz der Edlen fortlebte, hat die starre Rinde gesprengt, es ist hell und frisch mit unwiderstehlicher Macht ans Licht hervorgetreten, die Bürger von Wien und anderen Städten haben bewiesen, daß trotz der bisher geistigen Bevormundung die großen Ideen der Gegenwart bei ihnen Wurzeln geschlagen haben, Ihr gütiger Kaiser hat die Wünsche seiner biederen und treuen Bürger erfüllt und von seiner Hofburg weht das dreifarbige Zeichen des vereinigten, des starken und hoffnungsvollen Deutschlands.

Wir wissen es in vollem Maaße zu schätzen, seien Sie davon überzeugt, wie viel es werth ist, daß auch bei Ihnen die konstitutionelle Staatsform, die für alle gebildeten Völker als Bedürfniß gilt, mit redlichem Willen ergriffen worden ist, und daß Sie durch gleiche Hochziele mit uns zusammen wirken. Wir haben es stets dankbar anerkannt, und es ist weltkundig, wie viel Großes und Gutes bei Ihnen in Wissenschaft und Kunst, in Landbau und städtischen Gewerben geleistet worden ist; haben wir doch ehrenwerthe Vertreter dieser verschiedenen Richtungen nützlicher Thätigkeit unter Ihnen vor unseren Augen, und haben sich längst freundschaftliche Verbindungen Gleichgesinnter von der Donau zum Neckar gesponnen. Wir ehren die Tapferkeit Ihrer Heere, die Tüchtigkeit Ihres Bauern- und Bürgerstandes, den hohen Sinn Ihres Adels, die Mannhaftigkeit, Gemütlichkeit und Redlichkeit Ihres ganzen Volkes; wir hoffen viel von der Theilnahme der österreichischen Abgeordneten an der jetzigen engeren und der bevorstehenden größeren Frankfurter Versammlung, der die Geschicke unseres Vaterlandes übergeben werden sollen und die, wenn sie aus den Besten des Landes zusammengesetzt wird, alle Wirren zu lösen im Stande ist.

Durch Sie reichen wir Ihren Volksstämmen an der Donau, an der Mur, Drave und Save, am Inn, an der March und Moldau treulich die Hand. Lassen Sie uns in guten und schlimmen Tagen fest aneinander halten, uns in allen guten Bestrebungen ehrlich beistehen, das, was wir errungen haben, entschieden behaupten, und zur Aufführung eines Baues, auf dem ein einiges, starkes, in der Mitte der anderen Großmächte geachtetes Deutschland ruhen soll, der die Freiheit, Sicherheit, Bildung und den Wohlstand von Geschlecht zu Geschlecht verbürgt, einträchtig zusammenwirken.

Im Hochgefühl dieser großen Umgestaltung rufe ich mit Anastasius Grün:

Lodert ihr deutschen Herzen in Flammen!

Schlaget zu einem Brande zusammen!

Möchten Sie sich, liebe Herren und Freunde, bei uns, in den gesegneten Fluren am alten deutschen Rhein, einheimisch fühlen! Nochmals heiße ich Sie willkommen, und ich rechne auf allgemeine Zustimmung in dem Rufe:

Hoch lebe Österreich!

Hoch leben die Abgeordneten von Wien!

Diese Rede Raus ist es wert, hier in voller Länge aufgeführt zu werden, zeigt sie doch deutlich die Stimmungen, Hoffnungen und Wünsche, die in diesen Frühlingstagen die Menschen bewegten.

Mit dem „herrlichen Sieg“ spielt Rau auf den Aufstand in Wien im März 1848 an, in dessen Folge Metternich gestürzt wurde und nach England fliehen mußte. Nationale Erhebungen in vielen Reichsteilen waren die Folge, der Hof versprach eine Verfassung, die jedoch abgelehnt wurde. Am 13. April befindet sich nun diese Delegation aus Wien in Heidelberg. Sie setzt sich zusammen aus Vertretern der Universität, des Bürgertums und des Bauernstandes. Ihr Ziel ist Frankfurt, wo sie an den Beratungen des Parlamentes teilnehmen wollen. Rau betont sehr die Zusammengehörigkeit der „deutschen Stämme“, begrüßt, daß die „trennende Wand“ und die „künstlichen Mauern“ gefallen sind. Gerne will er die Brüder aus dem Südosten teilhaben lassen an den freiheitlichen Errungenschaften, die es in den deutschen Bundesstaaten teilweise schon gibt, wie Verfassungen und Handelsfreiheit im Zollverein. Was die Monarchie betrifft, hat er offenbar Hoffnung, denn er unterstellt dem Kaiser, die Wünsche seiner Bürger zu kennen und sie erfüllen zu wollen. Wie die Mehrheit des Frankfurter Vorparlaments ist Rau kein Republikaner. Seine Hoffnungen richten sich auf den Bau eines einigen, starken und geachteten Deutschlands, in dem Freiheit, Sicherheit, Bildung und Wohlstand für seine Bürger garantiert sind.

Inzwischen geht die Revolution weiter und erreicht sogar die Familie Rau ganz direkt.

Sohn Adolf Rau, der in Offenburg arbeitet, beteiligt sich an einem dortigen Aufstandsversuch. Im Tagebuch ist vermerkt:

„Am Charfreitage (?) Aufstandsversuche in Offenburg. Adolf flüchtet nach Strasburg, wird Mittwoch d. 26. dort von Ludwig abgeholt und nach Heidesheim gebracht.

7. Mai Zusammenkunft in Frankenthal. Am 18. (11.)? kommt er heimlich hieher, (14.) (22.) wieder fortgebracht durch Berger, geht nach Bingenheim. Am 27. Zusammentreffen mit Adolf in Frankfurt, 28. Abschied in Bieberich. 9. Juni geht der Gaston, Capt. Blanke, in Bremerhaven ab, am 10. vormittags 10 Uhr kommt er in See.“

Adolf also, der jüngste Sohn, der schon immer dazu neigte, Schwierigkeiten zu machen, hat sich an einem Aufstandsversuch beteiligt und hat sich nach Straßburg geflüchtet. Sein Bruder Ludwig holt ihn dort ab, er wird versteckt, kommt noch einmal heimlich nach Heidelberg, seine Flucht nach Amerika wird vorbereitet und schließlich durchgeführt.

Wie Rau darüber denkt, schreibt er nicht. Sehr erfreut darüber wird er nicht gewesen sein. Immerhin finanziert er die Flucht und den Neubeginn in der „Neuen Welt“. In einem Brief ein Jahr später teilt er einem Verwandten Adolfs neue Adresse mit, „Broadway 60, Neuyork“, und schreibt, daß es ihm gut ginge; er sei Inhaber einer Weinhandlung und Restauration. 1868, zur Goldenen Hochzeit von Karl und Amalie Rau, kommt Adolf sogar aus Amerika zu Besuch.

In Heidelberg gründen inzwischen Studenten einen demokratischen Verein, lassen auch Statuten drucken. Der Senat berichtet an das Ministerium und beschließt am 8.7. eine Resolution, nach der der Verein aufgelöst und die Fortsetzung bei Strafe verboten wird.

Es gibt Bedenken, namentlich von Zöllig. Rau schlägt vor, Rothe und Zöllig sollten nach Karlsruhe gehen, Zöllig schlägt das aber aus. Also wird die Verfügung publiziert, da ohnehin schon einiges durchgesickert ist. Am 15.7. wird sie angeschlagen.¹⁷³ Es gibt Aufregung unter den Studenten;

eine Versammlung beschließt eine Abordnung an das Ministerium zu entsenden, die mit dem Auszug der Studenten drohen soll. Dies geschieht. Das Staatsministerium weist sie jedoch ab. Also kommt es zum Auszug der Studenten am Montag, 17.7. um 10 Uhr. Es sind etwa 450.

Am Sonntag Abend gibt es eine Katzenmusik vor der Wohnung des Amtmannes, eine Demonstration der Unzufriedenheit, die meist von Studenten veranstaltet wird. Diesmal sollen es laut Rau die Turner gewesen sein.

Die 2. Kammer des badischen Landtages geht über die Petition der Studenten zur Tagesordnung über. Es gibt eine neue Verfügung, mit der alle demokratischen Vereine aufgelöst werden. Daraufhin kehren die Studenten am 26. Juli zurück.

Am 31. Juli hat die Familie Rau ein besonderes Ereignis zu feiern: Man zieht in das neu erbaute Haus in der Friedrichstraße ein. Es ist schnell gegangen; im September 1847 war Richtfest, zur gleichen Zeit wurde das alte Haus verkauft und nun wohnt die Familie bereits im neuen Haus. Es ist anzunehmen, daß Rau in dem anstrengenden Jahr seines Prorektorates in revolutionärer Zeit, verbunden mit den Belastungen durch den Hausbau, nun etwas Ruhe erhofft. Es wird nicht viel daraus.

Zuerst wird er einmal krank, zwei Tage muß er sogar im Bett bleiben, dann geht es langsam aufwärts. Frau Amalie geht nach Bad Ems, weil ihr Husten schlimmer geworden ist. Vom 23.- 25. August ist Rau in Frankfurt.

¹⁷³ Rau 113

Er schreibt darüber an seine Frau:

Der Aufenthalt ist sehr anregend, man findet viele alte Bekannte und erwirbt neue. Ich lernte namentlich die Reichsminister Dickwitz und von Beckerath kennen, welcher mich versicherte, das was er von Nationalökonomie wisse, aus meinem Werke gelernt zu haben, ich war viel mit Czörnig aus Wien zusammen, besuchte die Familien Spieß, Giskra und Schreiner, machte Sitzungen und einen Club mit usw. Zur angenehmen Überraschung traf ich Hanßen dort, der nun meiner Einladung folgend unser erster Gast im neuen Hause ist; er kam gestern und wird noch 1-2 Tage bleiben. Man muß notwendig die Dinge in Frankfurt selbst mit ansehen, um ganz unterrichtet und im Zuge zu sein. Manches nimmt sich in der Nähe nicht so gut aus als von ferne. Doch wird es wohl zum Guten ausschlagen.“

Am 17. September reist er zum Universitätskongreß nach Jena.

In Frankfurt, so das Tagebuch, „sah ich die Aufregung, den Bau einer Barricade, Abreise nach 2 Uhr, kurz vor dem Anfang des Schießens.“

Von Jena aus reist er noch nach Leipzig, Dresden, nach Pirna, ins Elbsandsteingebirge auf die Bastei. Über Weimar und Gotha kehrt er wieder heim.

Weder über den Universitätskongreß noch über die restliche Reise gibt es Aufzeichnungen.

Im November reist Rau zu einem landwirtschaftlichen Kongreß nach Frankfurt. Obwohl Rau sich nicht um ein Mandat im Parlament bemüht hat, läßt ihm die Entwicklung offenbar doch keine Ruhe. Im Tagebuch heiß es dazu:

„Ich mußte auf meine Kosten dort sein, wurde in den größeren Ausschuß gewählt, hatte auch an der Centralisation vorzüglichen Antheil, von mir rührt der Vorschlag des größeren Ausschusses her, der Vertheilungsplan, der nachher etwas erweitert wurde, ferner die Verbindung der Ausschußmitglieder mit dem engeren Ausschuß und andererseits mit den Vereinen. Ich wollte nur einige Parlamentsmitglieder mit der Geschäftsleitung beauftragen, sagte vorher, daß ein bes. Ausschuß von 5 Personen fast nichts zu thun haben werde.“

Aus diesen Worten geht nicht deutlich hervor, worum es bei dem Ausschuß eigentlich geht. Das wird ein wenig klarer in dem Brief, den er an seine Frau schreibt:

„[...]Es geht mir wie auf den Landtagen, Geschäfte die Menge. Heute wieder von 8 bis halb 2 in 2 Commissionen gewesen, in der ersten haben wir das deutsche Maaßwesen zu Faden geschlagen, in der 2. habe ich meine Plane für den künftigen Centralausschuß der Landwirthe durchgesetzt. Ich bringe ein größeres Selbstvertrauen mit nach Haus als von Jena, indem ich sehe, daß es noch geht. Morgen wird mein großer Bericht vorkommen, allein ich muß doch an die Mög-

lichkeit denken, am Abend nicht mehr fortzukommen. Sollte ich also nicht eintreffen, so sei so gut anschlagen zu lassen: Dringende Geschäfte verhindern mich, vor dem Mittwoch die Vorlesungen anzufangen.

Schreckliche Nässe! Gestern Festessen von 130 Gedecken. Ich erhielt Platz neben dem Schöff Harmine und Louis Brentano, gegenüber Schöff Somhay. Beide Schöffen sind Leser meines Werkes. Großer Enthusiasmus für das einige Deutschland, viel Toaste, Freundschaftsbündnisse und Champagner. Auch Gagern sprach schön. Heute werde ich die Regimentstochter opfern müssen. Ist das nicht schade? Aber es ist um 4 Uhr wieder Sitzung. Dienstag soll geschlossen werden.“

Dieser Brief zeigt manches auf: Es handelt sich offenbar um einen Kongreß, der die Neuordnung der Landwirtschaft nach der deutschen Einigung vorbereiten soll. Der „künftige Centralausschuß“ geht in Richtung eines gesamtdeutschen Ministeriums für Landwirtschaft. Dafür hat Rau offenbar Pläne gemacht und beraten. Der Hinweis darauf, daß er auf eigene Kosten anreisen und teilnehmen mußte, deutet darauf hin, daß er mindestens von der Universität keinen offiziellen Auftrag hatte, anders als in Jena, wo er seiner Frau mitteilt, daß seine Reisekosten noch für den Abstecher nach Leipzig und Dresden ausreichen. Die Beratungen in Jena beurteilt er nicht so positiv wie die landwirtschaftlichen in Frankfurt, er spricht von einem größeren Selbstvertrauen, das er nach Hause mitbringt.

Sein Einsatz findet offensichtlich zu Beginn des Semesters statt, und so muß er seine Frau bitten, seine Studenten von seinem späteren Eintreffen zu informieren. Nebenbei erfährt man auch etwas vom Umfeld derartiger Tagungen: Wegen sich häufender Sitzungen muß er gar die Aufführung der „Regimentstochter“ versäumen.

Ähnlich wie bei den Landtagen, von denen er ständig seiner Frau von Opernaufführungen berichtet, wird offenbar auch in Frankfurt ein kulturelles Angebot genutzt. Von einem Festessen ist die Rede, an dem 130 Personen teilnehmen. Die Stimmung ist gut, „großer Enthusiasmus für das einige Deutschland!“ Auch hier wird klar, Rau ist kein Revolutionär, und die anderen 130 sind es offenbar auch nicht. Es geht nicht um Umsturz und Revolution, sondern um den Aufbau eines einigen Deutschlands.

Das Parlament hatte inzwischen die Grundrechte beraten, die im Dezember verkündet wurden. Zwischen Oktober 1848 und März 1849 wird die Verfassung beraten. Man versucht eine Synthese zwischen Tradition (Reich, Monarchie, Einzelstaat) und Fortschritt (allgemeines Wahlrecht, Volksvertretung) herzustellen. Das konstitutionelle Problem wird zugunsten einer Gewaltenteilung zwischen Reichstag und Erbkaisertum entschieden (März 1849, 267 : 263 Stimmen).

Das nationale Problem spaltet die Nationalversammlung in Großdeutsche (unter Einschluß der gesamten Donaumonarchie) und Kleindeutsche (Nationalstaat unter der Führung Preußens ohne Österreich). Man entscheidet sich schließlich für die kleindeutsche Lösung.

Mit 290 : 248 Stimmen wird der preußische König zum Erbkaiser gewählt. Dieser lehnt jedoch die Kaiserkrone ab, die „den Ludergeruch der Revolution“ trage. Mit dieser Entscheidung ist die Arbeit der Frankfurter Nationalversammlung faktisch am Ende.

In Raus Tagebuch ist dazu vermerkt:

„27. März. Erbliche Kaiserwürde, 4 Stimmen Maj.[orität]

28. März. Wahl des Königs von Preußen zum Kaiser. Majorität größer.

Der König giebt eine unbestimmte Antwort, behandelt die 30 Abgesandten bei Tafel höhnisch. Daraus entsprang das weitere Unglück von Deutschland. Zunehmende Agitation, man will das Kaiserthum nicht aufgeben, die Linke stimmt nun eifrig mit ein, weil sie weiß, daß es doch nicht gelingen wird und die Sache verworren wird.

Die sämtlichen Regierungen außer den Königen erklären sich für die Reichsverfassung. Der König von Württemberg wird durch die mächtige, obgleich noch friedliche, doch drohende Bewegung des Volkes vermocht nachzugeben, nachdem er nach Ludwigsburg geflohen und das Ministerium abgetreten war.

Tumult in Dresden, Aufstand, Straßenkampf, Flucht des Königs nach Königstein, Bezwingung mit Hilfe von preußischen Truppen nach schwerer Gefahr, 4.-9. Mai. Die provisorische Regierung aus Tschirner, Heubner, Todt bestehend, die beiden letzten ergriffen.

Der Widerstand der baierischen Pfalz gegen den König wächst drohend an und wird zum vollen Aufstande. Die Beamten treten bei, Zuzug aus Worms bemächtigt sich Ludwigshavens, auch Heidelberger Turner ziehen hinüber.“

Der folgende Teil des Tagebuchs ist mit „Badischer Aufstand“ überschrieben und hat die revolutionäre Entwicklung in Baden zum Inhalt. Parallel dazu hat Rau Aufzeichnungen angefertigt, die er mit dem Titel „Die vierzig Tage in Heidelberg. Erinnerungen an den badischen Aufstand im Sommer 1849“ versieht.

Darin sind die Ereignisse zwischen dem 12. Mai und dem 23. Juni 1849 dargestellt. Auf dem Manuskript hat er den Autorenvermerk „von Emmerich Bergmann“ angebracht. Dies deutet darauf hin, daß er dieses Manuskript veröffentlichen wollte, allerdings nicht unter seinem eigenen Namen. Was ihn zu dem Pseudonym bewogen hat, ist nicht bekannt. Es ist schließlich zu seinen Lebzeiten auch nicht veröffentlicht worden. Erst im Jahre 1999, zum 150. Jahrestag der Badischen Revolution, ist es in einer Schriftenreihe des Universitätsarchivs Heidelberg in kommentierter Form erschienen.¹⁷⁴

Während das Tagebuch die Ereignisse in kurzen Worten schildert, wie sie vorgefallen sind, werden in den „Vierzig Tagen“ politische Zusammenhänge dargestellt, Pressemeldungen eingearbeitet und Wertungen getroffen. Es hat den Anschein, als hätte das Tagebuch als Vorlage und Gedächtnisstütze für die „Vierzig Tage“ gedient.

Weitere Einblicke in die revolutionären Ereignisse bietet ein Brief von Amalie Rau an einen Verwandten, in dem sie die Revolution aus weiblicher Sicht schildert. Hier erfährt man, welche Belastungen in dieser Zeit auf die bürgerlichen Haushalte entfielen, seien es Einquartierungen, Sonderschichten in der Küche zu allen möglichen Zeiten, Verpflichtungen zur Abgabe von allen möglichen Dingen wie Verbandmaterial o.ä.¹⁷⁵

Hier können die Abläufe nur in sehr gedrängter Form wiedergegeben werden.

Rau beginnt im „Tagebuch“ mit dem Prozeß gegen Joseph Fickler und dessen unerwartetem Freispruch:

„Die Freisprechung Ficklers von den Geschworenen in Freiburg, bei auffallend rohem und heftigem Betragen der Zuhörer, wirkte schlimm und verstärkte den Eindruck, den schon die Reden von Struve, Blind und Brentano bei Verurtheilung der beiden ersten gemacht. Soldaten in Rastadt [...] werden unruhig, versammeln sich, berathen über ihr Verhältniß zu den Bürgern, verbünden sich mit diesen, am 10., am 11. wird es stürmischer, Verhaftete werden befreit, General Cloßmann verwundet, allgemeiner Aufstand.

Kriegsminister Hoffmann eilt dahin, richtet nichts aus, kommt mit Mühe wieder durch.“

Es geht weiter mit der Volksversammlung in Offenburg am 13. Mai:

„ Große Volksversammlung in Offenburg. Schon vorher Forderungen an den Großherzog gebracht, des Morgens, die dieser ablehnt. Gögg¹⁷⁶ präsierte.

¹⁷⁴ Karl Heinrich Rau: *Die vierzig Tage in Heidelberg. Erinnerungen an den badischen Aufstand im Sommer 1849. Ubstadt-Weiher 1999*

¹⁷⁵ in: Karl Heinrich Rau: *Die vierzig Tage... S. 112-118*

¹⁷⁶ Armand Goegg (1820-1897), Zollassistent; Organisator der demokratischen Volksvereine. Er hatte zwischen 1841 und 1843 über vier Semester hinweg bei Rau Handelslehre, Finanzwissenschaft, Nationalökonomie und Landwirtschaft gehört.

Ich erfuhr Samstag Abends die erste böse Kunde im Museum. Sonntag Nachmittag auf dem Schlosse brachte Zöllig die Nachricht von den Offenburger Forderungen.

(Sie enthielten im wesentlichen: Anerkennung der Reichsverfassung, Entlassung des Ministeriums Bekk, Neuwahlen, Volksbewaffnung, Entlassung aller politischen Gefangenen, Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit, Wahl der Offiziere, Verschmelzung von stehendem Heer und Volkswehr, unentgeltliche Aufhebung der Grundlasten, Selbstverwaltung der Gemeinden, Aufhebung aller Kammerbeschlüsse seit dem 17. Januar, Geschworenengerichte, Errichtung einer Nationalbank, Einführung einer progressiven Einkommensteuer, Einrichtung eines Landespensionsfonds zur Unterstützung aller arbeitsunfähigen Bürger.)

Abends 20 Uhr Generalmarsch, die Bürgerwehr zum Theil in den Bahnhof geführt angeblich gegen erwartete fremde Truppen, in der That um Struve zu befreien, wenn er etwa vorbeigebracht würde, aber er war schon in Bruchsal befreit.

Andere besetzten die Gebäude, wo Störung zu befürchten war. Das Schießen am frühen Morgen setzte uns Ludwigs wegen in die größte Angst, aber es war nur Übermuth. Nach 5 Uhr gieng ich in dem herrlichen Morgen bis in die Bahnhöfe, es war nichts vorgefallen, Ludwig auf dem Rathhause gewesen. Lebhaftige Bewegung auf den Straßen. Am Vormittag des Montag (14.5.) traf die Nachricht aus Karlsruhe ein, Meuterei der Truppen, Leibregiment, Gefecht vor dem Zeughause, der Grosherzog mit wenigen Treuen geflüchtet, die Minister ebenfalls. Nun die Sorge um Otto. Doch erzählten Ministerialrath Kraner und Karl Ullmann¹⁷⁷, daß nur ein Bürger verwundet sei. Ich schrieb Abends noch an Otto. Dieser Tag war merkwürdig, weil man wußte, daß gar keine Regierungsgewalt da sei, dennoch geschah nichts. Schwere Besorgnisse. Vorlesungen ausgesetzt;

Studenten beriethen über ihre Bewaffnung. Nachmittags kamen Soldaten von Karlsruhe in voller Rüstung an, die dort sich empört hatten und nach Hause giengen.

Ludwig eilte nach Worms, kam gegen Morgen mit den Papieren zurück. Die Nacht ruhig.

Dienstag, 15. 5.

Gallus Maier¹⁷⁸ Civil-Commissär, Zuzüge, sonst keine Veränderungen. Freischärler finden sich ein.

¹⁷⁷ Karl Ullmann, Sohn des Theologen Ullmann

¹⁷⁸ Gallus Maier, Arzt in Heidelberg; Vorstand des demokratischen Volksvereins. Nach der Revolution als Emigrant in Straßburg und in der Schweiz.

Brief von Otto von der Rheinbrücke bei Maximiliansau. Er geht nach Lauterburg.

Abends 10 1/2 die Bürgerwehr zusammengerufen, Generalmarsch. Freiwillige aufgefordert, gehen ab, um die Dragoner und Kanonen zu fangen. Nachts Sturmläuten ohne Zweck und Wirkung, gegen Morgen nochmals. Barricade am Mannheimer Thor, thöricht, bald wieder entfernt.“

Über die Söhne ist anzumerken: Otto, Dr. der Kameralwissenschaften, Sekretariatspraktikant an der Domänenkammer, damals Landwehrmann, schließt sich dem Gefolge des Großherzogs an, der zunächst nach Lauterburg ins Exil geht.

Ludwig, Dr. med., Frauenarzt, praktiziert in Heidelberg, ist verheiratet mit Amalie, geb. Renz aus Worms. Beide gehen nach Bonn, wo Ludwig sich entschließt, Landwirtschaft zu studieren. Später wird er Leiter der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim. Sohn Adolf ist, wie oben erwähnt, in Amerika.

Tochter Mathilde wird mit einer Freundin von ihren Eltern nach Maulbronn geschickt zu einer befreundeten Familie, wo sie die Entwicklung der Revolution abwartet. So waren alle Kinder in Sicherheit; die Söhne konnten nicht gegen ihren Willen ins Revolutionsheer verpflichtet werden, wie dies von der Revolutionsregierung vorgesehen war, die eine Dienstpflicht für alle Männer zwischen 18 und 30 Jahren angeordnet hatte.

Diese Art von temporärem Exil war in den Familien der Heidelberger Professoren weit verbreitete Praxis. Das nahe Heilbronn, in Württemberg gelegen, war ein beliebter Ort, die Entwicklung einfach abzuwarten.

Diese Beispiele aus dem „Tagebuch“ müssen hier genügen. Die Revolution nimmt ihren bekannten Verlauf. Bereits am 11. Mai waren in mehreren badischen Garnisonen Militärmeutereien ausgebrochen, die Festung Rastatt stand unter Kontrolle der Aufständischen. Der Großherzog ergriff die Flucht und begab sich nach Frankfurt, um bei der Zentralgewalt Schutz zu finden. Er fand schließlich Hilfe bei den Preußen.

Am 14. Mai wurde das Ministerium Bekk abgesetzt und die Exekutivkommission des Landesausschusses etablierte sich mit Armand Goegg, Joseph Ignatz Peter (1789-1872) und Carl Joseph Eichfeldt (1815-1857) unter dem Präsidenten Brentano. Das Ziel dieser Vollzugsbehörde war die Festigung der revolutionären Macht und der Widerstand gegen eine Intervention Preußens. Der Landesausschuß beauftragte sogenannte „Kommissäre“ für einzelne Städte und Amtsbezirke, so den Wundarzt Gallus Maier in Heidelberg, die diese Ziele durchsetzen sollten. Außerdem gab es zwei Kriegskommissäre, den Philosophiestudenten und radikalen Republikaner Gustav Adolph

Schlöffel (1828-1849) und seinen Kommilitonen, den Medizinstudenten Joseph Theodor Nerlinger (1821-?) Über diese schreibt Rau:

„Schlöffel der Sohn, ein begabter junger Enthusiast, der im vorigen Jahre als Student seinen republikanischen Eifer in vielen Reden an das Volk gezeigt hatte, und der Cameralcandidat Nerlinger aus Offenburg erschienen als Aushebungscommissäre, um das erste Aufgebot zu organisieren. Die geplagte Bürgerschaft mußte unter anderen auch für diese beiden jungen Männer, die sich im Gasthaus zum „Badischen Hofe“ gütlich thaten, einen Wachtposten liefern. Wie man leicht denken kann, wußten sich die unerfahrenen neuen Commissäre nicht in den Grenzen ihres Auftrages zu halten, sondern thaten manche Übergriffe, erließen z. B. ein Verbot des Bettelns bei schwerer Strafe. Der Civilcommissär nahm dieß mit Recht übel. Die Einwohner aber ließen sich gerade diese Eigenmächtigkeit gerne gefallen, denn das Betteln hörte wirklich auf.“¹⁷⁹

Am 3. Juni fand die Wahl zur konstituierenden Landesversammlung statt, die das erste von allen männlichen Bewohnern Badens über 21 Jahre gewählte Parlament darstellte.

Mitte Juni wurde eine provisorische Regierung unter Brentano errichtet. Rau schreibt dazu:

„Die Wahlen der Stadt zu der constituirenden Landesversammlung wurden heute bekannt: Peter, der protestantische Pfarrer Lehlbach von Heiligkreutzsteinach, Gallus Maier, Dr. med. Bronner in Wiesloch. Nur die leidenschaftliche Befangenheit konnte verkennen, wie wenig diese Wahl Vertrauen einflößte. Aber es hatten sehr viele Wahlberechtigte gar nicht gestimmt, weil sie die ganze Handlung für ungesetzlich und nichtig ansahen und nicht einmal auf die Heimlichkeit der Abstimmung mit Sicherheit rechnen konnten. Man hat nicht erfahren, wieviele Wahlstimmen abgegeben worden sind und wieviel jeder der Gewählten erhielt. Wie es scheint, schämte sich die Wahlcommission, diese Zahlen bekannt zu machen.“¹⁸⁰

Inzwischen war der Vormarsch der badischen Truppen und Freischärler durch hessische Truppen gestoppt worden. Die Revolution ließ sich also nicht „exportieren“. In dieser Situation verspricht man sich Rettung von einem polnischen revolutionären Militärfachmann: Ludwig Mieroslawski (1814-1878) trifft aus Sizilien ein und wird Oberbefehlshaber der badisch-pfälzischen Revolutionsarmee.

¹⁷⁹ Karl Heinrich Rau: *Die vierzig Tage in Heidelberg. Ubstadt-Weiher 1999, S. 68.*

¹⁸⁰ a.a.O. S. 81

Rau schreibt dazu am 13. Juni:

„ Mieroslawski, von mehreren Officieren begleitet, mustert die Linientruppen in der Stadt und am Bahnhofe. Seine Anrede an die verschiedenen Abtheilungen wird Satz für Satz von dem Adjutanten Speier verdeutscht und schließt mit der Aufforderung, ein dreimaliges Lebehoch für Deutschland zu rufen. Der General ist ein schlanker Mann von 37 Jahren, mit feinen, schönen Gesichtszügen, einem blonden, wohlgepflegten Barte, der in zwei Spitzen ausläuft, gefälligem Benehmen und dem schönsten Anstande. Er trägt einen bleuen Überrock mit rothem Kragen, goldne Epauletten, eine blaue Schilmütze nach österreichischem Schnitt mit goldner Stickerei und eine Schärpe von den deutschen Farben.

Mieroslawski brachte mehrere andere polnische Stabsofficiere mit. Es mußte die Zuversicht der Armee erhöhen, Männer an ihrer Spitze zu wissen, die schon auf manchem Schlachtfelde gekämpft hatten. Aber wie schlimm stand es doch um eine Sache, zu deren Durchführung man Ausländer ohne Kenntniß der Sprache, des Landes, des Volkes sowie ohne Interesse an dessen Wohl und Wehe zu Hülfe rufen mußte!

Den Polen liegt nichts an einer badischen Stadt, an Baden, überhaupt an Deutschland. Sie wollen nur die Befreiung ihres Vaterlandes von russischer, österreichischer und preußischer Herrschaft und damit die Aussicht auf ihre Rückkehr in ihre Heimath. Ihr Interesse an einem anderen Lande ist nur ein vorübergehendes. Es dauert nur so lange, als der Zustand des Landes ein Mittel für ihre Zwecke ist, und es kümmert sie nicht, wenn dasselbe hinterher in Leiden verfällt. M. verhiess zwar den Truppen, mit ihnen zu siegen oder zu sterben, aber es war vorauszusehen, daß er es mit dieser Zusage nicht allzu buchstäblich nehmen werde.“¹⁸¹

Es gibt Kämpfe an der Bergstraße und bei Mannheim und Ludwigshafen zwischen den badischen Revolutionstruppen und hessischen sowie Reichstruppen, die unter preußischem Oberbefehl stehen. Zunächst ist nicht klar, wer der Sieger ist. Dazu Rau am 16. Juni:

„Mieroslawski erließ eine Proclamation, in der er triumphierend versicherte, die Feinde wichen überall, und deshalb eine Beleuchtung der Stadt die ganze Nacht hindurch anbefahl. Die Einwohner mußten natürlich einem Gebote des Feldherrn Folge leisten, thaten dies aber auch nur formal, um nicht gerade ungehorsam zu erscheinen.

¹⁸¹ a.a.O. S. 82

Es war Kriegszustand! Ein starker Gewitterregen um halb 11 Uhr löschte die außerhalb der Fenster stehenden Lichter sogleich wieder aus. Solche befohlene Beleuchtungen zur Feier angeblicher Siege kamen in den Zeiten Napoleons wohl vor, waren aber dem jüngeren Geschlecht etwas ganz Neues.“ ¹⁸²

Aber der Ring preußischer Truppen schließt sich immer enger um das aufständische Baden, die Pfalz wird besetzt, man dringt an den Unterlauf des Neckars und in den Odenwald vor, schließlich überqueren preußische Truppen am 20. Juni bei Germersheim den Rhein. In der Schlacht bei Waghäusel erleidet das badische Revolutionsheer eine entscheidende Niederlage. Nach wenigen Tagen müssen die Revolutionstruppen auch im badischen Oberland kapitulieren, die eingeschlossene Festung Rastatt tut dies am 23. Juli, und am 18. August zieht der Großherzog feierlich wieder in Karlsruhe ein.

Das Ende in Heidelberg schildert Rau so:

„Sonabend, 23. Juni.

Eben dämmerte am unbewölkten Himmel der Morgen, von einem Chor unzähliger Vogelkehlen laut begrüßt, als ein starker Schuß die Schläfer weckte. Es war 3 1/2 Uhr. Wer die völlige Räumung der Stadt noch nicht kannte, kam leicht auf die Vermuthung, die Brücke sei gesprengt worden. Aber es war der Signalschuß der Preußen. Ohne Zweifel wußte man im Hauptquartier des Generals von der Gröben, daß es jetzt an der Zeit sei vorwärtszugehen, wenn man auch mit den Ereignissen noch nicht genau bekannt war. Da man die Brücken von Ladenburg und Mannheim schon frei fand, so sollte auch in Heidelberg der Übergang versucht werden. Starke Truppenmassen bewegten sich nach der Ecke von Neuenheim, wo dem von Norden her Ankommenden die Aussicht auf das Thal, die langgedehnte Stadt, die Brücke und die Schloßruine sich plötzlich eröffnet. Hier wurde Geschütz aufgeföhren und eine Granate wohlgezielt hinübergeschossen, die auch, wie es beabsichtigt war, im Nebel'schen, ehemals Thibaut'schen Garten unter dem Schlosse platzte, darauf erwartungsvolle Stille.

Wurde der Schuß erwidert, so folgte eine verderbliche Salve aus dem groben Geschütz. Wie leicht konnte ein irgendwo versteckter verwegener Freischärler aus der Stadt hinüberschießen und diese in großes Unglück stürzen! Zum Glück blieb alles ruhig, und nun setzte sich der Vortrab nach der Brücke zu in Bewegung, das 31. Landwehrregiment voran. Bald gaben weiße Fahnen, die hie und da erschienen, die Hoffnung, daß man friedlich einziehen werde, dennoch dauerte die Ungewißheit fort. Die Vordersten beobachteten aufmerksam jedes offene Fenster

¹⁸² a.a.O. S. 85

und jeden Begegnenden, eines Angriffs gewärtig, bis sie an beiden Enden die Thore besetzt hatten. Es läßt sich nicht bestimmen, welcher Theil über diesen friedlichen Ausgang mehr erfreut war: die preußischen Soldaten, denen noch gestern die feurigsten Ermahnungen gegeben worden waren, in dem Angriff auf Heidelberg die Ehre ihrer Fahnen zu behaupten, oder die Einwohner, die nun seit 6 Wochen wieder frei aufathmen konnten.“¹⁸³

An dieser Stelle soll nun Frau Amalie das Wort gegeben werden, die die Ereignisse in einem Brief an einen Verwandten aus ihrer Sicht schildert:

„Wir hatten keine Ahnung, wie nahe uns die Revolution war und die tief eingreifende Verschwörung um sich gefressen hatte. Bald sollten uns die Schuppen von den Augen fallen, denn die sich bald geltend machende provisorische Regierung vermied zwar das Wort Republik auszusprechen, um die Soldaten, um welche es ihnen hauptsächlich zu thun war, nicht wieder zu verlieren, denn letzterer größerer Theil wenigstens hingen fest an ihrem Großherzog, wie wir selbst aus ihrem Munde hörten. Mit Thränen und reuigem Gemüthe bekannten sie's uns gar oft.

Anfangs spielten wir ihnen Zeitungen in die Hände, erzählten ihnen, daß der Großherzog Amnestie erlassen hätte für meine Soldaten, was sie gerührt hat und ihnen absichtlich verborgen blieb von Seite der Aufwiegler, aber die Meisten behaupteten, nicht mehr zurück zu können. Auch war Aufklärung und nur ein Gespräch mit den Soldaten verboten, täglich fielen wegen einem Worte Verhaftungen vor, gleich hieß es, das ist ein Jesuit und Aristokrat. Besonders mußten sich die Professoren (wie Ihr aus der Allgemeinen Zeitung gelesen habt) in acht nehmen, auf die ist man von je her aufsässig (so belastet man sie auch unverhältnismäßig mit Einquartirung). Es saßen gewiß 180 eingezogene Einwohner im neuen Strafgefängniß, besonders Geistliche, deshalb heißt man's nur das Pfarrhaus. Gleich wurde vom Standrecht gesprochen. Das Gesetz bestand hauptsächlich für die ersten unglücklichen Aufgebote.

Kinder von 18-30 Jahren mußten ausgeliefert werden, und wer sich entfernte, für den sollten die Eltern täglich 50 fl. Strafe abgeben, bis die Verlangten gestellt waren. Zum Glück traten diese barbarischen Maßnahmen nicht in Kraft, was man wie so manches Gemäßigte blos Brentano zu verdanken hatte. [...]

¹⁸³ a.a.O. S. 99 ff.

Du kannst Dir denken, wie unendlich viele Einquartirung wir hatten, täglich eine Musterkarte von aller Art Menschen. Es war höchst interessant, wir haben uns mit allen ins Wort gegeben, durften jedoch unsere Gesinnung nicht laut werden lassen; aber das Herz hatte uns oft geblutet über die verirrtten, fest geranntten, belogenen Menschen, denen seit langer Zeit alles verkehrt vorge spiegelt wurde. [...]

Ich habe freilich den Beweis geliefert, daß mein etwas morscher Körper doch noch etwas aushält, denn von der Küche im Keller Wein zapfen, Sallat putzen, Kartoffel schälen, am Herd stehen und kochen, nicht bloß bei Tag, sondern auch halbe Nächte sorgen, daß immer Fleischvorräthe vorhanden sind, denn mitten in der Nacht schellte es oft wüthend, und herein traten Kerle mit Bärten, daß man sich fürchtete, mit ihnen unter einem Dache zu schlafen, das waren Wochen, lieber Ludwig! [...]

Es waren recht harte Tage, lieber Ludwig, und doch gebe ich sie nicht wieder heraus. Fester hielten wir zusammen wie in den freudigen Tagen, und aus meines lieben Mannes Muth stahlte auch ich den meinigen. Ich empfand mehr als je, was es ein Glück ist, so eine Stütze zu haben und gemeinschaftlich den Schutz von oben zu erleben. Nein, ohne diesen wäre man dem Wechsel von Furcht und Hoffen unterlegen, denn wir mußten, und haben uns nicht verborgen, daß unser Leben und bischen Habe sehr gefährdet war, und doch wollte mein Mann, da die Universität nicht geschlossen wurde und man viel daran setzte, daß jeder auf seinem Posten bleibt, nicht seine Vorlesungen einstellen, da immer noch ein Häufchen fleißiger Zuhörer blieb, die Inländer mußten freilich alle fort.

Ich ging nicht ohne meinen Mann, und das liebe Häußchen wollten wir doch auch nicht preisgeben, und bloß wer alte, treue Mägde hatte, wie Gmelins, Ullmanns, konnte dies wagen. Des letzteren Söhne waren natürlich auch außer Landes. Die Umbreit ging mit ihren Töchtern nach Heilbronn, dort und in Weinsberg sowie Cannstadt saß ein ganzes Nest Heidelberger, aber bald darauf folgte auch der Umbreit seiner Familie nach. Er bekam nämlich in der Nacht Einquartirung; und da er in Hof hinaus, die Magd ebenfalls, schlief, so hörte er das Schellen nicht.

Hierauf geriethen die vor dem Hause in Wuth, glaubend man wolle sie nicht herein lassen. In der Nachbarschaft entleerte sich eben ein Wirthshaus, eine Masse Menschen drangen ins Haus, nachdem die Magd geöffnet, und unglücklicher Weise bekam er 8 Mann der bösesten Kerle aus der Flüchtlingslegion und schrieen: „Nieder mit den Pfaffen und Aristokraten“. Als der bleiche Umbreit mit dem Lichte auf der Treppe stand, hatte einer der Teufel, gewiß einer aus dem Bruchsaler Gefängniß, auf ihn angelegt und hätte ihn unfehlbar erschossen, hätte ihn nicht ein anderer daran gehindert. Da hatte er genug, und machte sich aus dem Staube. [...]

Könnte ich Dir nur ein Nachtstück treulich wiedergeben, wie wir es erlebten, und zwar die Flucht beschreiben, als die Badischen nach hartnäckigem Widerstand (anfangs haben sie sogar die Preußen, die schwächer waren, zurückgedrängt, was sich hier gleich verbreitete und uns nicht wenig in Schrecken versetzte) bei Waghäübel und bei Phillipsburg geschlagen wurden. Schon um 8 Uhr Abend suchten einige wohlbekannte Gesichter, die schon ein paar mal bei uns einquartirt waren, ohne Billete ihre alten Quartire auf, nach und nach kamen immer mehr. Dies ging die ganze Nacht fort, kaum haben wir eine Parthie todmüder Menschen erquickt, so schellte es, und ein ordentlicher Jubel ging auf:

„Oh, Kamerad, lebst du auch noch.“ Schmutzig, schwarz wie Kohlen waren die Gesichter vom Pulverdampf, die wunden Füße kaum mehr schleppen können, manche aßen nicht vor Schwäche und schiefen auf unserem Sopha ein, während mein lieber Mann dann sich von kräftigeren Soldaten alles genau erzählen ließ (damals logen sie auch nicht) und wir servirten die immer wachsende Tafel. Es war ein Seegen in meinem großen Braten und Würsten, und die Suppen, so viel wir sie auch verlängern mußten, mundeten vortrefflich, denn viele sagten, daß sie keinen Bissen genossen in den 36 Stunden, seit sie unser Haus verlassen hätten.

Ein Soldat, so trocken und possirlich, zog ein wahres Felsenstück Zucker heraus, was er mir verehrte. Er habe sich als das einzige Nahrungsmittel genug davon genossen, und in Waghäübel wären sie nicht bang mit den Vorräthen umgegangen. Auch die Preußen hätten Zuckerwasser mit dem Rheinwasser gemacht, denn die Zuckerhüte wären meistens im Rhein spatziert, die ganze Fabrik soll demolirt sein. [...]

Morgens 1/2 auf 4 ertönte ein naher, furchtbarer Kanonenschlag, der in den bergen wiederhallte, die Brücke, die Brücke ist in die Luft! Es kann nichts anderes sein! Gleich darauf schellt es heftig an unserer Gartenthüre, und die Stimme meines Schwagers, der überall der Erste ist, und brüderlich mit uns die Schreckenswochen theilte, schrie herein:

„Die Preußen kommen, eben reiten sie über die Brücke!“ Das Brüderpaar eilte, unsere Erretter zu begrüßen, die Läden flogen auf, und manches Nachtkäppchen bekam von den zufriedenen Kriegern einen Morgengruß. Nicht leicht drehte sich die Kaffeemühle so lustig auf die nahen Gäste. „Er muß recht gut werden, Sophie, so viel Gäste wir auch bekommen!“ Und wirklich, es war der Mühe wert, denn kaum hatte man Betten gedeckt, gekehrt, die vielen Strohsäcke geschüttelt, so kamen, o Schrecken, der Segen war doch zu groß für das kleine Häußchen, 18 lange, breite, gestandene Männer, denen man gleich ansah, daß sie mehr Ansprüche machen als die lustigen Freischärler.

Nachdem sie im Garten ihre 6-7 Kaffeekannen voll heißen Stoffes im Leibe hatten, wünschten sie um 10 Uhr ein fleischiges Frühstück, und Punkt 12 Uhr zu Mittag zu speisen. Da galt's, die Hände zu rühren. Das Herz war aber so leicht, daß ich öfters meinen Alten küssen mußte, und das Essen war gut und fertig. Auch das Glas Wein wurde nicht verschmäht, und mit Wohlgefallen blickte ich auf die lange Tafel im Schuppen, hinter der Küche, wo sie alle abgefüttert wurden, werden und sein werden. Jetzt weiß ich erst, für was für Zeiten ich mir das Höfchen da hinten hergerichtet habe. [...] ¹⁸⁴

Die Quellen, vor allem der Brief von Frau Amalie, geben Einblick in den beschwerlichen Alltag von Revolution und Krieg. Während Karl Heinrich Rau seine Vorlesungen unbeirrt weiter hält – vormittags von 10 bis 11 Uhr Landwirtschaftslehre, nachmittags von 16 bis 17 Uhr Nationalökonomie, dazu über Zollwesen und den deutschen Zollverein sowie über staatswirtschaftliche Neuerscheinungen – hat Frau Amalie mit gravierenden Erschwernissen ihrer Haushaltung zu kämpfen. Die Einquartierungen sind drückend, zumal sie zu allen Tag- und Nachtzeiten kommen. Dazu kommen die Sorgen um die Kinder.

Das Haus, das sie laut Amalie Rau nicht „preisgeben“ wollten, ist schließlich nagelneu, es wurde erst im September 1848 bezogen, und es ist verständlich, daß man es nicht einem ungewissen Schicksal überlassen wollte.

Aus allem Gesagten wird deutlich, daß Familie Rau das Ende der Bedrohung durch Revolution und Krieg mit großer Erleichterung begrüßte.

In Karl Heinrichs Bewertung in seiner beobachtenden Rolle als „Emmerich Bergmann“ spiegeln sich Skepsis und Hoffnung:

„Die Geschichte soll nicht bloß die Vergangenheit richten, sondern auch der Gegenwart Lehren geben. Wir haben insgesamt eine gute Lection in der Bescheidenheit empfangen, denn die gerühmte hohe Bildung des Volkes war nicht zu erblicken, vielmehr machte sich der Unverstand, die leichtgläubige Unwissenheit und die schamlose Selbstsucht vor aller Augen breit. Hier ist vor allem ein besserer Grund zu legen in Kopf und Herz der Menschen. Überhaupt aber kann sich

¹⁸⁴ a.a.O. S.111 ff.

jeder Stand der Gesellschaft aus der jüngsten Vergangenheit gute Lehren abnehmen, Die deutschen Fürsten mögen wohl bedenken, was die wahren Bedürfnisse des gegenwärtigen Geschlechts sind, und, um dieß klarer einzusehen, sich sowohl von liebgewonnenen Illusionen und unhaltbaren Theorien, als von dem einseitigen Einfluß ihrer Umgebungen losreißen.

Sie mögen lieber vertrauensvoll unter ihr Volk treten und die Dinge mit eigenem Auge sehen, als sich ängstlich abschließen und den Einflüsterungen weniger Gehör geben. Sie mögen aber zugleich ein Opfer nicht scheuen, um Deutschland einig und stark werden zu lassen. Wer alles behalten will, setzt oft alles in Gefahr!

Die Staatsbeamten mögen auf die Zurückführung von früheren Zuständen ehrlich verzichten und sich durch keine Rücksichten von der Abstellung der Mißbräuche abhalten lassen. Sie haben selbst bei gutem Willen durch Langsamkeit der Geschäftsführung und schroffes Betragen viel Schuld auf sich geladen, und ihr geringschätzendes Grollen gegen die ständischen Kammern hat diese in manchen Mißgriffen bestärkt.

Die Landstände selbst mögen aufhören, die Regierungen grundsätzlich zu befeinden und zu lähmen, vielmehr ihr frank und frei beistehen, wo sie das Gute will. Sie sollten nicht mitregieren wollen, nicht um Kleinigkeiten gallsüchtig hadern, damit sie mit desto besserem Gewissen in wichtigen Dingen männlich festhalten können.

Die Bürger mögen in der Achtung vor Recht und Gesetz nicht wanken, ihres Berufes gewissenhaft warten und dem theuren Vaterlande ihr Herz weihen. Thut jeder seine Pflicht, so werden weder in Baden, noch in anderen deutschen Ländern solche Tage wie die verhängnisvollen vierzig wiederkehren.“¹⁸⁵

In Heidelberg ist die Revolution vorbei. In Baden gibt es noch einige Gefechte im Oberland, am 23. Juli ergibt sich die Festung Rastatt. Gustav Tiedemann, der Sohn von Raus Medizinerkollegen Tiedemann, der der revolutionäre Festungskommandant von Rastatt ist, wird mit anderen zum Tode verurteilt und erschossen. Viele Revolutionäre fliehen ins Ausland, manche werden verurteilt. Erst 1862 gibt es eine Amnestie, in deren Folge etliche ehemalige Revolutionäre wieder nach Baden zurückkehren.

¹⁸⁵ a.a.O. S.106

7. Reisen

DAS BEISPIEL LONDON 1851

Das Reisen hat für Rau schon immer eine besondere Rolle gespielt. Schon als Junge von 14 Jahren unternahm er im September 1807 eine Reise von Erlangen nach Muggendorf und schrieb darüber ein Tagebuch, das er überschrieb:

„Beschreibung einer Reise die nach Muggendorf und die umliegende Gegend im Jahr 1807 von Carl Daniel Heinrich Rau gethan worden.“

Das Jahr 1807 ist für den jungen Rau eine Zeit des Umbruches. Im Juli war der Vater gestorben, und nun gilt es, die Schulzeit möglichst rasch zu beenden. Doch im September unternimmt er diese Reise, überwiegend zu Fuß, weitgehend selbständig, wenn er auch immer noch mit der Hilfe von Freunden und Bekannten rechnen kann.

Die Reisen, die Rau unternimmt und über die er stets Tagebuch führt, verlaufen alle ähnlich wie seine Deutschlandreise von 1817. Er beschreibt nicht nur, was er an landschaftlichen Besonderheiten sieht, sondern überall werden die landwirtschaftlichen, forstwirtschaftlichen, gewerblichen und industriellen Gegebenheiten erforscht, erfragt und festgehalten. Er zeichnet auch sorgfältig seine Gesprächspartner auf, die er unterwegs aufsucht. Jede seiner Reisen ist auch ohne Auftrag eine kameralistische oder nationalökonomische Dienstreise.

Dazu kommt, daß er viel zeichnet, Skizzen von Landschaften, Trachten, landwirtschaftlichen Gerätschaften, Maschinen anfertigt, um seine Notizen zu ergänzen.

Durch vorhandene Reisepässe und Tagebücher sind folgende Reisen dokumentiert:

<u>1832</u>	in die Schweiz und Oberitalien,
<u>1834</u>	ins Fichtelgebirge,
<u>1837</u>	Schweiz,
<u>1838</u>	Frankreich mit Schwerpunkt Paris,
<u>1840</u>	München, Oberbayern, Salzburg und Salzburger Land,
<u>1841</u>	Belgien,
<u>1844</u> und <u>1845</u>	Elsaß,

<u>1846</u>	Österreich,
<u>1850</u>	Tirol,
<u>1851</u>	England, Paris und Schottland,
<u>1852</u>	Hannover, Hamburg und Berlin,
<u>1854</u>	Tirol und Venedig,
<u>1855</u>	Paris,
<u>1856</u>	Oberbayern,
<u>1857</u>	Badisches Oberland,
<u>1858</u>	München und Oberbayern,
<u>1859</u>	Allgäu,
<u>1862</u>	Oberbayern,
<u>1860-66</u>	danach immer Engelberg in der Zentralschweiz.

Hier soll nun als Beispiel die Reise nach England aufgenommen werden. Sie fand im Jahre 1851 statt, als in London die erste Weltausstellung war. Rau war dort als offizieller Abgesandter des Großherzogtums Baden, und sein besonderer Auftrag bestand außer der Knüpfung mannigfacher Kontakte in der Anfertigung eines Berichtes über die Ausstellung landwirtschaftlicher Geräte.

Die Reise dauert von Juli bis Oktober 1851. In der Zeit liegt noch ein Abstecher nach Paris, von London aus, sowie eine Reise nach Schottland, die Rau im Anschluß an seine offizielle Mission unternahm.

Die Quellen sind das Tagebuch „Englische Reise 1851“ (Rau 98) sowie die Briefe an seine Frau Amalie (in Rau 90) sowie die kleine Sammlung von Dokumenten in Rau 22. Das Tagebuch umfaßt in transkribierter Form 90 Seiten, die Briefe 30 Seiten. Die Reise beginnt am 12. Juli 1851. Am 16. Juli schreibt Rau seinen ersten Brief an seine Frau:

„Die Reise will ich kurz zusammenfassen. Ich kam wie betäubt in Castel an und war noch auf dem Dampfschiff ermüdet und stumpf. Doch das schöne Wetter und die schöne Gegend erfrischten mich, auch fand sich eine Reisebekanntschaft zur Ansprache. Ich bezahlte in Cöln den Platz 1. Classe bis London, fuhr Abends noch nach Aachen und erreichte Montag Abend gegen 9 Uhr Ostende, nun schon wieder ganz gestärkt. Es war schon dunkel, als ich mir auf den Sophas in der Cajüte einen Platz belegte. Mein Nachbar rechts war Herr Dilger, der mit Frau und Tochter hieher reißte. Um halb 11 Uhr stießen wir vom Lande. Bald begann das Schaukeln.

Noch ehe der Leuchtturm von Ostende verschwunden war, flüchtete ich vor der Durchnässung und dem Winde vom Verdeck hinab; es war nur 1/2 Stunde verflossen, aber die Waschbecken waren schon hergerichtet und wurden bald gebraucht. Wir hatten gerade entgegengesetzten Wind und brauchten daher 8 Stunden! Wenn das nicht eine schändliche Geschichte war, so giebt es keine mehr!

Meines Erinnerns lassen sich in meiner Leidensgeschichte 8 einzelne Acte unterscheiden, der letzte erst gegen Morgen. Dilger litt nicht weniger, das mochte ihm im Rennwege zu Baireuth nicht vorgekommen sein! Nun, wir kamen endlich doch an, die Morgensonne beschien die weißen Felsen der Küste und die grünen Wellen des Meeres, die Visitation war nicht lang, aber meine Bücher kosten über 6 Schill. Zoll.

Die Landreise von Dover aus ist allerliebste. Welch ein hübsches, schön angebautes Land! Um halb 11 kam der Zug, zuletzt auf hoher Mauer zwischen Dächern und Schloten, in der Station an, es ward bald ein Cab gefunden und nun gieng es durch die berühmten Straßen der City (über London Bridge nämlich!), Cornhill, Cheapside nach dem Gasthofs Hôtel d'Europe in Leicester Place, nahe bei Leicester Square. Es ist französisches Personal, der Kellner sogar ein Sachse, Zimmer (74 Stufen hoch und so groß wie mein Bücherzimmer) mit Frühstück, Cotelettes, 10 Shilling täglich. Erst gegen 2 kam ich zu Viebahn [offenbar ein Organisationsangestellter, Anm. d. Verf.], der mich sogleich in den Glaspallast brachte, wo ich eine Masse Schreiben, Kataloge, eine unentgeltliche Jurors-Charte u. dergl. erhielt.

Der erste Eindruck ist verwirrend, betäubend, zumal nach solcher Nacht! Ich getraue mich eigentlich noch gar nichts darüber zu sagen.“¹⁸⁶

¹⁸⁶ *Rau 90; die Originalzitate über den Londoner Aufenthalt sind ausnahmslos den Briefen an seine Frau Amalie entnommen, also alle unter Rau 90.*

PLAN OF LONDON **PLAN DE LONDRES**
 PRESENTED (GRATIS) TO ALL THE VISITORS OF THE EXHIBITION OFFERT (GRATIS) A TOUS LES VISITEURS DE L'EXPOSITION
 by M^r ROBIN, par M^r ROBIN,
 232, Piccadilly, opposite the Haymarket. 232, Piccadilly, vis-a-vis le Haymarket.

EXHIBITION

STEAM BOATS.
 Steam boats leave London Bridge, every 5 Minutes for Westminster B^r and vice versa, stopping at Hungerford Bridge.

STEAM BOATS.
 Steam boats leave London Bridge every 5th hour & stop at the principal B^r Blackfriars, Hungerford, Westminster, Fenchurch, & go to Battersea, Chelsea & Cromorne Pier &c.

OMNIBUSSES
 Most of the Omnibusses charge 2^d for short distance, but some going a long distance charge 4^d.

CABS
 It is prudent always to make a bargain before hand to avoid overcharge and in case of dispute or mistake to take the number of the Cabman.

BATEAUX A VAPEUR
 Des Bateaux à vapeur partent toutes les 5 minutes du pont de Londres au pont de Westminster & vice-versa arrêtant au pont Hungerford.

BATEAUX A VAPEUR.
 Des Bateaux à vapeur partent tous les 5^{èmes} du pont de Londres et arrivent aux ponts de Blackfriars, Hungerford, Westminster, Battersea & Chelsea, & Cromorne, &c.

OMNIBUS.
 La plupart des Omnibus font leur parcours pour 3^d quelques-uns qui vont une plus grande distance prennent 4^d.

OMNIBUS.
 Il est prudent pour tout Etranger de faire un prix d'avance pour un Cab, et en cas de dispute prendre le nombre de l'homme qui est sous la surveillance de la Police.

Stadtplan von London · Werbegeschenk von 1851

Rau ist also nach beschwerlicher Reise angekommen. Mit Rheindampfer und Eisenbahn bis Ostende, dann die Überfahrt mit beträchtlicher Seekrankheit. Auch für damalige Zeiten sind acht Stunden für eine Kanalüberquerung sehr lang, später berichtet er über drei Stunden, die als normal gelten.

In seinem Tagebuch fährt Rau mit seinen Eintragungen in englischer Sprache fort. Das hält an bis zum 28. Juli, danach geht es auf deutsch weiter.

Rau sucht sich als erstes eine Wohnung, was nicht ganz einfach ist. In vierzig Häusern fragt er nach, und schließlich wird er fündig: Er bittet über seine Frau seinen Sohn Ludwig, dem „Herrn Staatsrath v. Marschall, Präsidenten des Ministeriums des Inneren, Hochwohlgeboren“ seine Adresse mitzuteilen: „28 Down Street, Piccadilly“. Einen Bericht werde er in den nächsten Tagen senden. Über seine Wohnung schreibt er:

„Wegen meiner Wohnung werde ich beneidet, ich hätte keine behaglichere finden können, 13-14 Min. von der Ausstellung. Das Rollen der Wagen setzt nicht aus, aber das Schlafstübchen hinten hinaus ist ruhig und die alte Magd recht gefällig. Herr Huggard fragt bisweilen, ob ich Alles comfortable finde, was ich gerne bejahe. Was man nur einem werthen Gast ins Zimmer stellt, ist hier beisammen. Schöne Pendeluhr, allerlei Vasen auf dem Camin, Spiegel mit Leuchtern, Wasserflasche, Seifenschüssel, Zuckerdose von Krystall p.“

Auch mit der Kost ist er zufrieden:

„Das Lunch um Mittagszeit oder 2, 3 Uhr dient schon als frugales Mittagessen, dann reichen Abends Cotelets (mit dicker Brühe) oder Chops hin, und beide sind köstlich; Chops, nämlich gebratene Hammelrippen, so schmackhaft wie wohl nie in Deutschland. Apfelsinen zu 3 k. thun auch gut. Überall gutes Bier, nämlich pale ale, das leichteste und etwa wie das Münchener. Müde wird man freilich sehr, ungeachtet des herrlichen Pflasters und des öfteren Fahrens in einem Omnibus, in denen ich noch keine Gefahr für die Taschen wahrgenommen habe. Für 18 K. (6 p.) fährt man fast 1/2 Stunde weit.“

Von der Ausstellung selbst, die im Hyde Park stattfindet, berichtet er ebenfalls:

„Von der Ausstellung habe ich nur Weniges genau besehen und nicht einmal das ganze recht überblickt. Der Eindruck des Geländes ist von außen nicht günstig, weil man vor Bäumen und Häusern die lange Seite nicht übersehen kann, d.h. nicht aus einiger Entfernung, doch ist schon der Eintritt zum Queergang (transept) sehr schön.“

Aber nun das Innere! Man kann es sich so groß und prachtvoll nicht vorstellen, wie es ist. Dieser Queergang mit den alten Eichen ist an 1000 Fuß lang und 150 Fuß breit, mehr als unser Garten von der Straße zur hinteren Mauer lang. Hier sprudeln 3 Springbrunnen, der schönste ist in der Mitte ganz aus geschliffenem Glase, welches etwa wie ein Candelaber gestaltet ist. Die Leute schöpfen aus diesem Becken Wasser zum Trinken. In dem mittleren Hauptgange, der der Länge nach durch das ganze Haus zieht, ist eine Masse von Kunstwerken angehäuft, riesenhafte Bildsäulen von Menschen und Thieren, die mit recht bewunderte Amazone von Biß, der Löwe aus München, ungeheure Spiegel, bunte Glasfenster in einem verdunkelten Zelte u. dergl. Der Raum ist so ungeheuer, daß man die Länge nicht ganz übersieht. Da nun einige Orgeln ausgestellt sind, so hört man fast beständig die Töne derselben durch das Geschwirre der Tausende, die gehend, stehend oder sitzend sind. Von den hohen Gallerien aus ist der Anblick am mächtigsten und viele Leute setzen sich an einer Ecke neben die Orgel auf Bänke, die übereinander hervorragen, um dieß Bild zu genießen.

Neben dem Hauptgange befinden sich viele Abtheilungen, zum Theile wie Zimmer mit Tapetenwänden abgeschlossen. An den 1-Shillingstagen ist man vielleicht mit 60000, neulich mit über 70000 Menschen zugleich im Gebäude, aber nirgends Gedränge oder Geschrei, und etwas über 200 Polizeidiener, im blauen Frack und weißen Handschuhen ohne Waffe erhalten Alles in bester Ordnung.

Es ist ein großes Ereigniß, dem Nationalökonomem besonders wichtig, daß nun einmal ein Wettkampf auf dem Boden der Gütererzeugung (Production) an die Reihe gekommen ist und jedes Volk zeigt, was es an nützlichen Dingen zum Verkauf anbieten kann. Man hat die Gegenstände des Welthandels beisammen, ein unermeßliches Gemälde, um Technologie und Waarenkunde zu versinnlichen, aber auch das Schöne ist nicht zurückgeblieben; England, Italien, Deutschland, Frankreich p. haben eine Menge auserlesener Bildwerke von Marmor, Metall, Gips p. geliefert, auch streben die Zeuche, Möbeln, Gefäße p. überall zu der Schönheit der Formen hin. Viele Menschen, die es thun konnten, werden es bereuen, diesen Punct nicht bedacht zu haben. [...]

Von technischer Seite ergreift am meisten der Saal, wo die Maschinen gehen. Überall sind Arbeiter beschäftigt, die Maschinen zu warten, hier wird gesponnen, gewoben, dort eine Medaille gepreßt u. dergl.

Der Scharfsinn, mit dem für Alles gesorgt ist, setzt in Erstaunen, z. B. die refreshment rooms, die Räume zu anderer Bequemlichkeit u. dergl.

Als Juror kann ich schon um 9 Uhr herein. 2mal sah ich die Königin am Arme ihres Gemahles, eine hübsche Frau, doch trippelt sie etwas und ist klein. Die Ruhe, mit der Alles vor sich geht, auch in den Straßen, ist erstaunlich. Man sieht, wie wohl dieser Staat zusammengefügt ist und Jeder sich in seinem Geleise mit Bewußtsein seiner Rechte bewegt.“

Rau berichtet weiterhin über Pflüge, die auf Feldern mehrere Stunden außerhalb Londons geteet werden, von einer Viehausstellung in Windsor, von einem Theaterbesuch im Haymarket Theatre und einem Kongreß der Friedensfreunde. Dieser dauerte drei Tage, und Rau konnte nicht an allen Veranstaltungen teilnehmen. Um so verwunderter war er, in der Zeitung zu lesen, daß er zum Mitglied des Bureau erwählt worden war.

Auch gesellige Ereignisse gibt es:

„Diesen Nachmittag wurde ich in die hiesige Gesellschaft geschleudert und mußte nothgedrungen schwimmen, d.h. über nationalökonomische Gegenstände englisch sprechen. Es war in dem Garten des jungen Bunsen, wo außer dem Vater und Kestner noch der ehemalige Minister Heinrich von Arnim und einige junge Engländer waren. Mit den genannten Diplomaten war die Verständigung über politische Dinge leicht hergestellt.

Man denkt hier eben auch so wie bei uns.

Der Regen trieb ins Zimmer, wo der junge Bunsen das „Jerusalem“ und andere Mendelsohn'sche Stücke wunderhübsch sang. Wie ist doch hier Alles anders!“

Auch andere gesellschaftliche Ereignisse werden Rau geboten. Er erhält eine Einladung zu einem Ball in die Guildhall:

The Corporation of London
request the honor of Professor Rau's
Company at a Ball in the Guildhall, on Wednesday,
the 9th of July, 1851, when Her Majesty has been graciously
pleased to intimate Her intention of honoring the Corporation
with Her presence.
The favor of an Answer, addressed to the Town Clerk, Guildhall,
is particularly requested on or before the 2^d day of July ^{next} Instant, and if
honored with acceptance a Card of Admission will be forwarded.
Guildhall,
June, 1851.

Leider liegt kein Bericht darüber vor, wie die Veranstaltung verlief.

Bei der Weltausstellung sind viele Deutsche versammelt, auch viele Professoren. Am Rande wird auch ein wenig Personalpolitik gemacht. Der Heidelberger Chemiker Gmelin¹⁸⁷, der sich große wissenschaftliche Verdienste erworben hat, soll wohl in absehbarer Zeit durch einen Jüngeren ersetzt werden. Unter den Professoren wird diskutiert, 187 Leopold Gmelin, 1788-1853, seit 1814 Professor in Heidelberg.

wer in Frage käme: Wunschkandidat ist offenbar Bunsen.¹⁸⁸, aber für den Fall, daß er nicht kommen wolle, wird die Berufung von Hofmann¹⁸⁹ erwogen, den Rau favorisiert. Er ist ein Schüler Liebigs¹⁹⁰, der sich auch für ihn einsetzt. Rau schreibt:

„Hofmann würde zu uns gehen; Liebig hat auch für ihn schon Schritte gethan und es wäre mir ein so junger kräftiger Mann eigentlich lieber. Seine Frau soll in L.[London] nicht gedeihen und ist auch schon in Deutschland. Nach Gießen will er aus persönlichen Gründen nicht, weil er einen älteren Freund überspringen würde.“ [...]

Wenn Bunsen, mit dem wahrscheinlich schon unterhandelt wurde, nicht für Heidelberg gewonnen wird, so bekommen wir Hoffmann. Er hat in Berathung mit Liebig Bedingungen festgestellt und sie mir auf meine vertrauliche Anfrage mitgetheilt, sie sind durch Dietz, dem ich sie sagte, schon auf dem Wege nach Karlsruhe und werden dort nicht mißfallen. Es ist hier nur eine Stimme des Lobes über Hoffmann. [...] Auch Varrentrop von Braunschweig, ein ausgezeichnete Mann, gestand, daß unter den jüngeren Chemikern Hoffmann den ersten Anspruch auf die Stelle Gmelins habe. Die Regierung will 20.000 fl. zum Bau eines Laboratoriums anweisen. Die Minorität der Fakultät, deren Führer ich bekanntlich war, ist wieder glänzend gerechtfertigt und das Ministerium lächelt über die kleinlichen Zwistigkeiten in der Universität. Wir sehen recht deutlich, wie man über Heidelberg auswärts denkt; es gilt so ziemlich neben Berlin als die erste Universität und wir können getrost Berufungen ausgehen lassen, Jedermann wäre gern dort.“

Bunsen hat sich dann doch für Heidelberg entschieden.

Zwischen dem 1. und dem 8. August befindet sich Rau auf einer Reise nach Paris. Die Einladung ergeht an den Lord Mayor von London und schließt offizielle Kommissionsmitglieder ein.

¹⁸⁸ Robert Bunsen, 1811-1899

¹⁸⁹ August Wilhelm v. Hofmann, 1818-892

¹⁹⁰ Justus v. Liebig, 1803-1873

„Ihr werdet von den beabsichtigten Pariser Festen gehört haben. Auch mir kam eine Einladung zu, ich erklärte die Annahme und erwarte nun das Nähere. Viele von uns wollen mit gehen, es ist immerhin eine Erinnerung mehr. Da man uns ein Kriegsschiff geben will, so wird die Überfahrt leicht sein.“

Dies bewahrheitet sich, der Dampfer „Prinzessin Helena“ bringt Rau und seine Mitreisenden bei ruhiger See von Folkstone nach Boulogne, wo die Reisenden festlich empfangen werden. Überall gibt es Schaulustige, und die Stadt bewirbt die Besucher „recht stattlich“. In Amiens paradiert die Nationalgarde mit klingendem Spiel und es steht eine lange Tafel in der Bahnhofshalle mit Champagner und Backwerk.

„Überall Anreden an den Lord Mayor, Erwidierungen desselben und Hurrarufen. Es war mir ganz feierlich zu Muth, als diese unbefriedigten Republicaner ihren englischen Gästen zum Abschiede das God save the King aufspielten. Sie sollen fühlen, wie viel ihnen fehlt! Wie fest und geordnet ist Alles in England.“

Die Reisegesellschaft ist offenbar recht zahlreich, denn Rau, der im ersten Zug mit dem Lord Mayor gereist ist, berichtet, daß noch ein Dampfschiff und drei Züge nach ihnen kommen. Im Gasthof in Paris leben die Reisenden auf eigene Kosten, aber die Rückfahrt ist ebenso wie die Herfahrt kostenlos. Rau kommt in demselben Gasthof unter, wo schon früher seine Frau einmal gewohnt hat.

Er macht eine grundsätzliche Bemerkung zu der Reise:

„Man wird es immer als ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit ansehen dürfen, wie die beiden durch den Canal getrennten Völker sich einander zu nähern suchen. In dem nämlichen Amiens wurde 1803 der Friede geschlossen. Wir übriges exhibition people, wie man in England die zur Ausstellung gekommenen foreigners nennt, kommen natürlich weniger in Betracht, doch machte die Frau Wirthin hier eine Verbeugung, als ich ihr sagte, wir seien Commissäre.“

Im Hotel de Ville gibt es einen festlichen Empfang:

„Der Platz vor dem Pallast war ganz von Truppen umschlossen, auch Cürassieren zu Roß, die Ordnung musterhaft. Durch ganze Reihen von Officieren und Bedienten die geschmückte Treppe hinauf gieng es in eine Reihe prachtvoller Säle, wie ich sie noch nie gesehen. Alle Anwesenden erkennen an, daß dieß Fest die Londoner weit hinter sich läßt. Ich hätte lange zu thun, wenn ich alles beschreiben sollte.

Wir speißten in einem langen hohen Saal, in dem 26 Kronleuchter, jeder mit 36 Kerzen, brannten. Essen und Trinken ausgezeichnet; besseren Champagner wird man wohl nirgends bekommen. Ich hatte links Karmarsch¹⁹¹ und Steinbeiß¹⁹², rechts Baron Mertens d' Offin aus Belgien, einen ausgezeichneten Landwirth.

¹⁹¹ *Karmarsch, Karl, 1803-1879, Technologe und Chemiker*

¹⁹² *v. Steinbeis, Ferdinand, 1807-1893, Regierungsrat an der württembergischen Zentrale für Gewerbe und Handel, „Vater“ der gewerblichen Ausbildung in Württemberg, Namensgeber der 1971 gegründeten gleichnamigen Stiftung.*

HOTEL-DE-VILLE DE PARIS.



Banquet du 2 Août 1851.

MENU.

POTAGES

Printanniers, Coulis d'Écrevisses, et à la Reine.

RELEVÉS.

Turbots à la hollandaise.
Rosbifs à la royale.

Chapons à la Godard.
Selles de Mouton anglais.

Quartiers de Venaison sauce poivrade.

GROSSES PIÈCES PATISSERIE.

Pièces montées représentant les Fontaines
de l'Exposition de Londres.

Pièces montées en Biscuits représentant
des Sujets variés.

FLANCS ET CONTRE-FLANCS.

Gros Saumons de Loire, sauce verte et sauce mayonnaise.
Gros buissons de Coquillages, grosses Écrevisses du Rhin,
Crevettes et Homards.

Pâtés de Foie gras en Croûte.
Jambons de Westphalie.
Galantines à la gelée.

ENTRÉES.

Filets de Volailles en suprême.
Caisses de Foies à l'Indienne.
Petites Bouchées purée Gibier.
Chaufroid de Perdreaux rouges.

Côtelettes de jeunes Sangliers à la Villeroy.
Turbans de Filets de Soles.
Crémousky à la polonaise.
Bastillons de jeunes Poulets au Salpicon.

ROTS.

Rôts de deux Dindonneaux aux Truffes.

Rôts variés de Cailles et Perdreaux.

ENTREMETS.

Ceps de Bordeaux.
Puddings de cabinet.
Gelées de fruits.
Gâteaux napolitains.

Légumes nouveaux.
Timbales de Macaroni.
Crèmes vanille.
Gâteaux Munich.

HORS-D'ŒUVRE.

Melon. — Figs. — Olives. — Anchois. — Thon. — Pickles.
Bols Punch à la romaine. — Fromages glacés.

DESSERT.

Surtouts garnis de Fruits et Fleurs.

Coupes de Fruits : gros Raisin blanc et noir, Pêches, Abricots, Brugnons, etc.
Girandoles de Bonbons assortis. — Tambours de Petits-Fours variés.
Assiettes de Fromage : Chester, Roquefort, Maquelines.

Café, Eau-de-Vie, Marasquin, Rhum. — Thé et Crème.

VINS.

	Madère.		
	Sherry.		
Bourgogne, ...	{ Clos-Vougeot.	Bordeaux, ...	{ Haut-Médoc Léoville.
	{ Romance.		{ Château-Margaux.
	{ Chambertin.		{ Château-Lafite.
Vin de dessert.	{ Malaga.	Champagne, ..	{ Moët.
	{ Pacaret.		{ Montebello.

Lord Granville sprach lange und vortrefflich zur Erwiderung des Toastes, den der Präfect von Paris auf die Königliche Commission ausbrachte. Großer Beifall. Nach aufgehobener Tafel kamen die Damen und viele andere Gäste nach, es dauerte aber lange, bis die Musik anfangen konnte und wir standen unterdessen unermeßliche Hitze aus. [...]

Endlich öffneten sich die Thüren des Speisesaales wieder, eine Musikbühne war aufgeschlagen, wo vorher noch Tafeln gestanden hatten, man that in unserer Gegenwart noch die letzten Hammerschläge, wir setzten uns auf gepolsterte Bänke und die Musik fieng an, von Mitgliedern des Conservatoriums ausgeführt; bekanntlich das erste Orchester auf der Erde. Von der Aufführung ist eben nur zu sagen, daß sie vollkommen war. Ouvertüre aus Oberon p., im 2. Theil lauter deutsche Musik.

Wie mich der Chor aus Maccabäus ergriffen hat: Seht, er kommt mit Sieg gekrönt – kann ich nicht ausdrücken. Als die herrlichen Variationen aus Beethovens Symphonie und der Schlußsatz derselben zu Ende kamen, brachen wir auf, besahen noch die Säle und den verzierten Hof und erreichten mit gefälligem Beistand eines Stadtsergeanten glücklich einen Fiaker.

Ähnliche Pracht, mit dem feinsten Geschmack, sehen wir wohl nie wieder. Nur waren Hitze und Durst unendlich, alles Eis half nur augenblicklich. Der Glanz der Anzüge war einzig. Ich mit meinem bescheidenen Bändchen sah sehr unscheinbar neben den Hunderten von Kreutzen und Sternen aus; mein Commandeurkreutz ist zwar hier, aber das Band fehlt. [...]

Kein Königsschloß kann diese Räume übertreffen. Es war heute bei bedecktem Himmel sehr heiß und die Luft so rein und mild gegen den Londoner Kohlendunst! Man wird wohl erfahren, wie groß die Zahl der Gäste war. Großes Interesse erregte der greise General Montholon, Napoleons treuer Begleiter. Vom Präsidenten war nur die Büste zu sehen. Mein Bruder wird Euch wohl aus den französischen Zeitungen die Beschreibung der Feste verschaffen.“

Hôtel-de-Ville.

Soirée du Samedi 2 Août 1851.

Programme.

PREMIÈRE PARTIE.

- | | |
|---|------------|
| 1° Chœur du <i>Siège de Corinthe</i> | ROSSINI. |
| 2° Ouverture d' <i>Oberon</i> | WEBER. |
| 3° Chœur de <i>Castor et Pollux</i> | RAMEAU.. |
| 4° Ouverture de la <i>Gazza Ladra</i> | ROSSINI. |
| 5° <i>Les Ruines d'Athènes</i> | BEETHOVEN. |

DEUXIÈME PARTIE.

- | | |
|--|------------|
| 1° Chœur de <i>Judas Machabée</i> | HENDEL. |
| 2° Septuor exécuté par tous les instruments à cordes,
deux clarinettes; deux cors et deux bassons.... | BEETHOVEN. |
| 3° Chœur des <i>Scythes</i> | GLUCK. |
| 4° Finale de la Symphonie en <i>la</i> | BEETHOVEN. |
| 5° Chœur de la <i>Création</i> | HAYDN. |

Typ. VINCIGOS.

Es gibt aber auch organisatorische Pannen auf der Reise. Die Delegation wird nach Versailles bestellt, dort wird lange gewartet, bis ein Rundgang durch die Säle beginnen kann. Doch vergehen viele Stunden und es tut sich nichts. Also geht Rau durch den Park, in dem „die großen Wasser sprangen und 60-70.000 Menschen versammelt waren“.

Am nächsten Tag soll ein Empfang in St. Cloud beim Präsidenten der Republik sein. Dies ist Louis Napoleon, der Neffe Napoleons und spätere Napoleon III. Rau wirft sich „in vollen Staat“, kauft sogar ein Ordensband für sein Kommandeurskreuz. Von 3-7 Uhr soll man in St. Cloud zubringen, und Rau will mit Karmarsch und der Familie des Professors Schubart aus Berlin hinfahren. Die Tochter der Familie hat in London den Namen „Zollvereins Child“ erhalten, was einmal mehr darauf hinweist, daß die deutsche Delegation nicht unter „Deutschland“ oder „Germany“ firmiert, sondern unter „Zollverein“.

In St. Cloud angekommen, ist „zahlreiche Gesellschaft versammelt“, die Vorstellung einiger Personen beim Präsidenten ist schon vorbei, „doch sahen wir ihn noch im Garten.“ Nun werden die Räume besichtigt, wo Napoleon gewohnt hat, Garten und Springbrunnen, aber bei der angebotenen Verköstigung gehen Rau und seine Freunde wieder leer aus.

„Die mißlungenen Einladungen haben uns hier viel Zeit verdorben, doch ist’s immer angenehm, die Erinnerungen von vor 13 Jahren her wieder aufzufrischen. Wir werden morgen zurückgehen und das große Feldmanöver in Ruhe lassen.“

Rau badet stattdessen in der Seine, kauft Bücher, besucht eine Sitzung der Nationalversammlung und stellt fest, daß „Paris an schönen Gebäuden reicher ist als London.“ Am Ende der Tage in Paris steht ein Ball, zu dem sich das Zollvereinskind eigens ein Kleid hat machen lassen. Rau schreibt darüber nur:

„Der Ball war sehr glänzend. Soviel Diamanten habe ich außer den Staatsschätzen in Wien – man sprach von 8.000 Einladungen – noch nicht beisammen gesehen. Der Präsident gieng dicht an mir vorbei, sieht aber unbedeutend aus.“

Damit ist die Paris-Reise beendet.

Nach der Rückkehr nach London muß Rau ein familiäres Problem lösen: seine Tochter Mathilde, 25 Jahre alt, möchte gerne nach London kommen. Sie ist von einer bekannten deutschen Familie eingeladen, und darüber hinaus bietet sich ihr die Möglichkeit, für ein halbes oder auch ganzes Jahr in einer englischen Familie mit drei Töchtern zu leben und zu arbeiten.

Vater Rau hat große Bedenken. Zunächst sind sie finanzieller Art, aber diese stellt er zurück mit dem Hinweis, daß die Ausbildung der Söhne schließlich auch viel Geld gekostet hätte und daß man der Tochter doch den Wunsch erfüllen sollte. Andere Gründe sind gravierender:

„Den Plan wegen Mathilde kann ich nicht mißbilligen. Allerdings liegt in ihren Beweggründen Manches, was die ruhige Prüfung nicht aushält, sie wird hier an manchen Dingen Anstoß nehmen und die große Gebundenheit, Beengtheit einer großen Stadt nicht angenehm finden, was natürlich von Männern weniger gilt. Die Luft ist feuchter und kühler, aber der Kohlenqualm, durch den die Sonne trüb röthlich scheint, hat auch sein Lästiges und alle Welt strebt hinaus ins Freie. Mathilde darf sich nicht verbergen, daß es für sie vielleicht ein Scheideweg ist.

Zur einfachen bürgerlichen Hausfrau ist sie nach ihrer Rückkehr weniger geeignet, es wird wenigstens Mühe kosten, sich wieder zu beschränken und keine Ansprüche merken zu lassen. Allein da es nicht in ihrer Macht steht, diesen Beruf zu ergreifen, so ist für eine selbständige Lebensweise diese Gelegenheit vortrefflich; sie fühlt nun einmal den Drang und die Fähigkeiten dazu und man darf sie nicht aufhalten. Von dieser Stelle ist der Rücktritt nach 1/2 Jahr ganz leicht und sie kann sich in neuen Verhältnissen versuchen, die auf jeden Fall bildend und anregend sind. Ich denke hiebei nicht an uns, denn die Trennung wird uns recht schwer werden. Es ist nicht, als wenn Mathilde heirathete, denn dann hätte man wieder Ersatz durch Beruhigung und Freude anderer Art. Aber wir werden alt und Mathilde muß einmal ohne uns leben, also muß sie in einem Alter, wo man noch jugendlichen Muth und Schnellkraft besitzt, ihre Kräfte in Thätigkeit setzen.“

Hier wird deutlich, wo die Sorgen des Vaters liegen: Mathilde ist mit ihren 25 Jahren für die damalige Zeit über das eigentliche Heiratsalter bereits hinaus und man muß befürchten, daß eine Verehelichung und damit Versorgung ihr nicht mehr gelingen wird. Durch einen Auslandsaufenthalt und die damit verbundene Erweiterung des Horizontes verschlechtern sich offenbar ihre Heiratsaussichten noch mehr. Außerdem befürchtet der Vater, daß Mathilde auch selbst nicht mit einem Dasein einer bürgerlichen Hausfrau zufrieden sein würde. Aber er überwindet sich und billigt schließlich Mathildes Plan, auch in Hinsicht darauf, daß Mathilde vielleicht einmal vielleicht selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen müßte. Es kommt aber alles so, wie Mathilde es sich wünscht, sie bleibt ein Jahr in England und heiratet später dennoch.

Rau hat für die Ausstellung einen besonderen Auftrag: Er soll sich um landwirtschaftliche Maschinen kümmern und darüber berichten. Zunächst muß er sich in die Ausstellung einarbeiten, um auch selbst Besuchergruppen führen zu können. Dazu schreibt er an Amalie:

„Die heutige Herumführung ist, denke ich, nicht schlechter gewesen als die der Anderen. Wenn ich morgen fertig damit bin, kann ich Hand an den Bericht legen. Da dieser aber doch kurz sein und keine Zeichnungen enthalten soll, so wird wohl Stoff zu einer weiteren Ausführung bleiben, und schwerlich wird ein Anderer eine solche Masse von Beschreibungen und Abbildungen mitbringen, viele 2-3fach. Dies giebt also eine kleine Schrift¹⁹³, zu deren Ausarbeitung ich hier ermuntert werde. Die englischen Maschinen sind zwar zu künstlich und kostbar für uns, aber Vieles ist doch anwendbar und manche neue Erfindung hat uns Vergnügen gemacht. Es sind Dampf-Dreschmaschinen zu Dutzenden in dem Saale aufgestellt.

Was sind die Pflüge schön, wie genau alle Maschinen gearbeitet, wie jeder Theil durchdacht! Auch Getreidemähmaschinen sind da, und wir giengen neulich auf Mecchis Gut über ein großes Stoppelfeld, welches mit der americanischen Maschine geschnitten worden war. Manche Fabricanten haben soviel ausgestellt, daß einer alleine mehrere Stunden ausfüllen kann. Da der Saal nicht reichen würde, so haben sie die Gerüste wie Stockwerke angelegt, so daß man die Privattrappe hinaufsteigt, um auch das oben stehende zu sehen, so z. B. Barrett, Garrett und Hornsby. Jeder hat 1-2 Agenten zu seinen Gegenständen gesetzt und diese Leute sind natürlich sehr zuvorkommend, wenn die German Commissioners anrücken und sie sehen, daß einer davon erklärt. Natürlich wird auch Manches nach Deutschland kommen. In dem englischen landwirthschaftlichen Saal sind vielleicht 1500-2000 einzelne Stücke. Was ist die Hohenheimer Sammlung dagegen?

Fahrbare Dampfmaschinen, z.B. zum Dreschen, von schönster Arbeit, das Stück zu 200-240 Pfund Sterling. Heuwender, Heurechen, Säemaschinen mit Düngerausstreung, Butterfässer, Pferdehacken jeder Art, Handmühlen, Schrotmühlen, Ölkuchenbrecher, eiserne Gliedereggen u.s.f. – Was die anderen Länder hiezu gesendet haben, ist unbedeutend, nur die hübschen americanischen Pflüge ausgenommen.“

Dies deutet klar darauf hin, daß die englischen Maschinen, mindestens im Bereich der Landwirtschaft, in der Zeit führend waren.

¹⁹³ *Erschienen unter: „Die Landwirthschaftlichen Geräte der Londoner Ausstellung im Jahre 1851. Amtlicher Bericht mit Zusätzen und Abbildungen. Von Dr. Karl Heinrich Rau, Großh. Bad. Geh. Rath und Prof. zu Heidelberg. Berlin 1853*

Es gibt auch Exkursionen, auf denen die Geräte und Maschinen in der Praxis vorgeführt und getestet werden:

„Die kleine Reise war recht angenehm. Viebahn I und II, Hermann und ich brachen um 9 Uhr hier auf, trafen Mittags auf der Station Faringdon ein und fanden hier schon den stattlichen Wagen des Herrn Pusey, eines der ersten Landwirthe Englands, dem ich ein Empfehlungsschreiben (durch Liebig vermittelt) geschickt und der schon früher Viebahn eingeladen hatte.

Wir wurden gut empfangen und nach kurzem Lunch hinaus auf die Felder gefahren, wo der gefällige Mann uns zu Gefallen eine ganze Batterie von Ackerwerkzeugen aufgestellt hatte, die nun vor unseren Augen pflügten, säeten, behackten, eggten, Dünger ausstreuten usw. Auch stand eine geheitzte Dampfmaschine auf Rädern da, welche die Dreschmaschine in Bewegung setzte und so wurde tapfer darauf los gedroschen. Das war unschätzbar für mich.

Ins Herrenhaus zurückgekehrt, erhielten wir Zimmer zum Waschen und Umkleiden, dann rief die Glocke zum Dinner, wo ich zwischen Frau und Miß Pusey der älteren Platz nahm. Natürlich wurde bloß englisch gesprochen. Wir aßen natürlich gut. Nach der Tafel führte uns der Wagen des reichen und angesehenen Mannes nach Oxford, wo wir recht comfortabel übernachteten.“

Rau bemüht sich um weitere Ziele:

„Liebig will mir Adressen für die Besichtigung schottischer Landgüter geben, Porter desgleichen für die Fabrikstädte, Beneke für sein Haus in Manchester. Ich habe den Kopf voll Pflüge, Dreschmaschinen p. Fabricant Labahn von Greifswald nimmt mir die Säemaschinen und die Maschinen zum Pressen der Draining Pipes ab. Was man täglich sieht und lernt, ist so viel, daß man lange daran zu verarbeiten hat.“

„Gestern hatte Patow eine Fahrt auf ein Landgut in der Grafschaft Essex bei Colchester veranstaltet und mich beigezogen. Wir waren zu 8, dabei Auerswald, Viebahn und Prof. Magnus von Berlin, ein ausgezeichnete Mann, Technologe. Es war eine heitere Reise, 15 Stunden weit, auf der Bahn. Wir giengen 3 1/2 Stunden auf dem Gute herum, fragend und aufschreibend, nahmen dann ein gutes Dinner in dem Dorfwirthshause ein und langten nach 10 Uhr wieder in der Stadt ein,..[...] Hier wurde mir das drainage zuerst recht anschaulich.“

Die Landwirtschaft vermittelt Rau auch unerwartete Kontakte.

Er schreibt an seine Frau:

„Der Spanier Ramon de la Sagra hat Lust, meine Geschichte des Pfluges ins Spanische übersetzen zu lassen. Er bittet 1. um ein Exemplar der Schrift, 2. um eine Mittheilung von Herrn Winter (Winter'sche Verlagsbuchhandlung in Heidelberg, Raus Verleger), ob und unter welchen Bedingungen derselbe ihm die Holzschnitte überlassen wolle.“

Am Samstag, 20. September, beginnt der Abschied von London. Er ist nun immerhin schon seit dem 16. Juli da gewesen. Rau notiert, daß er etwa fünfzigmal in der Ausstellung war. Daneben hat er noch vieles andere gesehen, wie die London Docks, den Zoologischen Garten im Regents Park, die Bank of England, die Dockyards in Woolwich, eine Guttaperchafabrik und das University College of London. Über alle diese Stationen gibt es ausführliche Aufzeichnungen. Dazu kommen noch die touristischen Ziele wie Schloß Windsor, St. Paul's Cathedral u.a.

Zum Ende des Londoner Aufenthalts schreibt er seiner Frau:

„ Sonntag, kurz vor 11 Uhr. In diesem Augenblick ist mein Bericht fertig geworden. Er ist 20 geschriebene Bogen stark und es war ein hartes Stück Arbeit, über der ich gestern noch bis über Mitternacht saß und vorgestern etwa 6 Stunden in einem Sitze, nachdem ich mich in der Ausstellung gehörig ermüdet hatte. Der Bericht geht nun nach Berlin ab, doch habe ich für eine andere Chose noch Einiges zu arbeiten. Hoffentlich werde ich keine Schande aufheben.

Ich bin noch Willens, morgen aufzubrechen. Alles hat seine Zeit und ich fühle mich schon von London abgelöst. Gestern machte ich die letzten Studien in der Ausstellung und verließ dieselbe ohne Bedauern, obgleich ungewiß, ob ich sie noch einmal sehe, – weil es nach Hause zu geht. Daß das viele Arbeiten nun zu Ende ist, wird mir wohl thun. Heute muß ich noch einige Besuche machen und den Abend zum Packen verwenden.“

Rau möchte die britische Insel nicht verlassen, ohne noch einige Landstriche und Städte gesehen zu haben. So startet er am 23. September zu einer Rundreise, auf der er Manchester, Liverpool, Birmingham, York, Cambridge und Edinburgh besucht. Über jede Station gibt es Aufzeichnungen.

BIRMINGHAM

„Birmingham ist keine hübsche Stadt. Rauchige Backsteinhäuser, viel Höfe, Mauern, Hintergebäude – Straßen einander ähnlich. Wenig gutgekleidete, viel dürftig aussehende Menschen. Die Fabriken schmutzig wegen des Rauches. Kleine Zimmer, enge Treppen und Gänge, winklig,

nach und nach vergrößert, alles von bräunlichem Staube angefüllt, denn auch Erde und Stein ist so gefärbt.“

Rau besichtigt hier eine Silberwarenfabrik und eine Pappmachéfabrik des Fabrikanten Collis, eine Glasfabrik mit 600 Arbeitern, unter denen auch Kinder sind, sowie eine Fabrik für Bronze- und Messingwaren mit Vergolderei. Über den Verdienst der Leute notiert er, er sei gut, Kinder bekämen 4-5 Shilling wöchentlich, Männer bis 24 Shilling.

LIVERPOOL

Liverpool ist „auffallend von Birmingham verschieden, schöne, stattliche Gebäude, hübsche Läden. Die Docks zogen mich sogleich an. Sie sind mit offenen Schuppen umgeben. Schleusenthore, dazwischen Bassins, in denen Schiffe sind, aber keine Vorrichtung zum Ausladen.“

Er beobachtet fasziniert Schiffe aus aller Welt, die entladen, und Schiffe, die in alle Welt fahren, wie nach Kalkutta, Havanna, Singapore, Valparaiso und Havanna. Ein amerikanischer Viermaster, „Mannschaft zum Theil Neger“, lädt Zinn in Kisten. Er beobachtet, daß die Überseewaren Ersatz für europäische Fabrikate sind. Aus Amerika kommen beispielsweise Mehl, Baumwolle, Hanf, aus Batavia Zucker. Aus Europa gehen Fertigwaren, Industrieprodukte, hinaus.

Er stellt eine auffallende Verschiedenheit zwischen dem höher und dem tiefer gelegenen Teil der Stadt fest. Oben findet er „alles rein, alles scheint wohlhabend“, es gibt hübsche Läden und Plätze, die Leute sind gut gekleidet. Unten findet er viele schlecht gekleidete Menschen, „Schiffsleute, Träger, arme Weibspersonen mit Kindern“, die Läden sind schlecht, es werden „erbärmliche Kraamwaren“ angeboten. Obsthändler, Schuster u. ä. sind in Kellern angesiedelt.

An einem Regentag geht er in das Sessionhouse, wo der Richter Mansfield zu Gericht sitzt. Er hat nun Einblick in das Justizsystem des Landes.

„Ich erhielt Platz auf einer Bühne neben ihm, wir plauderten bisweilen. Feines, kluges Gesicht. Gegenüber die Bühne der Gefangenen, [sie] werden heraufgeführt, Diener bleibt hinter ihnen. Rechts runde Bühne, für den Ankläger. Links Platz des Schreibers, der aufruft. Pay 5 Sh. for being drunk and imprisoned for 3 days. Kam oft vor, Weiber auch. Der Schreiber giebt an, ob jemand schon früher gestraft worden ist. Nach der Anklage:

What have you to say, man or prisoner (auch bei Weibspersonen) or lad?“ Rau beobachtet Verhandlungen gegen Diebe, darunter auch Kinder, die ebenfalls bestraft werden. Ein junger Mann, der im Wiederholungsfall als Taschendieb überführt wurde, erhält 3 Monate Freiheits-

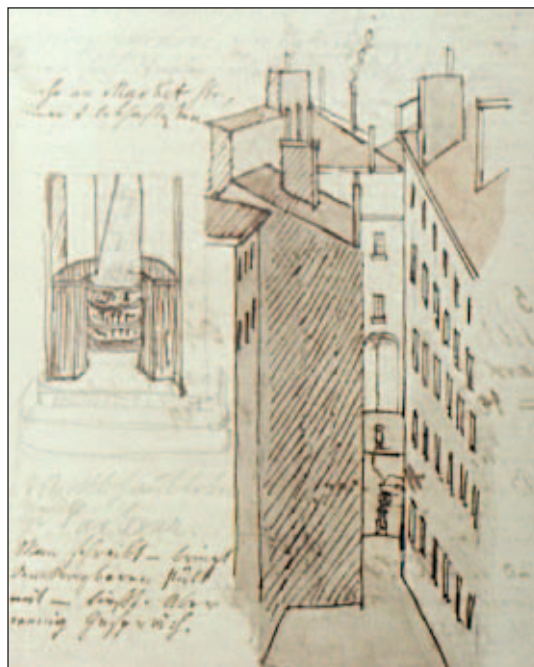
strafe. Zwei kleine Mädchen, etwa 8-10 Jahre alt, schluchzen sehr, sie sollen zwei neue Shawls gestohlen haben und werden „Committed for 31 days.“

Zeugen werden vereidigt, indem man ihnen die Bibel zu küssen gibt. Rau besucht auch ein Gefängnis. Er vermerkt, daß pro Kopf und pro Woche 2 Shilling 8 1/2 d. an Kosten anfallen. Die Gefangenen arbeiten, beispielsweise zerhauen sie alte Taue mit dem Beil, lassen sie mit Dampf durchdringen, schlagen sie weich, zupfen das Material, 2-3 Pfund täglich; es wird zum Kalfatern der Schiffe verwendet. Fußmatten aus Schnüren von Kokosfasern werden durchbrochen geflochten, sie sind dauerhaft und beliebt. Außerdem gibt es Weber, Schuster, Schmiede und Näher.

Bei der Arbeit herrscht strenges Schweigen. Die Gefangenen sitzen auf Bänken „wie Schulkinder“. Vor den Männern sitzt ein Gerichtsdienstler auf einer Bühne, der sie bewacht. Es gibt einen Hof, in dem die Gefangenen spazieren gehen.

MANCHESTER

Rau vermerkt, die Stadt erinnere mehr an London als an Liverpool und Birmingham.



Blick aus dem Clarence Hotel

„Man sieht wenig schlecht gekleidete unordentliche Leute, schöne Gebäude, freilich meistens casernenartig ohne alle Einfassung der Fenstereinschnitte in der Backsteinwand, natürlich auch

ohne Läden. Aber einige neue Häuser haben Fenstergewände von behauenen Sandstein mit Gesteinsverzierungen. Karren fahren mit baumwollenen Zeuchen. Ein Magazin hat auf der einen Seite 5 Stock mit je 20 Fenstern und noch 20 Fenster eines 3' hohen Erdgeschosses, um die Ecke ebenso 11 Fenster.“

Nach einigen Produktions- und Handelsbetrieben besucht Rau eine Schule in Chetham, einem Stadtteil von Liverpool in der Nähe der Kathedrale. Es handelt sich um eine Art Realschule, in der neue Sprachen gelernt werden. Unterrichtet werden hier ausschließlich Knaben, die in einem großen Saal sitzen, schreiben und zeichnen. Die Aufgabe ist, eine Karte zu zeichnen. Es gibt einen Oberlehrer, mehrere andere Lehrer sind im Saal verteilt.

Rau besucht noch eine Grammar School, die nach zwei Kursen Studenten liefert. „Oben sitzen größere Bursche, lernen auswendig, studieren, haben Wörterbuch p. bei sich, plaudern auch wohl miteinander. Der Vorsteher hat seinen schwarzen Talar übergeworfen, den Horaz vor sich. [...] Die Schüler kommen zu Sophokles, Aristophanes, Thucydides. Knaben sind um einen Lehrer versammelt, um ihm eine griechische Schreibübung zu zeigen. Ein Lehrbuch von Arnold war, glaube ich, eine griechische Grammatik.

Wie viel auch das eigene Arbeiten werth ist, so scheint es doch, als ob die Lehrer es sich zu bequem machen. Auf die Frage: wie man denn die Schüler zum Fleiße bringe? wurde erwidert, die jüngeren würden allerdings thrashed.“

Es gibt auch ein „Night Asylum“: Die Ankommenden werden gebadet, eingeschrieben, gespeist, liegen auf hölzernen Pritschen. Morgens werden sie entlassen in der Hoffnung, daß sie nicht mehr wiederkommen müssen. Nur ausnahmsweise werden sie am nächsten Abend nochmals aufgenommen.

Seine Erforschungen der sozialen Verhältnisse setzt Rau in einem Workhouse fort:

„Der Name paßt nicht recht, denn es wird im ganzen wenig gearbeitet, weil es meistens alte oder gebrechliche Leute sind, die lebenslang da bleiben. Das Haus soll das beste in England sein, nur daß das Gebäude wegen der allmählichen Vergrößerungen verwinkelt ist. [Es gibt einen] Saal, wo die Aufzunehmenden warten. Dann herein, ausgefragt. Einige Geldhülfe kann ihnen sogleich gegeben werden. Für jeden Bezirk der Stadt ist ein eigenes Office da, wo ein Mann sitzt und das Buch führt. [Es gibt einen] Saal mit Bänken für jeden Distrikt, wo die Leute während der Sitzung sich aufhalten und dann an bestimmte Plätze zu ihrem Guardian herantreten. Kinder über 16 Jahre werden nicht beachtet, weil man annimmt, daß sie sich selbst erhalten. Deshalb sind sie an anderer Stelle aufgeführt. Man beschäftigt so gut es geht. Nähen fürs Haus, Oakum (aus zer-

schnittenen alten Tauen gewonnenes Material) zupfen, Särge machen aus Sandelholzbrettern, das einzige einträgliche Geschäft. [...]

Essen gut. Suppe mit Kartoffeln und gehacktem Fleisch, reichliche Portion mit brown bread, welches nur nicht weiß ist, lauter Weizen, aber die Engländer essen es doch ungern. Schwächliche [bekommen] mehr Fleisch. Alles sehr reichlich.“

Es gibt auch ein Krankenzimmer mit Syphilis- und Krätzepatienten. Auch Greise werden hier betreut, einer hat die Schlacht bei Campredon 1797 gegen die Holländer mitgemacht. Es gibt hier auch Kinder. Zwei Knaben baten um die Erlaubnis auszugehen, einer erhielt sie. Kleine Mädchen wurden darin geübt, „God Save The Queen“ zu singen. Ein medizinischer Assistent ist immer zugegen.

Das Krankenzimmer ist hoch und geräumig.

Rau fragt den Verwalter, ob die Leute denn nicht große Lust hätten, hier wieder herauszukommen und sich selbst zu erhalten. Seine Antwort ist ja, man habe aber eine Menge von Iren. Man unterscheide bei den Bewohnern des Workhouse drei Personengruppen:

1. dauernd arm, 2. casual, 3. Iren.

Rau besucht noch ein Warehouse mit verschiedenen Textilien, eine Klinik, eine Bibliothek, die St. Georges Church, eine Blindenanstalt, in der nicht nur sehr intensiv Musikunterricht betrieben wird, sondern auch ein Vorläufer der Blindenschrift praktiziert und gelehrt wird. Diese Blindenschreibmaschine ist gerade zur Weltausstellung fertig geworden und erst provisorisch registriert. Weiterhin besichtigt er eine Maschinenfabrik, eine Spinnerei, eine Maschinenweberei und eine Staatsanstalt, in der 650 Kinder untergebracht sind. Es sind verlassene Kinder von Fabrikarbeitern in der Stadt, man versorgt sie sehr gut und jedes Kind lernt, Schuhe und Kleider selbst herzustellen. In der dazu gehörigen Schule wird sogar Koedukation praktiziert, Mädchen und Jungen lernen in einem Raum. Neben der Schule arbeiten Mädchen und Jungen auf dem Gut mit, die Mädchen helfen in der Wäscherei und an anderen Stellen, die Jungen arbeiten auf dem Feld und im Stall. Durch immer kärglicher werdende Vegetation bewegt sich der Zug in Richtung Schottland. Man kommt durch die Grafschaft Dumfries, die Grafschaft Larnack, den Ort Lockerbie. Man sieht viele Steinwälle, das Hochland, karge Felder. Schließlich ist die Hauptstadt des Landes erreicht: Edinburgh.

EDINBURGH

Auch hier zeichnet Rau typische Häuser:



Edinburgh · Abhang von der Altstadt gegen die Neustadt hin

In Edinburgh besucht Rau die Highland Agricultural Society, ein dreistöckiges Gebäude, in dem die Sammlungen untergebracht sind. Rau beschreibt mehrere landwirtschaftliche Maschinen sowie Fachliteratur.

Durch Northumberland fährt Rau in das „rauchige“ Newcastle, eine Stadt voller Bergwerke. In York besucht er das gotische Münster. Die Stadt beschreibt er als „groß und reinlich, viele gothische Gebäude“.

Weiterhin besucht Rau Cambridge und Oxford. Über Cambridge vermerkt er nur, daß es kleiner sei als Oxford und es eigentlich nur eine Hauptstraße gäbe. Er besucht das Peter's College und ein Hospital.



Über Oxford äußert er sich ausführlicher. Er besucht hier Christ Church, wobei ihm Christ Church Chapel recht düster vorkommt, aber das schöne eichene Schnitzwerk ihm gefällt. In der Bibliothek findet er den Katalog der Bibliotheca Bodleiana¹⁹⁴ und in diesem sein eigenes lateinisches Programm und eines seines Vaters.

Er besichtigt eine Galerie berühmter Bilder, die Maler sind van Eyck, Raphael, Murillo etc. In der Halle gibt es Bilder berühmter Zöglinge wie Canning, Locke oder Wellesby, außerdem Gemälde von Kardinal Wolsey, Königin Elizabeth und Heinrich VIII. („mit dem dicken Gesicht“). Zum Speisen sitzen die „Noblemen“ auf einer Erhöhung in der Halle. Es gibt ein Examenzimmer, und die Tür zur Promotion darf nicht durchschritten werden, wenn der Kandidat Schulden hat.

Weiterhin beschreibt er St. Mary's Church und einen schönen Botanischen Garten.

¹⁹⁴ benannt nach Thomas Bodley, 1545-613, engl. Staatsmann und Humanist, im dipl. Auslandsdienst bei Königin Elizabeth I., verdient um die Vermehrung der Bibliothek der Universität Oxford.

Am 6. Oktober tritt er die Heimreise an.

„Abends 8 1/2 Uhr Abreise nach Dover. Ruhiges Wetter, Mondschein, bewölkt. Ich hatte in einer Restauration in Parplane die letzte Nahrung genommen. In Dover sogleich an Bord, „City Of Ostend“. 11 1/2 gieng es hinaus; wenig Reisende. Ich belegte einen Platz nach der Mitte zu und setzte mich, in den Mantel gehüllt, aufs Deck in die Nähe des Kessels. Bald verloren sich die Menschen, die Bewegung mäßig, kein Wind. Nach 1/2 Stunde wurde ich müde, hier allein zu sitzen, gieng in die Cajüte, fand die wenigen Menschen auf die Bänke gestreckt schlafend und machte es ihnen nach. Es war wie auf dem Rhein. Beim Grauen des Morgens standen wir auf, die Küste war schon sichtbar und das Spiel der grünen Wellen in Ruhe zu betrachten. [...]

Gegen 6 Uhr stiegen wir wohlbehalten ans Land. In dem wohlbekanntem Haus gieng das Zollgeschäft leicht von Statten, der Koffer uneröffnet nach Köln gesendet. Es meldete sich ein Träger, der aber unter Weges uns in ein kleines Kaffeehaus brachte, wo es auch billig war und der Kaffee trefflich mundete. Die Zeit reichte noch zu einem Gange auf dem Damm bis ans Meer, zu dem Pavillon. Fast keine Schiffe im See. Helles, warmes Wetter. Gegen Mittag in Brüssel.“

Diese Kanalüberquerung gieng glücklicherweise ohne Seekrankheit vorüber.

Damit ist die Reise nach England beendet, eine Reise reich an Eindrücken und an Aufzeichnungen, die Raus Sammelleidenschaft entsprechen und hier keineswegs vollständig wiedergegeben werden können.

Sein „amtlicher Bericht“ erscheint 1853 in Berlin unter dem Titel: „Die Landwirthschaftlichen Geräthe der Londoner Ausstellung im Jahre 1851“.

8. Weitere Aktivitäten – Ehrungen – Jubiläen – Lebensende

8.1. MITARBEIT IN UNIVERSITÄTSGREMIEN

Karl Heinrich Rau hat sich in seinem ganzen Leben immer gerne verpflichten lassen, da aktiv zu sein, wo man ihn brauchte. Dies galt auch in den Gremien der Universität. Er war nicht nur zweimal Prorektor, sondern auch häufig Dekan der Philosophischen Fakultät. Dies war in den Jahren 1829, 1835, 1841, 1848 und 1862 der Fall.

Darüber hinaus war er fast die ganze Zeit seiner Zugehörigkeit zur Universität Mitglied, häufig sogar Vorsitzender in Verwaltungsgremien, wie in der Krankenhauskommission und der Bau- und Ökonomiekommission. Beide Kommissionen sind für die gesamte bauliche und verwaltungsmäßige Entwicklung der Universität Heidelberg und ihrer Kliniken zuständig. Dies reicht von Um- und Neubauten bis zu Erfordernissen der inneren Verwaltung wie Stellenbesetzungen und Besoldungsfragen im technischen und nichttechnischen Bereich. Darüber hinaus sind sämtliche Gärten Gegenstand der Kommissionen, der Botanische Garten, der landwirtschaftliche Garten und zeitweise der Schloßgarten.

In die Zeit von Raus Amtsführung fallen entscheidende Veränderungen sowohl im Krankenhausbau als auch im Bereich der medizinischen und naturwissenschaftlichen Institute. Die Kliniken für Innere Medizin und Chirurgie (letztere verfügte bei ihrer Gründung 1818 über eine Kapazität von 12 Betten!) ziehen vom Marstallhof in die Seminarstraße in das umgebaute Seminarium Carolinum. Bald aber reichen die Räumlichkeiten dort nicht mehr aus, und schon zum Ende von Raus Amts- und Lebenszeit beginnt der Bau des dritten großen Zentrums der Universität: Das neue Klinikviertel im Stadtteil Bergheim nimmt die klassischen medizinischen Fächer Innere Medizin, Geburtshilfe und Chirurgie auf.

Im Bereich des ehemaligen Augustinerklosters entstehen die heute noch erhaltenen Gebäude für Anatomie und Zoologie. Das gegenüber liegende Haus „zum Riesen“, das der katholischen Kirchenkommission in Bruchsal gehört, wird nach und nach von der Universität angemietet oder erworben. Hier kommen das Physikalische und das Mathematische Institut unter. Der dazu gehörige Garten bietet Raum für die Errichtung der Gebäude für das Chemische Institut.

Die geradezu stürmische Entwicklung sowohl der Medizin als auch der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert spiegelt sich in der baulichen Entwicklung wider, wie wir sie noch heute an den

entsprechenden Gebäuden ablesen können; sie erfordert auch im personellen Bereich enorme finanzielle Aufwendungen und die entsprechende Begleitung durch die verwaltenden Universitätsgremien. In den Akten der Bau- und Ökonomiekommission sowie der Krankenhauskommission findet man sehr häufig Schriftstücke von der Hand Raus. Ein Beispiel für seine Tätigkeit ist die von ihm entworfene „Instruktion für den Verwalter des Krankenhauses in Heidelberg“ aus dem Jahre 1850. Mehrfach gibt es Budgetvorlagen von seiner Hand, häufig fungiert er als Etatreferent.

Auch die Korrespondenz mit anderen Ämtern der staatlichen Verwaltung gehören zu seinen Obliegenheiten. So erhält er in seiner Eigenschaft als „Director des Landwirtschaftlichen Gartens zu Heidelberg“ ein Schreiben der Ober-Direction des Wasser- und Strassen-Baues vom 23. April 1859, in dem es heißt, daß „in Rücksicht auf die eingetretene Kriegsgefahr der Bahnbau zwischen Heidelberg und Mosbach vor der Hand nicht begonnen wird und daher ein Angriff des landwirtschaftlichen Gartens in nächster Zeit nicht stattfindet“.¹⁹⁵

Äußerst schwierig ist es offenbar, wenn man ein solches Ehrenamt wieder los werden möchte. Auf die „Bitte des Geheimerathes Professor Dr. Rau in Heidelberg um Enthebung von der Vorstandsstelle der akademischen Krankenhauscommission“ erhält er vom Ministerium des Inneren folgende Antwort:

„So sehr wir im Hinblick auf die von Euer Hochwohlgeboren auch diesem Nebenamte zugewendeten Bemühungen bedauern müssen, Sie aus der akademischen Krankenhauscommission ausscheiden zu sehen, so vermögen wir doch das Gewicht der Gründe nicht zu verkennen, welche Ihr Gesuch um Enthebung von der Vorstandsstelle in dieser Commission veranlassen.

Wir müssen jedoch wünschen, gleichzeitig mit der von Euer Hochwohlgeboren erbetenen Enthebung von dieser Stelle deren anderweite Besetzung aussprechen zu können, und ersuchen daher Euer Hochwohlgeboren, bevor wir über Ihr Gesuch vom 28. v. Mts. förmliche Verfügung ergehen lassen, uns nach Ihrer genaueren Kenntniß der Obliegenheiten dieses Amtes und der zu dessen Führung tauglichen Persönlichkeiten gefälligst einen geeigneten Nachfolger namhaft machen zu wollen.“¹⁹⁶

Dies ist eindeutig: Keine Entbindung von den Pflichten des „Nebenamtes“, ohne daß für einen Nachfolger Sorge getragen wird. Rau ist mit derartigen „Nebenämtern“ noch bis kurz vor seinem Tod beschäftigt. Ein letztes Schriftstück, den Schloßgarten betreffend, stammt vom 25. November 1869.

¹⁹⁵ Rau 24

¹⁹⁶ Rau 24

8.2. MITARBEIT IN KIRCHLICHEN GREMIEN

Rau war als evangelischer Christ nicht nur ein regelmäßiger Kirchenbesucher, sondern nahm auch an der Gemeindegemeinschaft und der Arbeit in übergeordneten Kirchengremien tätigen Anteil. So war er Mitglied und zeitweise Vorsitzender des Kirchengemeinderates der Providenzgemeinde und Synodaler.

Über seine Arbeit in der Providenzgemeinde sagt bei der Trauerfeier der Dekan Dr. Zittel:¹⁹⁷ „Es sind jetzt nahezu zwei und zwanzig Jahre, als ich zum erstenmal in diese Kirche trat und von dieser Kanzel aus zu der Gemeinde sprach. Da trat der Geschiedene an eben der Stelle, wo jetzt seine Leiche ruht, an der Spitze des Kirchengemeinderathes mir entgegen, um mich als Pfarrer dieser Gemeinde zu begrüßen, mich zu mahnen und zu ermuntern, und das alles in so herzlichen und doch so ernsten Worten, daß sie mir stets unvergeßlich geblieben sind. Seitdem war es mir vergönnt, in meinem Berufe stets mit ihm zusammen zu gehen und in ihm überall eine treue Stütze und einen guten und redlichen Rathgeber zu haben.“

Er führt weiterhin aus, daß es Rau nie zuviel war, sich jedem Dienst in der Gemeinde zu unterziehen, und daß er bis ganz kurz vor seinem Tod an den Sitzungen des Kirchengemeinderates teilgenommen hatte, obwohl es ihm schon sehr schwer gefallen war.

Insbesondere hebt er hervor, daß „der mit allen Ehren überhäufte Geheimerath es nicht verschmäht [hat], die Kinder der Stadt an diesen Altar zur Confirmation zu führen.“

Der Kirchenrat und Professor Dr. Schenkel führt dazu aus:

„Daß er als ein Mann der Wissenschaft der Kirche so treue Dienste dargebracht – das hat aber noch seine besondere Bedeutung. Das weitverbreitete Vorurtheil, daß Wissenschaft und Frömmigkeit, Denken und Glauben sich gegenseitig ausschließen, hat er durch Beispiel und Leben gründlich widerlegt. Wenn einer unserer großen Denker die Religion als die Ehrfurcht bezeichnet vor dem, was über uns, was in uns und was unter uns ist, dann zeichnet er ein Bild von der kirchlichen Gesinnung unseres verstorbenen Freundes.“

Ehrfurcht vor dem Heiligen und Ewigen auch in dem geringsten seiner Brüder war mit ein Grundzug seines Wesens. Und auch auf diesem Gebiete hat er in seltener Weise sonst schwer vereinbare Kräfte und Gaben in sich vereinigt. Wie er auf der einen Seite frei war von allen dogmatischen Fesseln und es kaum verstehen konnte, wie es möglich sei, das Christenthum in eine

¹⁹⁷ *Reden bei der Beerdigungsfeier des Geh. Rathes Professors Dr. Rau. Heidelberg 1870, S. 7-8*

Theorie zu verwandeln: so war er auf der andern durchdrungen von der innigsten Religiosität, erfüllt mit der wärmsten Pietät für das Heilige und Göttliche, und diese Pietät machte es ihm auch möglich, so rücksichtsvoll, so schonend, so mild in seiner Beurtheilung selbst der ihm fremdesten Überzeugungen und Standpunkte zu sein.“¹⁹⁸

Über Raus Tätigkeit als Synodaler sagt Dekan Dr. Zittel:

„Mit der größten Hingebung hat er seit vielen Jahren her in den Landes- und Diöcesansynoden das Wohl unserer Kirche mitberathen und geholfen an ihrer Neugestaltung; und auch außerdem nahm er den thätigsten Antheil an den ernstesten Zeitbestrebungen auf diesem Gebiete.“¹⁹⁹

Von Rau selbst sind dazu wenige Tagebuchsätze aus dem Jahre 1843 überliefert. Die Synode dauerte vom 19. April bis zum 2. Mai, danach vom 6. bis 10. Juni und fand in Karlsruhe statt. Er vermerkt: „Synodalverhandlungen über Disclassification der Pfarrerbesoldungen. Präsident der VI. Commission (Classification) mit Sander, Roth, Zittel, Pöster, Cerfilius, Helbing. Mitglied in der 4. (Rechnungen), Präs. Schmidt, mit Helbing, Leibfried...“²⁰⁰

Die badische evangelische Landeskirche war 1821 durch den Zusammenschluß der lutherischen und reformierten Kirchen als unierte Kirche entstanden. Nach der Verfassung sollte die Kirche alle einzelnen evangelischen Pfarrgemeinden des Landes umfassen. Die Generalsynode sollte die gesamte evangelische Landeskirche repräsentieren. Sie sollte erstmals 1823 und dann etwa alle fünf Jahre stattfinden.

Sie bestand aus dem ihr präsidierenden landesherrlichen Kommissar, aus zwei geistlichen und zwei weltlichen Mitgliedern der Ministerialbehörde, des späteren Oberkirchenrats, einem Professor der theologischen Fakultät der Universität Heidelberg, 14 durch Pfarrer gewählten Geistlichen und sieben weltlichen Abgeordneten, die durch die Kirchengemeinderäte gewählt waren. Weiteres Organ der Kirche war die „Spezialsynode“, die alle Pfarrgemeinden eines Bezirks oder einer Diözese umfaßte und am Wohnort des Dekans tagte. Ihr gehörten alle Pfarrer des Bezirks und weltliche Mitglieder der Kirchenvorstände an. Sie sollte alle drei Jahre tagen. Dazu gab es noch Pfarrsynoden, die auch alle drei Jahre tagen sollten.²⁰¹

Entgegen dem Wunsch des Landesherrn traten unter der Geltung der Kirchenverfassung von 1821 nur drei Generalsynoden zusammen, nämlich in den Jahren 1834, 1843 und 1855. Laut Stiefel waren wesentliche Themen der 1. Synode das Predigerseminar in Heidelberg, das der 2.

¹⁹⁸ a.a.O. S. 11-12

¹⁹⁹ a.a.O. S. 7

²⁰⁰ Rau 113

²⁰¹ Vgl. Karl Stiefel: *Baden 1648-1952, Karlsruhe 2001, S. 686 ff.*

Synode die Herausgabe einer neuen Agende, eines neuen Gesangbuches und einer neu gefaßten biblischen Geschichte sowie die Durchführung der Pfarrerbesoldung nach Besoldungsklassen, das der 3. Die Ausarbeitung eines neuen Katechismus.

Rau ist offenbar Teilnehmer der 2. Synode gewesen, wie seine Tagebuchaufzeichnung belegt. Darüber hinaus hat er aber noch weiteren Einfluß genommen, denn Dr. Schenkel sagt in seiner Trauerrede:

„In jenem entscheidenden Zeitpunkte aber, in dem es sich um die künftige Entwicklung unserer Landeskirche handelte, da hat er, alle untergeordneten, wenn auch an sich noch so berechtigten Rücksichten bei Seite lassend, keinen Augenblick gezögert, oder geschwankt, auf welche Seite er sich wenden sollte; er hat das Vollgewicht seiner Stimme auf die Wagschale der kirchlichen Freiheit gelegt. Auch ihm insbesondere verdanken wir die nunmehr gesicherte freie Gestaltung unserer Landeskirche.“²⁰²

Seinem kirchlichen Engagement stand nicht entgegen, daß er Freimaurer war. Er wurde am 4. April 1818 in die Loge „Libanon zu den 3 Cedern“ in Erlangen aufgenommen.

Seiner damaligen Braut Amalie Fischer teilt er dies in einem Brief gleichen Datums mit:
„Heute abend, um 4 Uhr, werde ich von der hiesigen gerechten und vollkommenen Loge Libanon zu den 3 Cedern zum Maurer gemacht. Man hat aus Gefälligkeit für mich die Sache beschleunigt. Ich freue mich darauf.“²⁰³

²⁰² *Reden bei der Beerdigungsfeier des Geh. Raths Professors Dr. Rau, Heidelberg 1870, S. 12*

²⁰³ *Rau 79*

8.3. ARBEIT FÜR DIE ASTOR-STIFTUNG

Am 29. März 1848 starb in New York Johann Jakob Astor, geboren am 17. Juli 1763 in Walldorf/Baden als Sohn eines Metzgers. Am Mittwoch, 5. April erschien der „New York Herald“ mit einer Sonderseite, auf der das Testament des Verstorbenen abgedruckt war.

Neben vielen Einzelverfügungen gab es auch zwei Stiftungsfonds: 400.000 \$ für die Astor-Bibliothek und 50.000 \$ für seine Heimatgemeinde Walldorf. In der Übersetzung²⁰⁴ wird der Stiftungszweck wie folgt definiert:

„Ich weise meinen Nachlaßverwalter an, fünfzigtausend Dollar zu Nutzen und Gebrauch der Armen von Walldorf bei Heidelberg zu verwenden. Und zwar durch die Errichtung einer Fürsorgeeinrichtung für die Kranken und Gebrechlichen oder auch für die Erziehung und Besserung der Jugendlichen, die sich in einer solchen Lage befinden, daß sie der Hilfe eines solchen Fonds bedürfen.“

Die Heimatgemeinde eines der reichsten Männer der damaligen Welt konnte den unerwarteten Geldsegen gut brauchen. Infolge der wirtschaftlichen Krise in der Mitte der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts waren 90.000 Badener, darunter auch viele Walldorfer, gezwungen, ihre Heimat zu verlassen. Nach den Hungerjahren 1846/47 gab es auch in Walldorf Menschen, die nicht weggehen konnten und daher auf den Almosenfonds der beiden christlichen Gemeinden angewiesen waren. Dieser Fonds wurde durch freiwillige Spenden der Mitglieder mehr schlecht als recht gefüllt. Das Betteln war verboten. Dies ließ der Bürgermeister durch die Schelle bekannt machen. Die bedürftigen sollten sich bei ihren Pfarrämtern melden. Doch auch die Pfarrer hatten für die Armen bei weitem zu wenig. Da kam der Geldsegen aus dem fernen Amerika wie gerufen.

Zunächst galt es aber sowohl für die Testamentsvollstrecker als auch für die Gemeinde Walldorf, eine Rechtsform zu finden, in der das Geld den Bedürftigen zugute kommen sollte.

Die Testamentsvollstrecker Johann Jakob Astors waren sein Sohn William B. Astor, Washington Irving, James Gallatin und sein Enkel John Jacob Astor jun. Sie waren im Testament aufgefordert worden, sich in dieser Angelegenheit an seinen Schwiegersohn Vincent Rumpff zu wenden.

²⁰⁴ Thomas Löffler: *Zu Nutzen und Gebrauch der Armen. Die Geschichte der Astor-Stiftung in Walldorf.* Walldorf 1998. S. 21

Dieser lebte mit Astors Tochter Eliza, seiner Frau, in Paris und hatte in Wahrnehmung der europäischen Interessen des Hauses Astor auch Verbindung zu Hamburg. Dort kannte er den Gründer der „Rauhen Hauses“, den Initiator der Inneren Mission, Johann Hinrich Wichern. Rumpff bat Wichern um seine Mitarbeit an dem Walldorfer Projekt, empfahl ihn gleichzeitig an die Testamentsvollstrecker, und hatte so das „Dreieck Paris (Rumpff)-Hamburg (Wichern)-New York (Testamentsvollstrecker)“²⁰⁵ installiert. Dieses wurde bald durch den Heidelberger Kreis um Rau zum Viereck erweitert.

Wichern holte bei seinem Bekannten Dr. Roller in Illenau bei Achern, der damals die dortige Irrenanstalt leitete, Informationen über Walldorf ein. Anfang Juli 1849 trafen im Hause des mit Wichern bekannten Theologen Ullmann in Heidelberg Roller und Wichern zusammen, und es wird vermutet, daß hier das Walldorfer Projekt erörtert wurde.

Im Frühsommer 1850 waren die konzeptionellen Vorarbeiten zwischen Wichern und den Testamentsvollstreckern abgeschlossen, und Enkel John Jacob Astor traf in Deutschland ein. Zunächst traf er sich mit Wichern in Hamburg, reiste von da nach Heidelberg, wo er die für den Aufsichtsrat vorgesehenen Herren kennenlernte, und schließlich stattete er der Heimat des Großvaters, Walldorf, einen Besuch ab. Dieser soll ihn sehr berührt haben.

Anfang Juli 1850 legte der junge Astor dem Innenminister Badens das „Memorial“ der Testamentsvollstrecker vor. In diesem Dokument, das in deutscher und englischer Sprache abgefaßt war, erklärten die Testamentsvollstrecker, daß Ihnen durch den Rat und Beistand des Schwiegersohnes Vincent Rumpff und einiger sachverständiger und einflußreicher Herren in Heidelberg ein Organisations- und Verwaltungsplan vorgelegt worden sei, den sie in der Anlage mit der Bitte um Genehmigung vorgelegt hätten. Dies war das Statut der Stiftung.

Das Großherzogliche Staatsministerium genehmigte gern, und Großherzog Leopold schickte am 12. Juli 1850 ein Dankschreiben an die „Werthgeschätzten Herren“ Testamentsvollstrecker.

Am 14. Juli 1850 konstituierte sich im Beisein Astors der Aufsichtsrat, bestehend aus folgenden Personen: Holtzmann, Stadtpfarrer in Heidelberg; Hundeshagen, Kirchenrat und Professor in Heidelberg; Metzger, Gartendirektor in Heidelberg; Mittermaier, Geheimer Rat und Professor in Heidelberg; Rau, Geheimer Rat und Professor in Heidelberg; Roller, Direktor der Irrenanstalt Illenau; Sabel, Dekan und Stadtpfarrer in Heidelberg; Ullmann, Geheimer Kirchenrat und Professor in Heidelberg; Dr. Wichern, Horn bei Hamburg als außerordentliches, bei seinem Abgang nicht zu ersetzendes Mitglied.

²⁰⁵ a.a.O. S. 24 ff.

Mit Ausnahme von Metzger waren alle Mitglieder des Aufsichtsrates persönlich mit Wichern bekannt.

Über Rau schreibt dieser am 14.10.1849: „ Zu den neuen hiesigen Freunden zähle ich vornehmlich noch Rau, Professor der Nationalökonomie und als Schriftsteller wohlbekannt in diesem Fach. Derselbe hatte bis dahin viele nationalökonomische Bedenken. Nach einem Alleingespräch mit ihm und nachdem er meinen heutigen Vortrag in der Kirche gehört hat, sind alle Bedenken verschwunden.“²⁰⁶

Der Vortrag Wicherns allein hat wohl die Bedenken Raus nicht ganz beseitigt. Er erstellt in der Folge eine Expertise über die Möglichkeit der Verwirklichung des Walldorfer Projektes, von ihm „Aufsatz“ genannt. Zentrales Anliegen ist es darin, daß man den amerikanischen Geldsegen nicht einfach verteilt, weil er einmal viel zu groß ist und zum anderen die Beschenkten dazu verleite, sich schädlichem Müßiggang hinzugeben. Er schreibt dazu:

„Die Summe von 50.000 Dollar ist so beträchtlich, daß sich mit ihren Zinsen weit mehr ausrichten läßt als das jetzige nöthigste Bedürfniß der Armenversorgung erfordert. Eine Verwendung von 5-6.000 fl für die Armen und Waisenkinder in W. wäre zu groß. Es würden dann Personen, die noch arbeiten könnten, einen Müßiggang erhalten, es würde Gelegenheit gegeben, daß andere, die nicht arm sind, unter verschiedenen Vorwänden sich Einkünfte verschafften, es würde statt einen dauernden Vortheil für den Ort hervorzubringen, vielleicht gerade die Trägheit und der Luxus befördert und die edle Absicht des Stifters vereitelt werden. Die Stiftungsfonds beider Confeßionen sowie die Beiträge der Juden haben bisher eine jährliche Ausgabe von etwa 210 fl für die Armen gestattet (105-106 \$) wozu die Gemeinde noch 5-600 fl ausgab zum Theil für Mütter unehelicher Kinder.

Eine plötzliche Verstärkung dieser Armenunterstützung würde für die Dauer durchaus schädlich sein. Wenn aber ein Theil der Jahreseinkünfte zurückgelegt und das Capital vergrößert würde, was sollte endlich mit demselben gemacht werden? Eine Verwendung zu ganz anderen Zwecken wäre unausbleiblich.“²⁰⁷

Rau schlägt also den Bau eines Hauses vor, das als Waisenhaus, teilweise als Krankenhaus und Altenheim dienen sollte. Von entscheidender Wichtigkeit ist Rau der Erwerb landwirtschaftlich zu nutzender Grundstücke. Sie sollten nicht nur der Nahrungsherstellung für die Heimbewohner dienen, sondern die Arbeit in Feld und Garten wurde durchaus als Mittel der Erziehung und Berufsvorbereitung für die Kinder gesehen.

²⁰⁶ a.a.O. S. 30

²⁰⁷ a.a.O. S.94

Die ständig geübte Praxis, Waisenkinder in die Obhut von Familien zu geben, sieht Rau sehr kritisch: „Hätte man die Gewißheit, nur gewissenhafte Pflegeeltern zu finden, die sich mit Liebe der Erziehung der anvertrauten Kinder widmen, so wäre es freilich viel besser, allein viele Familien betrachten das Annehmen eines Pflegekinde nur als eine Speculation, halten dasselbe schlecht, muthen ihm schwere Arbeit zu u. dergl.“

Für eine gute „christliche und verständige“ Erziehung ist ihm das Rauhe Haus in Hamburg ein Vorbild. Er möchte auch einen Heimleiter von dort einsetzen, um die dortigen Erfahrungen in Walldorf nutzbar zu machen. Rau erwartet von der Einrichtung „die segensreichsten Folgen für den ganzen Ort, der einer moralischen Hilfe sehr bedarf, denn auch dort, wie in vielen anderen Gemeinden, ist die Armut zum Theil mit Verwilderung, Trägheit, Trunksucht und anderen Fehlern verschwistert, auch haben die demagogischen Aufreizungen von der nahen Stadt Wiesloch in W. nachtheilige Folgen gehabt, indem sie Einzelne vom Wege des Fleißes und der Sparsamkeit ablenkten und verleiteten, von einem gewaltsamen Umsturze eine plötzliche Verbesserung ihrer Lage zu erwarten. Man versichert, daß es in W. eine Anzahl von Familien giebt, die sich mit anhaltender Arbeit ernähren könnten, die es aber vorziehen den Holzdiebstahl und das Betteln ihrer Kinder zu Hilfe zu nehmen. Diesen moralischen Ursachen der Armuth kann nur mittelst einer besseren Erziehung abgeholfen werden. Die Ausgabe für das Gebäude und das Mobiliar entgeht nur dem Scheine nach den Armen, denn es wird damit einer Anzahl von jungen und auch einzelnen erwachsenen Armen Obdach und Verpflegung gegeben und den Familien die Last der Beherbergung und Ernährung abgenommen.“

Rau hat also nicht eine kurzfristige Verbesserung der Lage der Armen durch Geldverteilung nach dem Gießkannenprinzip im Auge, sondern er nimmt sich vor, mit der Stiftung eine nachhaltige Veränderung zu erreichen. Die Kinder in der Stiftung sollen nämlich nicht nur ernährt und gekleidet werden, sondern sie sollen neben der Schule auch lernen, landwirtschaftliche Arbeit zu tun. Das soll nicht nur den Nahrungsbedarf der Hausgemeinschaft sicherstellen, sondern hat vor allem erzieherische Funktion. Die Kinder sollen „nicht im Luxus, sondern vielmehr zur Genügsamkeit und Arbeitsamkeit erzogen werden.“ Außerdem sollen sie alle landwirtschaftlichen Arbeiten lernen, wie Ackerbau.

Gemüsebau, Obstbau sowie Nutztierhaltung und Verwertung der Erzeugnisse. Das bedeutet, daß ein junger Mensch, der dem Astorhaus entwächst, mit gründlichen Kenntnissen und Gewöhnung an regelmäßige Arbeit beste Chancen hat, ein erfolgreiches selbständiges Leben zu führen. Armutsbekämpfung heißt also bei Rau Erziehung zur Selbsthilfe.

Die Vorstellungen von Rau wurden von den Testamentsvollstreckern gerne übernommen, weil sie dem Willen des Testators am ehesten entsprachen. Schwiegersohn Rumpff schrieb 1850 an

Wichern über dessen Mitteilungen über die Tätigkeit von Rau:

„Was mir unbestimmt und verschwommen vorgeschwebt hatte, finde ich in Ihren Vorschlägen höchst praktisch und bei genauer Kenntnis der Lokalität und der Bedürfnisse klar aufgesetzt und dargestellt. [...] Ich stand mit ringenden Händen am Ufer und sah das scheidende herrliche Schiff in den Abgrund versinken, ohne helfen zu können. Jetzt, so hoffe ich, hat das Schiff den richtigen Lotsen gefunden, der es vielleicht doch noch in den rechten Hafen führen könnte.“ Rau lieferte auch noch gleich einen Satzungsentwurf für die Astor-Stiftung mit, der ebenfalls übernommen wurde.

Gleich in der ersten Sitzung am 14. Juli 1850 wurde eine Geschäftsordnung beschlossen und Rau mit 8 von 9 Stimmen zum Vorsitzenden gewählt. Dieses Amt brachte ihm viel Arbeit ein.

Zunächst ging es um den Bau des Astor-Hauses. Im Juli 1851 wurde ein Baumeister beauftragt, nach einer Skizze von Wichern einen Planentwurf für ein geeignetes Haus zu liefern. Ein Grundriß- und ein Ansichtsplan befindet sich im Nachlaß Raus. Nach langen Diskussionen konnte der Bau dann endlich im Frühsommer 1852 beginnen. Die Mitglieder des Aufsichtsrates kümmerten sich derweil um die Inneneinrichtung, selbst das Besteck suchten sie aus. Am 9. Juli 1854 wurde der Bau eingeweiht. Er konnte fast ganz aus den Zinsen des in New York angelegten Kapitals bezahlt werden.

Im Nachlaß Raus finden sich insgesamt 17 Briefe²⁰⁸ von der Hand John Jacob Astors jun., des Enkels von Johann Jakob Astor, sowie von William B. Astor, dessen Vater. Sie sind zwischen Oktober 1854 und Juli 1869 geschrieben worden, der letzte acht Monate vor Raus Tod. Aus allen diesen Briefen – meist Organisatorisches enthaltend – spricht Dank und Anerkennung für den „Manager“ der Astor-Stiftung.

Rau gilt als der wesentliche Organisator der Astor-Stiftung und war bis zu seinem Tode mit ihr verbunden. Im Dezember 1999 widmete der Stiftungsrat der Astor-Stiftung Rau einen Sitzungsraum im neu errichteten Gebäudetrakt und brachte eine Gedenktafel für ihn am Eingang des Raumes an.

²⁰⁸ Rau 27

8.4. JUBILÄEN UND EHRUNGEN, TOD

Am 19. März 1862 konnte Rau das seltene 50-jährige Doktorjubiläum feiern. Es war dies ein Ereignis, an dem nicht nur die Universität und die Stadt Heidelberg freudigen Anteil nahmen, es gab auch Glückwünsche und Ehrungen von vielen anderen Universitäten und wissenschaftlichen Gesellschaften.

Der Neffe Rudolf Köhler hat eine Chronologie der Festlichkeiten aufgeschrieben. Danach begannen diese bereits am Abend des Sonntag, 16. März 1862, mit einer festlichen Versammlung des Lesekränzchens, einer Einrichtung, die wesentlich auf Raus Initiative gegründet worden war und über Jahrzehnte fortbestanden hatte. Hier trafen sich regelmäßig befreundete Professorenfamilien zur gemeinsamen Lektüre klassischer Literatur. Am 16. März wurde zuerst der „Sommer-nachtstraum“ von Shakespeare mit verteilten Rollen gelesen, dann gab es einen Gedichtvortrag von Professor Stark und der Jubilar wurde mit Lorbeer bekränzt. Daran nahm auch Tochter Mathilde Osterrieth teil, die mit ihren Töchtern aus Straßburg gekommen war.

Am Dienstag, 18. März, trafen die Söhne Dr. Otto Rau, Domänenverwalter in Pforzheim, und Professor Dr. Ludwig Rau, Leiter der landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim, mit ihren Familien ein. Abends folgte noch der Schwiegersohn Tribunalrichter Osterrieth aus Straßburg und der Neffe, Staatsanwalt Rudolf Köhler aus Regensburg. Dieser schrieb über den Abend:

„Gegen 8 Uhr Abends fand die Beglückwünschung durch die Familie statt, bei der der älteste Sohn das Wort nahm. Nach Überreichung der Festgeschenke verweilte man in fröhlichem, durch Gesang und Spiel erheiterten Familienkreise bis Mitternacht.

In einem Abendbesuche hatte Finanzminister Vogelmann von Karlsruhe die Festwünsche des Großherzogs von Baden überbracht sowie des Staatsministeriums und der Finanzbeamten.“ Der eigentliche Festtag, der 19. März, begann vormittags um 9 Uhr mit den offiziellen Beglückwünschungen. Rudolf Köhler hielt die ungefähre Reihenfolge der Erschienenen fest:

1. Der akademische Senat der Heidelberger Universität, vertreten durch den Prorektor Prof. Roßhirt und Prof. Blum
2. Die Philosophische Fakultät der Universität mit 20 Dozenten
3. Die Städtische Behörde (Stadtdirektor, Bürgermeister und Gemeinderäte)

4. Die Bau-und Ökonomiekommission (5 Personen)
5. Der Gewerbeverein
6. Abgesandter der Universität Bonn (Prof. Kast)
7. Abgesandte der Universität Freiburg (Dekan Baumstark, Prof. Kues)
8. Prof. Schuz als Vertreter der Tübinger Philosophischen Fakultät
9. Deputation der Verbindungsstudenten in Heidelberg
10. Deputation der Studenten der Kameralistik mit einem Lorbeerkranz
11. Geheimrat Fröhlich aus Karlsruhe, der im Auftrag des Großherzogs den Stern zum Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens überreichte.
12. Postrat Gmelin aus Karlsruhe, der die Glückwünsche der Direktion der Verkehrsanstalten überbrachte.
13. Die Krankenhauskommission
14. Pfarrer Holtzmann als Vertreter seines Vaters, des Prälaten in Karlsruhe, der ein Glückwunschsreiben des evangelischen Oberkirchenrats überbrachte.
15. Der Kirchengemeinderat mit 20 Personen, an der Spitze Pfarrer Sabel, der eine Adresse überreichte, die Prof. Zittel verfaßt hatte.
16. Die Abgesandten des Landwirtschaftlichen Vereins.

Rudolf Köhler beschreibt auch den weiteren Verlauf des Tages²⁰⁹:

„ Diese Aufwartungen, unterbrochen durch zahlreiche Briefe, Depeschen, Privatbesuche und Glückwünsche, dauerten bis nach 1 Uhr. Um 2 Uhr begann im großen Museumssaale das von ca. 120 Personen, worunter eine glänzende Versammlung der Notabilitäten der Wissenschaft, besuchte und von der Universität dem Jubilar angebotene Festessen, das gewürzt durch vorzügliche Musik (Ouvert. aus „Entführung“, Marsch aus dem „Sommernachtstraum“ p.) bis gegen 7 Uhr Abends dauerte. Der Toast auf den Landesherrn wurde von dem derzeitigen Prorektor, der auf den Jubilar vom Decan der philosophischen Facultät, Prof. Blum gehalten. Der Jubilar antwortete in längerer Rede und warf auf seine Jugend, auf die Zeit der Napoleonischen Bedrängung und die Entwicklung der öconomischen Wissenschaften einen Blick voll reicher Belehrung; er schloß mit einem Hoch auf das fernere Gedeihen der Universität.

²⁰⁹ *Rau 107*

Es sprachen noch der Bürgermeister von Heidelberg Namens der Stadt, Prof. Schuz von Tübingen Namens der dortigen Universität; Prof. Häusser feierte in trefflicher Rede den deutschen Patrioten Rau, Pfarrer Zittel den um Armenwesen und Kirche so verdienten Rau, Prof. Schenkel die Familie des Jubilars, Geh. Rath Mittermaier den früheren Abgeordneten.

Für alle diese Erweisungen dankte Namens der Familie der älteste Sohn Dr. Otto Rau.“

Es gab auch Festgeschenke, Festschriften u.ä. Die Philosophische Fakultät Erlangen erneuerte ihr Diplom von 1812, die Philosophischen Fakultäten der Universitäten Heidelberg und Basel sowie die Juristische Fakultät Prag überreichten Beglückwünschungsdiplome, die Kaiserlich Leopoldinische Akademie der Naturforscher in Jena ein Mitgliedsdiplom, die Staatswirtschaftliche Fakultät Tübingen verlieh ein Doktordiplom.

Die Stadt Heidelberg verlieh dem Jubilar das Ehrenbürgerrecht. Es gab Glückwunschschriften der Philosophischen Fakultäten der Universitäten München, Bonn, Göttingen, Marburg, Gießen, Tübingen, Berlin, Leipzig, Kiel, Würzburg, Greifswald und Breslau.

Gratulationen schickten auch die Wiener Handelsakademie, die Juristenfakultät in Graz, die Juristen- und Philosophische Fakultät Innsbruck, die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät Wien. Es gratulierten auch der Badische Bienenverein, der Landwirtschaftliche Kreisverein des Unterrheinkreises, der Prälat Hoffmann aus Karlsruhe für den evangelischen Oberkirchenrat und die Astorstiftung.

Adressen gab es von den Heidelberger Kameralisten, dem Heidelberger Lesekränzchen und dem Kirchengemeinderat Heidelberg.

Es gab auch literarische Festgeschenke:

Die Philosophische Fakultät der Universität Heidelberg überreichte „ihrem Senior und d.z. Decane“ eine von Prof. Dr. Stark verfaßte Denkschrift über das Niobidenrelief Campana. Der Sohn Dr. Ludwig Rau übergab eine Beschreibung der nutzbarsten Ackerwerkzeuge. Prof. Mittermaier schrieb über die Todesstrafe.

Der Neffe, Staatsanwalt Rudolf Köhler, steuerte einen „Commentar über das bairische Paßgesetz“ bei. Gedichte haben geschrieben: Prof. Stark, Frau Pagenstecher, Dr. med. Pagenstecher und das Patenkind Karl Dinkeldey.

Orden werden verliehen:

Der König Wilhelm von Preußen verleiht den „Rothen Adler-Orden zweiter Classe“ und der Großherzog läßt durch seine Ordens-Kanzlei mitteilen, daß er für die Annahme dieses Ordens

und das Tragen desselben die höchste Erlaubnis gnädigst zu erteilen geruht. Der Großherzog seinerseits verleiht den Stern zum Komturkreuz des Zähringer Löwenordens. Das Festessen wurde im Museumssaal gegeben und von der Universität ausgerichtet.

Das Menu ist überliefert:

Austern.
Caviar-Brödchen.
Suppe à la Julienne.
Hecht mit Kartoffel, Sauce hollandaise.
Ochsenfleisch, warme, kalte Beilagen.
Blumenkohl, Côtelettes aux fines herbes.
Rothkraut, Frankfurter Bratwurst.
Geräucherter Lachs, Zunge.
Kalbskopf en tortue.
Macaroni à l'Italien.

1. *Toast*
Gansleber-Pastete.
Poudding au cabinet.
 2. *Toast.*
Junge Hahnen.
Rehbraten.
Kopfsalat.
Compote.
 3. *Toast.*
Gelée aux marasquine.
Aufsätze.
- Dessert.*

Rudolf Köhler hat von den gehaltenen Reden zwei inhaltlich – wahrscheinlich verkürzt – festgehalten, nämlich die von Prof. Häusser und die von Pfarrer Zittel.

Von Häussers Rede ist überliefert:

„Die Verdienste und Leistungen unseres verehrten Jubilars sind vorhin geschildert und gewürdigt worden. Ich brauche sie nicht zu wiederholen; aber eine Leistung hiezu will ich bringen. Indem

ich nun das Wort ergreife, thue ich's nicht als Professor, sondern als Mitglied der Kammer. Um unser Verfassungs- und unser Staatsleben nämlich hat sich der Jubilar große und bleibende Verdienste erworben als langjähriger Abgeordneter und Vertreter dieser Universität in der ersten Kammer. Er kämpfte immer für Fortschritt, für freie Entwicklung im Staats-, Gemeinde- und Gewerbeleben; er stand in Verbindung und gemeinsamem fruchtbarem Wirken mit anderen trefflichen Männern.

Vor allem ist es ein Mann, der um die Entwicklung unseres Staatslebens die höchsten Verdienste hat und den wir nur mit Verehrung nennen: es ist Nebenius. Wir können aber nicht von Nebenius sprechen, ohne an Rau zu denken. Was ist es nur, das diese getrieben, unablässig zu wirken für des Vaterlandes gedeihliche Entwicklung?

Es war nicht die übersprudelnde Begeisterung der Jugend, nicht kalte Berechnung, nicht Ehrgeiz und Gewinnsucht. Es war, meine Herren, es war die Pflicht. Ja, die Pflicht, die feste Überzeugung, daß für des Vaterlandes freiheitliche, einheitliche Entwicklung von jedem Patrioten das Höchste geleistet werden müsse. Dieser festen Überzeugung ist der Mann zeitlebens unwandelbar treu geblieben. Ein solcher Mann, meine Herren, ein solcher Mann auf seiten des Fortschritts, der liberalen Ideen, der Freiheit, ein solcher Mann wiegt viele Enthusiasten auf. Darum fordere ich Sie auf, ein Hoch auszubringen dem deutschen Patrioten Rau.“

Hier fällt auf, daß Häusser zwischen Patrioten und Enthusiasten unterscheidet und den Pflichtmenschen Rau, der „des Vaterlandes gedeihliche Entwicklung“ als Maxime seines Wirkens versteht, einen Patrioten nennt. Er nennt ihn einen „deutschen Patrioten“, nicht einen badischen, was beinhaltet, daß es um mehr geht als um das Großherzogtum Baden. Dieser Aspekt ist bemerkenswert im März 1862, neun Jahre vor der Reichsgründung.

Aus der Rede von Pfarrer Zittel hat Rudolf Köhler überliefert:

„Was unser verehrter Jubilar geleistet und gearbeitet hat in Wissenschaft und Staatsleben, ist heute bereits nach Gebühr und Verdienst hervorgehoben worden; aber noch nicht, was er für die Kirche, für die Gemeinde, für Wohlthätigkeit und als 25 Jahre langes Mitglied des Heidelberger Kirchengemeinderaths gewirkt. Diese Leistungen entziehen sich ihrer Natur nach vielfach der Öffentlichkeit. Wenn es galt, sociale Schäden zu bessern, einen Kranken zu speisen und zu versorgen, einen armen Knaben zu kleiden, wandte man sich nie vergebens an ihn. Meine Herren, dies that nicht der Geheimrath, denn es gibt gar viele Geheimräthe, die sich um solche Dinge gar nicht kümmern.

Es war auch nicht die Pflicht – es war das Herz und zwar das Herz ganz allein, das warme Herz, das empfänglich ist für die Leiden der Menschheit und stets bereit, ihnen abzuhelpfen.“

Pfarrer Zittel zeichnet hier das Bild nicht nur eines pflichtbewußten Gemeindemitgliedes, sondern das eines warmherzigen und hilfsbereiten Mitmenschen, ausdrücklich „ohne Geheimrath“. Rau selber äußert sich in einem Dankschreiben an die Fakultäten der Universitäten, dessen Entwurf überliefert ist:

„Hochverehrte Herren!

Ihre überaus gütige Theilnahme an dem 50-jährigen Doctor- und zugleich Docenten-Jubiläum, welches zu erleben mir vergönnt war, Ihre guten Wünsche für mich und das günstige Urtheil, welches Sie über meine Bestrebungen in Lehrvertrag und Schrift aussprachen, hat mich innig und fast bis zur Beschämung erfreut.

Es ist mir eine so dringende als angenehme Pflicht, Ihnen dafür aufs herzlichste zu danken. Wenn ich im Stande war, in dem langen verflossenen Zeitraum zur Ausbildung und Verbreitung der politischen Ökonomie Einiges beizutragen, so habe ich dieß größtentheils dem Umstande zuzuschreiben, daß ich, als Sohn eines Universitätslehrers die Gelegenheit hatte, mich für dieses Fach schon vom Knabenalter an und dann in 4-jährigem akademischen Studium, später auch als Gymnasiallehrer vielseitig vorzubereiten, die mathematischen, naturwissenschaftlichen, philosophischen und juristischen Fächer unter guten Lehrern zu betreiben und sie in der Richtung auf das wirtschaftliche Gebiet mit einander in Verbindung zu setzen.

Den älteren Männern, wie Sartorius, v. Jakob, Graf Soden, Lüder, Hoffmann, Fuhr, Lotz, Weber, welche bei meinem Auftreten in verdienstvoller Wirksamkeit standen, mit denen allen ich in persönlichen, zum Theil selbst freundschaftlichen Verkehr kam, stand jener Vortheil weniger zur Seite und sie hatten vielleicht deßhalb bei ihren schätzbaren Leistungen größere Schwierigkeiten zu überwinden, während es mir, als ich mit jugendlichem Muth und Eifer in meinen Beruf eintrat, leichter war, die Arbeiten jener älteren Generation aufzunehmen und fortzusetzen. Die Wissenschaft, die früherhin hauptsächlich im Hörsaal und am Schreibtisch gepflegt wurde, hat seitdem angefangen, sich mehr mit den Erscheinungen und Vorgängen im wirtschaftlichen Leben der Gegenwart in Berührung zu sehen und auf dasselbe mächtig einzuwirken. Mit Vergnügen sehe ich ein jüngeres Geschlecht von tüchtigen Fachgenossen in rüstiger Thätigkeit, sowohl in vielseitigem Forschen als im erfolgreichen Wirken nach außen.

In beiden Hinsichten sind große Fortschritte sichtbar (kennbar). Es wird mir nicht verdacht werden, wenn ich einige Befriedigung darüber empfinde, daß meinen wenigstens eifrigen Bemü-

hungen einiger, vielleicht ein zu großer Antheil an dem gedeihlichen Zustande des staatswirthschaftlichen Studiums (Wissens) zuerkannt wird, während ich nicht verkenne, wie viel noch für andere zu thun bleibt und schon gethan ist.

Genehmigen Sie, verehrteste Herren Collegen! den wiederholten Ausdruck meines Dankes sowie die Versicherung meiner Hochachtung und Ergebenheit und die Bitte um die Fortdauer Ihres collegialischen Wohlwollens.

Ihr herzlichst ergebener R.²¹⁰



Karl Heinrich Rau · 50-jähriges Doktorjubiläum im März 1862

Als wesentliche Änderung in der Wirtschaftswissenschaft bezeichnet Rau hier die „Berührung“ mit den Erscheinungen und Vorgängen im wirtschaftlichen Leben und – vor allem – die „mächtige“ Einwirkung auf diese. Sein größtes Anliegen ist es also, die Wissenschaft nicht nur vom Schreibtisch aus theoretisch zu betrachten und zu behandeln, sondern am Leben selbst zu lernen, es einzuschätzen und gegebenenfalls zu verändern.

²¹⁰ Rau 107

Ein Beispiel für diese Vorgehensweise ist in seinen Reisetagebüchern zu finden, in denen er alle wirtschaftlichen Erscheinungen landwirtschaftlicher oder industrieller Art erforscht, aufzeichnet und verwertet.

Am 7. Oktober 1868 feiert das Ehepaar Rau das **Fest der Goldenen Hochzeit** im Kreise der Familie und Freunde. Auch der Sohn Adolf, der seit fast 20 Jahren in Amerika gelebt hatte, hat die Reise zu diesem Familienfest unternommen. Es ist ein großes Fest. Es soll das letzte sein, das Rau in guter Gesundheit erlebt.

In er kirchlichen Feier führt der Pfarrer aus:

„Ich kann nicht daran denken, der hohen Verdienste zu erwähnen, welche sich der Jubilar auf dem Gebiete der Wissenschaft erworben, seiner ehrenvollen Theilnahme an den politischen Neugestaltungen unserer Zeit, seiner treuen und segensreichen Wirksamkeit in der Kirche, in den Synoden und so viele Jahre hindurch in dem Kirchengemeinderathe; das Alles ist so viel, und die höchst ehrenvolle Anerkennung dafür in dem weitesten wie in dem engsten, in den höchsten wie in den niedersten Kreisen spricht so laut, daß es mir gar nicht möglich wäre, auch nur einigermaßen ein entsprechendes Bild davon zu geben.

Aber das will ich dabei erwähnen, daß es nicht vergessen werden soll, wie in allen diesen Bestrebungen die liebevolle Sorgfalt und Theilnahme der Gattin dem Gatten eine immerwährende Stärkung und Quelle der Freudigkeit geworden ist.

Oder ist es nicht also, verehrter Mann? Haben Sie nicht stets, wenn Sie müde geworden sind von Ihren Arbeiten, wenn Hindernisse Sie mißstimmen wollten, wenn der Gang der Dinge auf Ihre Thätigkeit drückte oder Sie für einen Augenblick entmuthigen wollte, - haben Sie nicht am häuslichen Heerde in dem liebevollen Entgegenkommen der Gattin, in dem Frieden und der Freude der Familie neuen Muth und neue Freudigkeit für Ihre Wirksamkeit geschöpft?“

Neue technische Entwicklungen werden sichtbar: Das Jubelpaar bekommt ein dickes Album mit Goldschnitt, in dem die Photographien der Familie und der Freunde zusammengetragen sind. Glückwünsche werden nicht nur durch Briefe und Karten übermittelt, sondern auch durch das neue Medium des Telegramms. Es sind 12 an der Zahl, eines davon kommt sogar aus San Francisco. Der prominenteste telegraphische Gratulant ist der Großherzog Friedrich.

Im Stadttheater gibt es sogar eine Sondervorstellung für geladene Gäste:²¹¹

²¹¹ Rau 96

Heidelberger Stadttheater.

Mittwoch, den 7. October 1868.

Außerordentliche Vorstellung zur Feier der goldenen Hochzeit
des

Geheimeraths und Professors Dr. H. G. Rau

und seiner

Gattin Amalie, geb. Fischer.

PROGRAMM.

Jubil.-Ouverture von C. M. von Weber.

Hierauf:

König Rene's Tochter.

Lyrisches Drama aus dem Dänischen übersetzt von Leo.

Personen.

König Rene, Graf der Provence
Jolanthe, seine Tochter
Graf Tristan von Daubement
Ritter Jousfred von Orange
Ritter Almerik
Ede Jahn, ein maurischer Arzt
Bertrand
Martha, seine Frau
Graf Tristan's Gefolge.

Herr Boll.
Frau von Glop.
Herr Marr.
Herr Biegelow.
Herr Achenbach.
Herr Weilenbed.
Herr Morris.
Frau Ludwig.

Die Handlung geht in der Provence in einem Thale von Dauclose vor, und währet vom Nachmittage bis zum Sonnen-
untergange. Zeit: Mitte des 15. Jahrhunderts.

Hierauf:

Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum

von

Mendelssohn-Bartholdy.

Dann:

Einer muß heirathen.

Lustspiel in 1 Akt von Wilhelm.

Personen.

Jakob Horn,
Wilhelm Horn, } Brüder, Gelehrte an einem Gymnasium
Gertrude
Louise, deren Nichte

Director Widmann.
Herr Marr.
Frau v. Sternwaldt.
Fr. Widmann.

Hierauf

Ouverture von Suppe.

Zum Schluß:

Vorführung der

Kalospinthe-Chromofrene.

Anfang halb 7 Uhr.

Der Eintritt ist nur gegen Einladungskarte gestattet.

Am 6. Dezember 1868 feiert Rau das seltene Gedenkfest seiner Ernennung zum ordentlichen Professor in aller Stille im Kreise von Familie und Freunden. Seine Gesundheit läßt eine ähnliche Feier wie 1862 nicht mehr zu.

Ein Verzeichnis der „Herren Professoren der philosophischen Fakultät“, die sich am 6. Dezember 1868 um 12 Uhr im Senatszimmer versammelt haben, ist erhalten. Es sind 22. Es gibt Glückwünsche der philosophischen Fakultäten in Freiburg, Göttingen, Tübingen, Jena, München, von anderen wissenschaftlichen Kollegen und Schülern. Des weiteren gratulieren das badische Ministerium des Inneren und die Stadt Heidelberg.

Dieser Tag sollte das letzte offizielle Ereignis im Leben Raus sein. Zwar arbeitet er weiter, aber er zieht sich immer mehr zurück.

Rudolf Köhler schreibt dazu:

„Kurz darauf begann Raus Gesundheit bedenklich abzunehmen, sein Zustand in Baden-Baden im Sommer 1869 war höchst peinlich, besserte sich jedoch wieder etwas im Herbst, wo er als Mitherausgeber der Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft in das Jubelheft aus Anlaß deren 25-jährigen Bestehens noch einen Aufsatz schrieb, dessen Conzept nebst der vorbereitenden Materialiensammlung eine schon auffallende Handschrift zeigt.

Von der tortmäßigen und deßhalb besonders Nachts oft höchst peinlichen inneren Unruhe abgesehen vergieng der Winter in der Einsamkeit der reichen Bibliothek und der auch jetzt noch mit den neuesten Erzeugnissen der Fachliteratur ausgestatteten Studirstube in ungemeiner Thätigkeit. Rau arbeitete an einer neuen Ausgabe des ersten Bandes seiner Finanzwissenschaft, die für sein bestes Werk gilt, und hoffte, sie bis Ostern 1870 zu vollenden, war auch schon bis zum 17. Bogen gekommen, als den 27. Februar 1870 Abends plötzlich ein äußerst heftiger Anfall seines Herzübels eintrat, der nach schweren Leiden und Kämpfen, die er mit christlicher Geduld ertrug und überwand, am 18. März Abends nach 8 Uhr seinen Tod zur Folge hatte.“

Am 20. März folgten die Trauerfeier und die Beerdigung.

Für den Trauerzug wurde ein Programm erstellt:

Program m

für den

Leichen-Cond uct

des verstorbenen

Herrn Geheimen Rathes Dr. Kau.



1. Die Beerdigung des Verstorbenen findet Sonntags den 20. März Nachmittags 4 Uhr statt.
2. Die Leichenbegleitung geschieht zu Fuß; zu derselben versammelt man sich um 3¹/₂ Uhr und zwar a. die academische Corporation, die Herren Staatsbeamten, Geistlichen, Professoren des Lyceums und der Höheren Bürgerschule auf dem Senatszimmer im Universitätsgebäude.
b. Die Herren Akademiker in der Aula.
c. Der Gemeinderath, die übrigen Mitglieder der Bürgerschaft und Andere, welche dem Leichenzuge anzuwohnen wünschen — im großen Saale des Rathhausgebäudes.
3. Um 3¹/₂ Uhr verlassen die unter a, b und c Genannten das Universitäts- resp. Rathhausgebäude, — die Herren Akademiker voraus — und begeben sich nach dem Trauerhause.
4. Vom Trauerhause aus geht der Zug in folgender Ordnung:
 - I. Zwei Oberpedellen mit den academischen Sceptern;
 - II. Die Studirenden;
 - III. Der Leichenwagen, begleitet von 8 Studirenden;
 - IV. Die Familienangehörigen des Verstorbenen;
 - V. Die academische Corporation, geführt durch den zeitigen Prorector;
 - VI. Die Vorstände und Mitglieder der Großh. Staatsbehörden und der Lehranstalten;
 - VII. Der Gemeinderath, der Bürgerausschuß und die sonstigen städtischen Behörden;
 - VIII. Sämmtliche übrige Verehrer und Freunde des Verstorbenen.

Der Zug geht vom Trauerhause aus nach der Providenzkirche, wo ein feierlicher Gottesdienst stattfindet.

Hierauf bewegt sich der Zug wieder in obiger Ordnung auf der Hauptstraße dem Begräbnisplatze zu.

Heidelberg, den 19. März 1870.

Bei der Trauerfeier sprachen der Stadtpfarrer Schellenberg, der Dekan Zittel und Professor Schenkel. Sie würdigten Leben und Werk des Verstorbenen nicht nur in Bezug auf die Wissenschaft, sondern auch im Hinblick auf seine Arbeit für die Kirche in Stadt und Land.

Der Neffe Rudolf Köhler schreibt dazu:

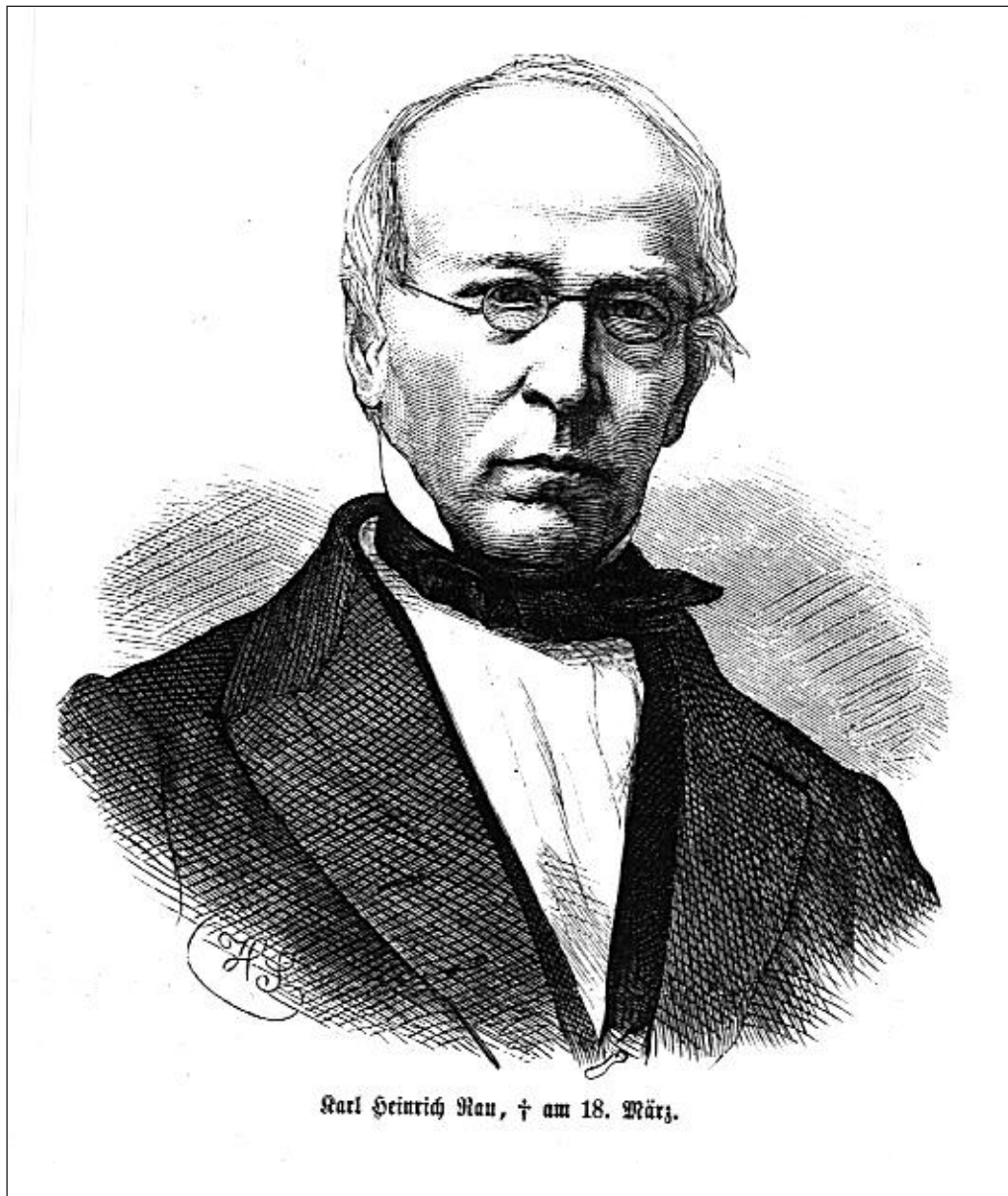
„So schied ein großer Gelehrter von dem seltensten harmonischen Wissen, eine der größten Autoritäten, welche die Volkswirtschaft je besessen, der systematische Begründer derselben in Deutschland, ein gerechter Mann, ein Weiser, der seine Leidenschaften auf das Vollkommenste beherrschte, dem die Leopoldinisch-Carolinische Academie der Naturforscher den Titel „Plato“ keineswegs in übertriebener Schmeichelei beigelegt hatte, ein für alles Große und Edle begeisterter Kunstfreund, ein Wohlthäter der Menschen, ein überaus aufopfernder Gatte, Vater und Freund, ein Patriot, dem leider nicht mehr vergönnt war, den höchsten Wunsch seines Lebens, den Aufgang des Deutschen Reiches, noch verwirklicht zu sehen.

So brachte er sein Leben fast bis zur Gränze, die der Psalmist als höchste bezeichnet, und es war ein Köstliches zu nennen, wie wenige. Und doch ist es voll Mühe und Arbeit gewesen. Aber es ist ein nachahmenswerthes Vorbild für Kind und Kindeskind und Alle, die ihm nahestanden, und in den Schmerz der Trennung mischt sich der Dank für so viel Gnade, die dem Verlebten widerfahren ist. Sein Andenken wird in Segen bleiben immerdar.“

Die „Illustrierte Zeitung“ widmet Rau in ihrer Ausgabe vom 30. April 1870 einen ausführlichen Nachruf. „In kurzen, aber treuen Zügen“ stellt sie Raus Leben und Wirken dar. Hier soll nur auf den letzten Teil, die Würdigung des Menschen Rau, eingegangen werden:

„Rau erfreute sich eines gleichmäßig heitern, ruhigen Temperaments; jedoch war diese Ruhe mehr durch Selbstbeherrschung erworben als angeboren. Seine Bildung war eine classische; alles Gemeine verletzte ihn. Er war ein tüchtiger Lateiner und las die Alten beständig zur Erholung im Urtext. In der Mathematik und Philosophie, in der Rechts- wie in den Naturwissenschaften war er sehr bewandert und im Stande, deren Fortschritten stets zu folgen. Der Umfang seines Wissens war wahrhaft staunenswerth und nur aus einer Vereinigung des rastlosesten Fleißes mit einem wundervollen Gedächtniß zu erklären. Für die Künste hatte Rau einen ausgeprägten Sinn; er war ein tüchtiger Musiker und Contrapunctist, ein trefflicher Zeichner und versuchte sich mit Glück in der Poesie. Er war der italienischen, französischen und englischen Sprache mächtig und hatte in seinem gastlichen Hause, das der Sammelplatz hervorragender Geister war, häufige Gelegenheit, hiervon Gebrauch zu machen.“

Nach einer Aufzählung seiner Mitgliedschaften in akademischen Vereinigungen weist das Blatt darauf hin, daß Rau das Komturkreuz des badischen Zähringer Löwenordens mit dem Stern, den preußischen Roten Adler- und den russischen St. Annenorden besaß.



Der Beitrag schließt mit den Worten:

„Mit ihm sank der Nestor der Heidelberger Universität und der sämtlichen deutschen Nationalökonomen in das Grab. Seine Bestattung erfolgte am 20. März in der feierlichsten Weise. Die außergewöhnliche Theilnahme und tiefe Trauer der hierbei Anwesenden bekundeten, wie lebhaft der Verlust dieses Mannes empfunden wurde, der in seltener Weise Reichthum des Geistes, Festigkeit und Reinheit des Charakters mit dem liebevollsten und liebenswürdigsten Gemüth vereinigte.“

Rau wurde auf dem Heidelberger Bergfriedhof beigesetzt.

9. Ist Rau der typische Professor des 19. Jahrhunderts?

An dieser Stelle ist zu fragen, ob das Leben von Karl Heinrich Rau geeignet ist, im Sinne der Fragestellung dieser Arbeit einen Beitrag zur Sozialgeschichte der deutschen Professorenschaft des 19. Jahrhunderts zu leisten. Kurz gefragt, inwiefern ist das Leben Raus „typisch“ für einen Professor des 19. Jahrhunderts?

Es ist zu fragen, was überhaupt typisch ist. Gewöhnlich meint man damit etwas, das in der Summe seiner Eigenschaften dem entspricht, was man sich unter einer Sache, einer Person oder einer Einrichtung vorstellt. Würde man im Sinne einer Umfrage ermitteln, was in der Bevölkerung mehrheitlich als „typisch“ für einen Professor im 19. Jahrhundert definiert würde, kämen da sicher Begriffe zusammen, die sich als das Gegenstück zur „Alten Burschenherrlichkeit“ darstellen würden. Die Romantik, die Stadt Heidelberg, Gemütlichkeit, freies Studentenleben, Unbeschwertheit, Kameradschaft – das sind alles Begriffe, die zum Studentenleben des 19. Jahrhunderts gehören. Dazu muß der Professor passen: Er ist ein ernsthafter Mann, gewissenhaft und fleißig, manchmal eine Koryphäe der Wissenschaft, manchmal auch nicht, und er wehrt in väterlicher Weise den Studenten, die gelegentlich über die Stränge schlagen. Romantisches Biedermeier eben, wie es in nostalgischer Verklärtheit Eingang in Literatur, Trivilliteratur und Film gefunden hat.

Die Realität sieht allerdings anders aus. Die Lebenszeit Raus reicht von 1792 bis 1870 und umfaßt damit einen besonders ereignisreichen Zeitraum. Seine Geburt 1792 fällt in die Zeit der Französischen Revolution, geprägt von der Aufklärung, die allerdings erst langsam ihren Niederschlag in bürgerlichen Lebensverhältnissen findet. In seiner Jugend, mehr noch in seinem Erwachsenenalter, entwickelt sich stürmisch die Industrielle Revolution, die durch völlig neue Produktionsformen das Leben der Menschen grundlegend verändert.

Seine Erziehung ist geprägt vom Neuhumanismus, den sein Vater und andere, die an seiner Erziehung und Unterrichtung beteiligt waren, in der eigenen Studentenzeit als neu und überzeugend kennengelernt hatten. Latein und Griechisch wurden wie auch das Geschichtsbild des Altertums wesentliche Gegenstände seiner Bildung. Dies war sicher „typisch“ für seine Zeit, wie es auch als selbstverständlich wünschens- und erstrebenswert erschien, dass er, als Sohn eines Pfarrers und Professors, studieren sollte. Daß er dieses Studium ohne die finanzielle Hilfe eines Vaters zu bewältigen hatte, war zwar nicht „typisch“, aber auch nicht ungewöhnlich.

Schulzeit und Studium absolviert er rasch und zielstrebig. Es hätte auch andere Möglichkeiten gegeben, denn es verhielt sich tatsächlich so, wie Wehler schreibt: „Das Studium war frei, ungebunden, ohne Curricula. Jeder blieb sich selber, seinen geistigen Interessen, seinem Bildungshunger oder seiner Vergnügungslust überlassen. Wer der Anziehungskraft einer Wissenschaft erlag, konnte sich ihr ganz und gar hingeben. Wer den Paukboden mit seinen spätf feudalen Kampfritualen bevorzugte, konnte jahrelang Zeit vergeuden. Die Ausfallquote ist unbekannt, muß aber erheblich gewesen sein. Zu dem Leben an den Colleges und Ecoles bildete diese Studentenzeit genau das Gegenteil.

Da Wissenschaft und Berufsausbildung nicht immer den ganzen Menschen in Anspruch nahmen, füllten Landsmannschaften, Verbindungen und Burschenschaften mit ihrer sozialen Aktivität eine Art Hohlraum aus. Im Glücksfall erfuhr man Anregungen, schloß Freundschaften fürs Leben, Die Kehrseite bildeten die Renommiersucht, das arrogante Gehabe der exklusiven Studentenverbände. Beruflich und politisch erwies sich die Zugehörigkeit oft als vorteilhaft, da das System der „Beziehungen“, welche die „alten Herren“ verschafften, die Leistungsnachweise unterlaufen oder wettmachen konnten.“²¹²

Dergleichen kommt für Rau nicht in Frage, da einfach das Geld dafür fehlt. Um finanziell über die Runden zu kommen, gibt er Nachhilfestunden, vorwiegend in Mathematik und Latein.

Außerdem ist er ein recht ernsthaft veranlagter junger Mann, dem das Leben in und mit der Wissenschaft viel bedeutet. (Vgl. seine Überlegungen S. 40.) Da tatsächlich Curricula fehlen, läßt er sich beraten und hat tatsächlich das Glück, von den Kollegen des verstorbenen Vaters einigermaßen freundlich begleitet und gefördert zu werden. Dies gilt bis zum Abschluß seines Studiums.

Die Zeit als Privatdozent und Lehrer am Gymnasium entspricht genau dem damals üblichen Werdegang. Die Zeit bis zur Erlangung einer ordentlichen Professur dauert eine unbestimmte Zeit, und man darf sich nicht entmutigen lassen. Dies tut er auch nicht, sondern hat den besonderen Mut, sich in seiner doch recht ungewissen Situation zu verloben.

Die Reise durch Deutschland – zu Fuß und manchmal per Postkutsche – dient nicht nur der Wissens- und Erfahrungsvermehrung, sondern soll ganz gezielt auch die beruflichen Möglichkeiten ausloten. Der bayerische Staat, der das Reisestipendium unter der Auflage einer Berichterstattung gewährt, weiß das wohl auch und sichert sich ab: Im Falle einer Anstellung im Ausland ist das Stipendium zurückzuzahlen.

²¹² Wehler, Hans Ulrich: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. 2. Bd. München 1987, S.515*

Die Aufzeichnungen, die über diese Reise erhalten sind, zeigen, dass Rau ein ganz besonderer Reisender ist. Auf all seine Stationen werden die wirtschaftlichen Gegebenheiten akribisch erfasst, Landwirtschaft, Gewerbe, Industrie, Handel und Bevölkerung werden beschrieben und bewertet. In großen Städten, wie in Berlin, kommt noch das kulturelle Angebot und das Geistesleben dazu. Diese Art des Reisens wird Rau sein Leben lang beibehalten. Die nachgelassenen Reisetagebücher sprechen eine deutliche Sprache. Rau ist ein wacher und neugieriger Reisender. Alle technischen Entwicklungen in dieser Zeit faszinieren ihn. Es gibt ja auch in dieser Zeit unendlich viel Neues.

Die Entwicklung der Dampfmaschine in allen möglichen industriellen Anwendungen verändert tatsächlich die Welt, in die er hineingeboren ist. Er ist auch kein Pessimist: Veränderungen durch Technik fürchtet er keineswegs. Er betrachtet die Dinge, bewertet ihre Brauchbarkeit und ist voller Optimismus, was den Fortschritt betrifft.

Als Rau im Anschluß an die Reise eine außerordentliche Professur bekommt, ist ein weiterer Schritt auf der Karriereleiter geschafft. Dies ist die Voraussetzung dafür, dass er heiraten kann. Am 7. Oktober 1818 findet die Hochzeit statt, nachdem das „Königreich Bayern“, vertreten durch das Staatsministerium des Inneren, eine „Verehelichungsbewilligung“ erteilt hat. Es wird eine Ehe geschlossen, die sehr harmonisch verläuft und erst durch den Tod des Ehemannes endet.

Seine berufliche Weiterentwicklung ist allerdings in Erlangen gebremst. Es ist abzusehen, dass er in absehbarer Zeit nicht zu einer ordentlichen Professur kommen wird. Seine Veröffentlichungen erregen Aufsehen, er bekommt den Ruf nach Heidelberg. Hier bemüht sich Reitzenstein um eine grundlegende Erneuerung der darniederliegenden Universität und beruft Professoren, die dafür Gewähr bieten. Mit Rau hofft er das schlecht vertretene Fach Kameralistik nach vorne zu bringen, zumal das Großherzogtum Baden erkannt hat, wie wichtig für die Entwicklung eines modernen Staates eine gut funktionierende Verwaltung ist. Rau soll für die gute Ausbildung derjenigen sorgen, die eine moderne Verwaltung auf die Beine stellen sollen. Ein späterer Rückblick auf die Tätigkeit Raus in Heidelberg zeigt, dass Reitzensteins Hoffnung weitgehend erfüllt wurden.

Bis dahin ist eigentlich alles, was man über den Werdegang Raus sagen kann, „normal“ für seine Zeit und damit wohl auch typisch.

Seine wissenschaftliche Bedeutung kann hier nicht diskutiert werden, da das Fachwissen dafür fehlt. Allerdings sind die Urteile über ihn mehrheitlich positiv. Sein Umgang mit seinen Studenten ist freundlich-distanziert. Er pflegt auch gesellschaftlichen Umgang mit ihnen, sie werden „zum Tee“ eingeladen, Verschiedentlich kennt Rau auch die Väter der Studenten.

In das Universitätsleben bringt er sich in mannigfacher Weise ein, sei es im Senat, als Prorektor oder in den Gremien wie der Bau- und Ökonomiekommission. Hier tut er mehr als er müsste, aber er tut es gerne.

Außergewöhnlich ist sein Engagement im Badischen Landtag. Hier arbeitet er erst als gewählter Vertreter der Universität Heidelberg in der 1. Kammer mit, später als vom Großherzog bestimmtes Mitglied. Seine wirtschaftlichen Fähigkeiten prädestinieren ihn zum Berichterstatter in wirtschaftlichen Fragen, deshalb hat er auch hier eher die arbeitsintensiven Parts zu spielen.

Seine Aufgaben spiegeln das bewegte Jahrhundert: Sie reichen von dem Übergang vom mittelalterlichen Zehntwesen zu einer modernen Besitzregelung und Besteuerung bis zur Einführung eines für damalige Zeiten revolutionären Verkehrssystems, der Eisenbahn.

Vom Feudalsystem bis zur industriellen und technischen Revolution begleitet er im Parlament eine tiefgreifende Entwicklung und gestaltet sie in Teilen mit. Die gesellschaftliche Situation, die Veränderungen fordert und in der Revolution von 1848 eskaliert, sieht ihn nicht an der Seite der Revolutionäre. So wichtig ihm Veränderungen sind, so wenig liebt er gewaltsame Lösungen. Er ist loyal zu seinem Landesherrn, ist aber unbedingt für die Überwindung der Kleinstaaterei. Seinen Einzug in das Frankfurter Vorparlament in der Paulskirche ist für ihn einer der Höhepunkte seines Lebens, aber dennoch findet man ihn nicht im gewählten Parlament wieder. Es gibt keine Unterlagen darüber, warum er sich nicht um einen Sitz beworben hat. Er hält aber Kontakt zu seinen Kollegen wie Mittermaier, die sich im Parlament um eine demokratische und gesamtstaatliche Neuordnung Deutschlands bemühen.

Die revolutionäre Entwicklung in Baden überrascht ihn, ist er doch wie viele seiner Zeitgenossen der Meinung, dass im Lande Baden schon eine ganze Menge getan worden sei und Baden im Vergleich zu anderen deutschen Ländern ein verhältnismäßig demokratisches Staatswesen mit einer Verfassung ist, die andere Länder erst noch anstreben. Er begrüßt ausdrücklich den Einmarsch der Preußen, weil sie eine ihm wünschenswerte Ordnung wieder herstellen. Sein Fazit der Revolution in Baden besteht allerdings in Appellen an alle Beteiligten, das Volk, die Fürsten und die Beamten, die nur in einem Miteinander zu einer gedeihlichen Entwicklung kommen könnten.

Nach der Revolution geht das Leben für ihn weiter wie vorher. Er liest, wie auch unbeirrt während der Revolution, er schreibt weiter Lehrbücher und Aufsätze und nimmt Stellung zu den Geschehnissen seiner Zeit.

Ein Höhepunkt seiner Reisetätigkeit ist sicher die Reise nach London zur Weltausstellung 1851, wo er als offizielles Kommissionsmitglied des Landes Baden die neueste Entwicklung beobachtet

und kommentiert. Sein Reisetagebuch und die Briefe an seine Frau bringen dem heutigen Leser wesentlich mehr an Information und Einblicke über das Leben zur damaligen Zeit als sein eigentlicher Auftrag, der Bericht über die landwirtschaftlichen Geräte in der Ausstellung. Er erweist sich hier als eifriger, wacher und fleißiger Beobachter, der keine Mühe scheut, auch ja alles zu dokumentieren.

Sein Engagement in der Kirche und für die Astor-Stiftung ist sicher ein Indiz dafür, dass er ein „Mitmacher“ ist, der sich keiner Verantwortung entzieht und gerne hilft, wo er kann. Er ist ein fleißiger Arbeiter in allem, was er tut, und er tut viel. Er ist gründlich und überlegt, geht systematisch vor und kommt immer zu einem Ergebnis.

Ist er nun der typische Professor des 19. Jahrhunderts? Das ist schwer zu sagen, da jeder etwas anderes für typisch halten mag. Es ist aber sicher bereichernd, einen Blick in dieses reiche, erfüllte Leben zu tun, das einen Mosaikstein in einem Gesamtbild über die Professorenschaft des 19. Jahrhunderts darstellen kann.

Literaturverzeichnis

Allgemeine Deutsche Biographie, Berlin 1970

Balaglou, Christos: Die Vertreter der mathematischen Nationalökonomie in Deutschland zwischen 1838 und 1871. In: Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie. Hrsg. Birger Priddat, Marburg 1995

Baumgarten, Maria: Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Göttingen 1997

Beck, Josef: Karl Friedrich Nebenius. Mannheim 1866

Borgstede, Wolfgang: Volkswirtschaftslehre. Düsseldorf 1977

Deutsches Biographisches Archiv, München 1982

Dickerhof Harald: Kameralstudium und Bickungssystematik in Bayern von der Spätaufklärung bis zum Vormärz. In: Norbert Waszek Hrsg.: Die Institutionalisierung der Nationalökonomie an deutschen Universitäten. St. Katharinen 1988

Fester, R.: „Der Universitäts-Bereiser“ Friedrich Gedike und sein Bericht an Friedrich Wilhelm II. Erstes Ergänzungsheft des Archivs für Kulturgeschichte. Berlin 1905

Hennings, Klaus Hinrich: Aspekte der Institutionalisierung der Ökonomie an deutschen Universitäten. In: Norbert Waszek Hrsg.: Die Institutionalisierung der Nationalökonomie an deutschen Universitäten. St. Katharinen 1988

Hennings, Klaus Hinrich: Die Wirtschaftswissenschaften an der Universität Leipzig im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. In: Norbert Waszek Hrsg.: Die Institutionalisierung der Nationalökonomie an deutschen Universitäten. St. Katharinen 1988

- Hentschel, Volker:* Die Wirtschaftswissenschaften als akademische Disziplin an der Universität Heidelberg 1822-1924. In: Norbert Waszek: Die Institutionalisierung der Nationalökonomie an deutschen Universitäten. St. Katharinen 1988
- Hippel, Wolfgang von:* Revolution im deutschen Südwesten. Stuttgart 1998
- Kolde, Theodor:* Die Universität Erlangen unter dem Hause Wittelsbach 1810 bis 1910. Erlangen 1910
- Lenhart, Volker:* Die Heidelberger Universitatspadagogik im 19. Jahrhundert. Diss. Heidelberg 1968
- Lenhart, Volker Hrsg.:* Historische Pädagogik. Wiesbaden 1977
- Lundgreen, Peter:* Sozialgeschichte der deutschen Schule im Überblick. Göttingen 1980
- Löffler, Thomas:* Zu Nutzen und Gebrauch der Armen. Die Geschichte der Astor-Stiftung In Walldorf. Walldorf 1998
- Mc Clelland, Charles:* Die deutschen Hochschullehrer als Elite 1815 -1850. In: Klaus Schwabe Hrsg.: Deutsche Hoichschullehrer als Elite 1815-1850. Boppard 1988
- Meier, D.H.:* in: v. Weech: Badische Biographien II. Karlsruhe 1875
- Niess, Frank:* Wein und Weisheit. Zur Wirtschaftsgeschichte der Universität Heidelberg im 19. Jahrhundert. In: Karin Buselmeier Hrsg.: Auch eine Geschichte der Universität Heidelberg. Mannheim 1985
- Neugebauer, Wolfgang:* Bildung, Erziehung und Schule im Alten Preußen. In: Karl Ernst Jeismann Hrsg.: Bildung, Staat, Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1989.
- Neumann, Karl:* Die Lehren K.H. Rau's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert. Diss. Gießen 1927

- Obser, Karl Hrsg.:* Jugenderinnerungen Großherzog Friedrichs I. von Baden. Heidelberg 1921
- Paulsen, Friedrich:* Geschichte des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885.
- Priddat, Birger P.:* Volkswirtschaftspolizei bzw. -Politik als Kunstlehre der Beamten-Juristen. In: Schriften des Vereins für Socialpolitik. Berlin 1997
- Rau, Karl Heinrich:* Die vierzig Tage in Heidelberg. Ubstadt-Weiher 1999
- Rau, Karl Heinrich:* Die landwirtschaftlichen Geräte der Londoner Ausstellung im Jahre 1851. Berlin 1853
- Reden bei der Beerdigungsfeier des Geh. Raths Professors Dr. Rau. Heidelberg 1870
- Ringer, Fritz:* Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933. Stuttgart 1983
- Roscher, Wilhelm:* Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. München 1874
- Rosner, Peter:* Wirtschaftsliberalismus und Staatseingriffe bei Karl Heinrich Rau. Working Paper Nr. 8803, July 1988. Institut für Wirtschaftswissenschaften der Universität Wien
- Schmid, K.A.:* Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Gotha 1862
- Schmoller, Gustav:* Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften. Leipzig 1888
- Schumpeter, Joseph A.:* Geschichte der ökonomischen Analyse. Elisabeth Schumpeter Hrsg. Göttingen 1965
- Schwabe, Klaus:* Rahmenbedingungen und Selbstdeutung des beruflichen Wirkens Deutscher Gelehrter. In: Klaus Schwabe Hrsg.: Deutsche Hochschullehrer als Elite 1815-1850. Boppard 1988
- Sinewe, Klaus:* Karl Heinrich Rau. Persönlichkeit und wissenschaftliche Leistung in moderner Sicht. Diss., Erlangen-Nürnberg 1965
- Stiefel, Karl:* Baden 1648-1952. Karlsruhe 2001

- Stier, Bernhard:* Das „Experiment einer deutschen Republik“ im Augenzeugenbericht.
In: Karl Heinrich Rau:
Die vierzig Tage in Heidelberg. Ubstadt-Weiher 1999
- Succow: G.A.:* Plan von der ökonomischen und Kameralshule, welche mit
Kurfürstlich gnädigster Erlaubnis den 3. October in Lautern
wird eröffnet werden. Mannheim 1774
- Tribe, Keith:* Die „Kameral Hohe Schule zu Lautern“ und die Anfänge der
ökonomischen Lehre in Heidelberg 1774-1822. In: Norbert Waszek
Hrsg.: Die I Institutionalisation der Nationalökonomie an
deutschen Universitäten. St. Katharinen 1988
- Weech, Friedrich von:* Badische Biographien II, Karlsruhe 1875
- Wehler, Hans-Ulrich:* Deutsche Gesellschaftsgeschichte. 2. Bd. München 1987
- Willet, Olaf:* Sozialgeschichte Erlanger Professoren. Göttingen 2001
- Wolgast, Eike:* 600 Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386-1986.
Heidelberg 1986